Schaefer, Johann Wilhelm,

Goethe's Leben

Bd.: 2

Bremen (1851)

Goethe's Leben.

Von

J. W. Schaefer.

Zweiter Band.

Bremen.

C. Schünemann's Verlag.

1851.

Ihro Kaiserlichen Hoheit

der regierenden Frau Großherzogin

zu Sachsen-Weimar und Eisenach,

Maria Paulowna,

Großfürstin von Rußland,

der hochsinnigen Kennerin und Pflegerin alles Schönen,

widmet diese Biographie des größten deutschen Dichters

mit den Gesinnungen der reinsten Ehrfurcht

der Verfasser.

Drittes Buch.

Italienische Reisejahre und Revolutionsepoche.

Classicität der Poesie im Bunde mit Kunststudien und speculativer Naturforschung.

„Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selber einerntet, wie bedeutend und sicher jetzt alle seine Schritte sind, wie ihn die Klarheit über sich selbst und über die Gegenstände vor jedem eiteln Streben und Herumtappen bewahrt.“

Schiller an Heinrich Meyer. 1797.

Erstes Capitel.

Italienische Reise.

Herbst 1786—1788.

Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glüh'n,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl?
Dahin! dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, zieh'n!

Die Sehnsucht, mit der sich Mignon nach ihrem Heimathlande Italien hinüberträumt, hatte Goethe jahrelang in sich getragen; es war ihm, als wäre auch er durch ein unfreundliches Geschick unter einen rauheren Himmel entführt worden. Er eilt über die Alpen wie in das Land seiner Jugenderinnerungen; er fühlt sich beim ersten Eintritt „in der Welt zu Hause, und nicht wie im Exil"; ihm ist zu Muthe, als wäre er dort geboren und erzogen worden. Die Luft, die ihm von dort entgegenweht, ist ihm ein Hauch des Friedens und des Glückes, der jede Sorge verweht und „die Falten des Geistes austilgt." Die ersten Klänge der fremden Sprache machen ihn so froh, wie wenn dem Verbannten zum erstenmal wieder der traute Ton der Muttersprache entgegenklingt: „die geliebte Sprache wird ihm lebendig und die Sprache des Gebrauchs." Sein Geist gewinnt wieder die jugendliche Elasticität; er fühlt sich erlöst von dem „Stocken und Schleichen." Alles wird ihm wieder lieb, was ihm von Jugend auf werth war. „Es liegt

in meiner Natur, das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und diese Anlage an so herrlichen Gegenständen Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, ist das seligste aller Gefühle."

Dies Entzücken begleitet ihn auf allen seinen Schritten; nie findet er seine Erwartungen getäuscht, weil sein Geist geübt ist, die Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen, „und er von aller Prätension sich völlig entäußert hat." Daher fühlte er sich auf einer Höhe der glücklichsten Empfindung, daß er noch in später Erinnerung zu dem Geständniß kam, im Vergleich mit Italien nicht wieder froh geworden zu sein: „wohl hatte Mignon Recht, sich dahin zu sehnen!" Wenn das Glück eben darin besteht, daß aus dem Genusse ein neues höheres Sehnen, aus dem Gewinn ein neues Streben sich erzeugt, so ward ihm dies in reichstem Maße in einem Lande zu Theil, wo Natur und Kunst für Geist und Sinn eine unerschöpfliche Fülle der Genüsse darbieten, wo Jahrtausende die Schätze einer hohen Cultur aufgehäuft haben. Wer mit Goethe's klarem Auge, mit solch' empfänglichem, regem Geiste an sie herantritt, „der den ganzen Tag im Gespräch ist mit den Dingen, so daß ihm keine Existenz mehr ein Räthsel ist," dem muß wohl im Vollgefühl einer gehobenen Existenz das Herz freudig emporschlagen, als sei es eine „Wiedergeburt," eine „neue Lebensepoche, in der die Summe neuentwickelter Kräfte zusammenschließt," wenn auch zuletzt die Ueberzeugung sich aufdrängt, daß er nun erst werth sei, einzutreten, daß er nun erst recht sehe, begreife und genieße. „Alles, was ich in dieser Epoche aufgeschrieben" — äußert Goethe später in einem Briefe an Schiller — „hat mehr den Charakter eines Menschen, der einem Druck entgeht, als der in Freiheit lebt, eines Strebenden, der erst nach und nach gewahr wird, daß er den Gegenständen, die er sich zuzueignen denkt, nicht gewachsen ist, und der am Ende seiner Laufbahn fühlt, daß er erst jetzt fähig wäre, von vorn anzufangen."

Goethe's Schilderungen seiner Reiseerlebnisse und Genüsse liegen in solcher Ausführlichkeit vor Aller Augen, daß uns eine gedrängte Darstellung zur Pflicht wird. Sie sind größtentheils aus Tagebuchsblättern und Briefen an die Freunde und die geliebte Freundin zusammengestellt, und wenn auch die Beziehungen zu den einzelnen Personen durch die Redaction mehr getilgt und in die Ferne gerückt sind, so treten doch Herder, Knebel und Charlotte von Stein deutlich genug als der Freundekreis hervor, durch deren Liebe und Andenken ihm jede Freude geweiht wird, indem ihn dabei die Hoffnung künftigen gemeinschaftlichen Genusses der gewonnenen Schätze beglückt: „ich habe schon Freudenthränen vergossen, daß ich Euch Freude machen werde." Der Reiz dieser Reiseskizzen liegt im Individuellen, in der Wärme subjectiver Auffassung; oft möchte man sie die Wertherbriefe des Mannes nennen, indem die tiefste Lyrik des Herzens das Episch-Mannigfaltige der Schilderung beseelt. Ueber sein Verhältniß zu Frau von Stein spreche statt aller eine Stelle aus einem von Palermo datirten Briefe: „Geliebteste, mein Herz ist bei Dir; und jetzt, da die weite Ferne, die Abwesenheit Alles gleichsam weggeläutert hat, was die letzte Zeit über zwischen uns stockte, so brennt und leuchtet die schöne Flamme der Liebe, der Treue, des Andenkens wieder fröhlich in meinem Herzen."

Die Freundschaft mit Herder stand in jenem Jahre auf der Höhe des Vertrauens und der Geistesgemeinschaft. Die Beziehungen zu Merck hatten sich gelockert, und von dem Idealismus Jacobi's konnte er kein Verständniß seiner italienischen Studien hoffen. Herder dagegen stand ihm nahe durch seine sinnvolle Auffassung der griechisch-römischen Welt; seine „Ideen zur Geschichte der Menschheit" wurden Goethe „das liebste Evangelium", und von Herders „zerstreuten Blättern" und seinen „Gott" überschriebenen philosophischen Abhandlungen spricht er mit großer Anerkennung und Wärme, was ihm Herder nach

Uebersendung der Iphigenie und des Egmont nicht mit Gleichem wiedervergalt. Herder besorgte die Ausgabe der Goethe'schen Schriften.

Goethe's Freunde erwarteten von dem Aufenthalt in Italien einen Aufschwung seines poetischen Genius, Dichtungen, welche, wie einst Götz und Werther, die Bewunderung der Welt würden. Ihnen galt seine Beschäftigung mit Naturforschung und technischer Kunstübung nur als eine nutzlose Tändelei, wie es denn z. B. Körner unverantwortlich nennt, daß Goethe, so lange für ihn etwas zu thun übrig bleibe, das seines Geistes würdig sei, seine Zeit im Naturgenuß verschwelge und mit Kräutern und Steinen vertändele. Wenn Goethe bei Gelegenheit seiner Iphigenie schreibt: „es ist nicht das erste Mal, daß ich das Wichtigste nebenher thue, und wir wollen darüber nicht weiter grillisiren und rechten" — so weist er damit ohne Zweifel einen ähnlichen Vorwurf Herder's zurück, der ihn stets daran erinnerte, daß die Welt vornehmlich auf sein poetisches Talent Anspruch zu machen habe. Goethe aber war es um harmonische Ausbildung seiner gesammten geistigen Individualität zu thun; darin nahm die Dichtkunst nur eine Stelle, und in Italien nur die zweite ein. Es mangelte damals unserm Dichter an Gegenständen, die als ein Selbsterlebtes sein ganzes Inneres in Bewegung setzten. War das stoffliche und pathologische Interesse, das ihn zu seinen bisherigen Dichtungen getrieben hatte, in den Hintergrund getreten, so machten sich in seinem nach Regel und Gesetz strebenden Geiste um so mehr die Forderungen der reinen Kunstform geltend, und dieser glaubte er nur auf dem Wege der bildenden Kunst sich nähern zu können, da die Poetik ihm nur ein regelloses Schwanken zu sein schien. Er suchte außerhalb der Dichtkunst eine Stelle, auf welcher er zu einer Vergleichung gelangen könne. „Ich bin im Lande der Künste; laßt uns das Fach durcharbeiten, damit wir für unser übriges

Leben Ruh' und Freude haben und an was Anderes gehen können" — um diesen Punct schließen sich die Resultate der italienischen Reise zusammen. So wenig er sich's verhehlte, daß ihm zur technischen Ausübung der Kunst wenig natürliche Anlage geworden sei, fühlte er doch „zu dem, wozu er eigentlich keine Anlage hatte, einen weit größern Trieb, als zu dem, was ihm von Natur leicht und bequem war," und gesteht, weit mehr auf das Technische der Malerei als auf die poetische Technik geachtet zu haben. Gelangte er dennoch endlich zu der Ueberzeugung, daß er auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht zu leisten habe und eigentlich zur Dichtkunst geboren sei, so konnte er sich daran erfreuen „zu sehen, wie Poesie und bildende Kunst wechselseitig auf einander einwirken können". So erntete zuletzt der dichterische Genius die reife Frucht aller dieser Bestrebungen.

Seit vielen Jahren hatte Goethe sich in das geheimnißvolle Wirken und Weben der Natur mit so tiefeingehendem Studium versenkt, daß sie in dem Lande, wo sie sich in den herrlichsten Formen und glanzvollsten Erscheinungen seinem Auge darstellte, wiederholt und lebhaft ihn in ihre Gebiete herüberziehen mußte. Das Gesetz der Einheit und Harmonie, das ihn in den Werken der bildenden Kunst mit Bewunderung erfüllte, sucht er auch in der Organisation der Pflanzenwelt auf, und die Betrachtung des farbenreichen südlichen Himmels wird ihm eine Aufforderung, dem Räthsel der Farbenbildung nachzuforschen. Obgleich er sich vorgenommen hat, „auf dieser Reise sich nicht mit Steinen zu schleppen", wird er doch, sowie er sich ihnen naht, wieder von ihnen angezogen, und mineralogische Untersuchungen nehmen von Zeit zu Zeit seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Diese Vielseitigkeit und Vielgeschäftigkeit lag in der Natur seines Wesens und ist seit seiner Kindheit der Grundzug seiner geistigen Thätigkeit. Mag er sich auch manchmal darüber Vorwürfe machen, daß er zu viel

treibe und daß es ein Fehler der Neueren sei, so zerstreut zu sein und unerreichbare Forderungen erfüllen zu wollen; mag er auch gestehen, endlich die Capitalfehler zu entdecken, die ihn sein Leben lang verfolgt und gepeinigt hätten, nämlich die Scheu, das Handwerk der Sache, die er treiben wolle, zu lernen und auf eine Arbeit so viel Zeit zu wenden, als dazu erfordert werde: dennoch reißt ihn der mächtigere Trieb immer wieder mit sich fort, und er vermag den neu erwachsenden Aufgaben sich nicht zu entziehen. Allein der Kern seines Wesens gelangt dennoch zu größerer Festigkeit; es ist kein vages Hin- und Herschweifen mehr, sondern er tritt an jede Frage mit dem Ernst des wissenschaftlichen Forschers.

Nur Eins trat inmitten dieser friedlichen Geisteswelt ihm seltener vor die Seele, das große Völkerdrama, das auf Italiens und Siciliens Boden vom Beginn des Römerstaats an bis zu der tragischen Vernichtung der politischen Kräfte des italienischen Volks sich entwickelt hat. An der idealen Größe des römischen Geistes konnte er sich entzücken, wenn sie ihm in den Trümmern alter Bauwerke entgegentrat; allein er hieß zürnend den Führer schweigen, der ihm in einer lachenden Flur Siciliens von Hannibal erzählte. Das damals in tiefen Schlummer gesunkene politische Leben Italiens mit seinen in hergebrachten Formen willkürlich-patriarchalisch regierten kleinen Staaten, wo nur erst leise das Licht der neuen Ideen in den Schriften eines Beccaria und Filangieri und in den Reformen Leopolds von Toscana aufzudämmern begann, bot von dieser Seite seinem Geiste keine Anregung. Daß ihn von neuen poetischen Entwürfen der Plan, das Epos der Odyssee in dramatische Form einzuschließen, am lebhaftesten beschäftigte, ist uns der deutlichste Beweis, daß ihn nur noch die plastische Schönheit einer idyllischen Menschenwelt dauernd zu fesseln vermochte und die Welt der Thaten keinen Reiz mehr für ihn hatte. Es war daher für unsere dramatische Literatur eine besondere Gunst

des Schicksals, daß die reifere Ausbildung der künstlerischen Einsicht und Technik sich mit dem stofflichen Gehalt älterer Entwürfe verschmelzen konnte, um diese zu den vollendetsten dramatischen Dichtungen zu gestalten, bevor seine Poesie der epischen Richtung, die jetzt vorherrschend ward, sich hingab.

Iphigenie ward seine Begleiterin auf dem Wege nach Rom. Als mitten in der erhabenen Alpennatur sein poetischer Genius wieder Flügel erhielt, nahm er — es war auf der Höhe des Brenners, von wo die Alpenstraße sich nach Süden senkt — das Manuscript der Iphigenie aus dem Handschriften-Packete heraus, um sich in Stunden der Muße damit zu beschäftigen, sie in das edlere Gewand der metrischen Form zu kleiden. Am Ufer des Gardasee's, wo er sich so glücklich fühlte im ersten Anhauch des südlichen Himmels und zugleich so einsam und getrennt von den Geliebtesten, schrieb er jenen herrlichen Monolog:

— Das Land der Griechen mit der Seele suchend,
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.

Rasch hatte er bis dahin das südliche Deutschland durchflogen, gleich als fürchte er noch zurückgerufen oder von einem Begleiter eingeholt zu werden. Er reiste bis Rom im strengsten Incognito; sein Name war Möller; er galt für einen reisenden Kaufmann. Selbst den Naturalien- und Kunstsammlungen Münchens hatte er nur kurze Zeit gewidmet. In der Bildergallerie war ihm, als müsse er sein Auge erst wieder an Gemälde gewöhnen; am meisten erfreuten ihn die Skizzen von Rubens. Im Antikensaal sah er ein, daß sein Auge für diese Gegenstände zu wenig geübt sei. Auf dem Durchfluge durch Tyrol erhebt und erheitert sich sein Geist an dem Großen der umgebenden Natur; er beobachtet, wie auf seiner Schweizerreise, die Wolkenzüge und die Veränderungen des Wetters, die Gebirgsbildung und die neue Pflanzenwelt, welche ihm die Annäherung des Südens stufenweise verkündigte. In den fruchtbehangenen Gärten an

den lieblichen Ufern des Gardasee's begrüßte er mit schwärmerischem Entzücken den Reichthum der südlichen Vegetation, die ihm auf dem Wege nach Venedig im anmuthigsten Wechsel der Flur zur Seite blieb. Besonders entzückte ihn in dem botanischen Garten zu Padua die Fülle fremder Pflanzen, welche seine Forschung lebhaft erregte: „denn was ist Beschauen ohne Denken?" Eine Fächerpalme, an der sich die Stufenfolge der Veränderungen ihrer Blätter recht vollendet darstellte, machte ihm aufs neue den Gedanken wieder lebendig, „bei dem er in seiner botanischen Philosophie stecken geblieben war, ohne abzusehen, wie er sich entwirren solle", nämlich „daß man sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus Einer entwickeln könne", ein Gedanke, der seitdem der Mittelpunct aller seiner botanischen Untersuchungen ward.

In den großen Städten gab er sich vorzüglich der Betrachtung der Bauwerke und Kunstschätze hin. Das Amphitheater in Verona war das erste bedeutende Monument der alten Zeit, das er sah. Im Geschmack der heitern hellenischen Bauten hatte Palladio in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts seine Vaterstadt Vicenza mit Kirchen und Palästen geschmückt. Goethe ward durch die Anschauung derselben ein begeisterter Verehrer des ausgezeichneten Meisters. Er kaufte in Padua seine Werke und bekam durch sie „Respect vor den antiken Bauten", während er die Verehrung der gothischen Bauwerke ganz los wurde: „Die Baukunst steigt" — schreibt er von Venedig aus — „wie ein alter Geist aus dem Grabe hervor; sie heißt mich ihre Lehre, wie die Regeln einer ausgestorbenen Sprache, studiren, nicht um sie auszuüben oder mich an ihr lebendig zu erfreuen, sondern nur um die ehrwürdige, für ewig abgeschiedene Existenz der vergangenen Zeitalter in einem stillen Gemüth zu verehren."

Am 28. September konnte er freudig bewegt ausrufen: „so ist denn auch, Gott sei Dank, Venedig mir kein bloßes

Wort mehr, kein hohler Name!" Abends fünf Uhr stieg nach einer unterhaltenden Fahrt die alte Lagunenstadt vor ihm aus dem Meere empor, das er zum erstenmal in seinem Leben sah. Seinen Vorsatz, während eines Aufenthalts von zwei Wochen ein bis in die Einzelheiten vollständiges Bild der einzigen und reichhaltigen Stadt in sich aufzunehmen, führte er mit rastloser Geschäftigkeit aus. Stundenlang durchlief er ohne Führer die engen Gassen der Stadt, um sich „bis in die letzte bewohnte Ecke der Einwohner Sitte und Wesen zu merken." Er hört dem Erzähler auf der Riva zu, wohnt den öffentlichen Gerichtsverhandlungen bei, die ihm „unendlich besser gefallen, als unsere Stuben- und Kanzlei-Hockereien", und besucht fleißig Oper und Schauspiel, um seine Ansichten über Drama und Declamation zu erweitern. Da er in Venedig die Frühstunden auf seine Iphigenie verwandte, so bildete er sein Ohr für den Klang der fünffüßigen italienischen Jamben; denn man vergesse nicht, wie weit wir noch in der Technik des dramatischen Verses zurück waren. Auch bestellte er sich den Gesang der Schiffer, aus Ariost's und Tasso's Gedichten, welcher schon damals zu den halbverklungenen Sagen der Vorzeit gehörte. Kirchen und Paläste mit ihren zahlreichen Schätzen aus der Blüthezeit der Kunst gewährten täglich neuen Genuß, und selbst das Studium der Natur fand am Strande des Meers an der „Wirthschaft der Seeschnecken, Patellen und Taschenkrebse" eine anregende Beschäftigung.

Am 14. October befand er sich auf dem Wege nach Ferrara. Den Unmuth, den die Oede der Stadt erweckte, konnte kaum die Erinnerung an die Tage, welche der Gesang Ariost's und Tasso's verherrlichte, verscheuchen. Der Ebenen überdrüssig, war er froh, als er in Cento zum erstenmal die Apenninen sah. In Bologna verweilte er nur wenige Tage, da es ihn nach Rom vorwärts trieb. Die dortigen Gemäldesammlungen, welche viele ausgezeichnete Werke, nament-

lich von Domenichino, Guido Reni, Guercino da Cento und den Caracci's enthalten, ließen nur flüchtige Eindrücke zurück, und mit den Heiligenbildern konnte er sich nicht recht befreunden. Als lichte Puncte jedoch blieben in seiner Phantasie die heilige Cäcilia von Rafael, das Meisterwerk aus dessen letzter und höchster Kunstperiode, und eine heilige Agathe mit dem Ausdruck „einer gesunden, sichern Jungfräulichkeit." „Ich habe mir" — äußert er — „die Gestalt wohl gemerkt und werde ihr im Geist meine Iphigenie vorlesen, und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte."

Die Fortsetzung dieser Dichtung stockte jedoch, da die poetische Meditation unsers Dichters auf andere Fährten verlockt wurde. Er fühlte sich plötzlich angetrieben, den Plan einer Iphigenie in Delphi, gleichsam einen zweiten Theil seines Drama's, auszubilden. Schon die hellenische Sage kennt diese Erweiterung. Elektra, in gewisser Hoffnung, daß Orestes das Bild der Diana nach Delphi bringen werde, erscheint im Tempel des Apoll, um die Axt, die im Hause der Pelopiden so viel Unheil angerichtet hat, als Sühnopfer zu weihen. Zu ihr tritt ein Grieche und erzählt, wie er Orest und Pylades nach Tauris begleitet und die beiden Freunde zum Tode habe führen sehen. Indeß sind diese nebst Iphigenien in Delphi angekommen. Der entflohene Grieche erkennt in Iphigenien die Priesterin, welche die Freunde geopfert habe, und entdeckt es Elektren. Diese, von leidenschaftlicher Wuth ergriffen, entreißt das Beil wieder dem Altar, um Iphigenien damit zu morden, als eine glückliche Wendung den Irrthum aufklärt und eine rührende Scene des Wiedererkennens und der glücklichen Wiedervereinigung der Geschwister herbeiführt. Der Gegenstand lag noch mehr als der Elpenor innerhalb des Kreises der Goethe'schen Poesie, wurde aber leider! nicht wieder aufgenommen.

Um zur Zeit der großen Kirchenfeste im Beginn des Novembers in Rom zu sein, beschleunigte Goethe seine Weiterreise so sehr, daß er von Florenz sich schon nach drei Stunden losriß und die Betrachtung seiner Kunstschätze für die Rückreise aufsparte. Er nahm seinen Weg über Arezzo, Perugia und Foligno. Nach Assisi machte er eine Seitentour zu Fuß, um den herrlichen wohlerhaltenen Minervatempel, jetzt die Kirche Maria della Minerva, zu betrachten; es war das zweite großartige Denkmal antiker Baukunst, das seinem Auge begegnete: „was sich durch die Beschauung dieses Werkes in mir entwickelt, ist nicht auszusprechen und wird ewige Früchte bringen." Daß er die Construction der sechs korinthischen Säulen, welche die Façade bilden, richtiger als Palladio und Winckelmann erkannte und beurtheilte, beweist uns, wie sehr sein Blick für architektonische Verhältnisse geschärft war. In Spoleto sah er das dritte Werk der Alten, in welchem ihm „derselbe große Sinn" entgegen trat, die aus zehn Bogen gewölbte Wasserleitung, die zugleich Brücke von einem Berge bis zu einem andern ist. Neben solchen freudigen Momenten gab es auch, seit er das Gebiet der päpstlichen Herrschaft betreten hatte, Unzufriedenheit mit dem Vetturin und seinem schlechten Fuhrwerk, elende Beherbergung in den Wirthshäusern, Gefahr unter einer banditenartigen Gesellschaft; doch Alles ward ihm erträglich durch den Gedanken, daß er der ersehnten Weltstadt sich nähere: „ich will mich nicht beklagen, wenn sie mich auch auf Ixions Rad nach Rom schleppen". Die überall sich kundgebende Verwahrlosung des geistlichen Staats, der zu Ceremonien eines crassen Aberglaubens herabgesunkene kirchliche Cultus regte indeß seinen Unmuth so sehr auf, daß sein Gedicht vom ewigen Juden wieder in seinem Geiste lebendig ward und er die Idee des Venio iterum crucifigi aufs neue ausbildete.

Allein jede Wolke war von seinem Gemüthe weggeweht, als er am 28. October unter der Porta del Popolo die Ge-

wißheit hatte, in dem ewigen einzigen Rom zu sein. Ueberfüllt, überdrängt von dem Bedeutenden, das tagtäglich ein Neues seinem Geiste sich darbietet, erkennt er, daß Rom eine Welt ist und man Jahre gebraucht, um sich nur erst darin gewahr zu werden; er thut nur die Augen auf und sieht und geht und kommt wieder, bis er Abends müde ist vom Schauen und Staunen. Mit dem neuen Rom machte er sich wenig zu schaffen und im Glanz der Kirchenfeste, die er gleich nach seinem Eintritt erwartungsvoll aufsuchte, regte sich seine „protestantische Erbsünde.“ Es war vielmehr sein Geschäft, das ihm die schönste Befriedigung gewährte, „das alte Rom aus dem neuen herauszuklauben“, und es ging ihm bei Betrachtung der Stadt, „wie man die See immer tiefer findet, je weiter man hineingeht“.

Nach Anleitung der Winckelmann'schen Kunstgeschichte begann er die alten Kunstwerke nach Epochen zu studiren. An den römischen Alterthümern ging ihm der Sinn für die alte Geschichte auf; er wünschte in Rom den Tacitus zu lesen, und fühlte, daß sich in Rom Geschichte ganz anders läse, als an jedem Orte der Welt; „Inschriften, Münzen, von denen er sonst nichts wissen mochte, Alles drängte sich heran“. Man begleite ihn an der Hand seiner lebenswarmen Schilderungen zu dem Coliseo, der Rotonda, dem Apoll von Belvedere, der Sixtinischen Capelle und anderen Kunstschätzen Roms, und man fühlt sich aufs tiefste ergriffen von dieser kindlichen, poesievollen Hingebung an das Schöne und Große der Gebilde der Kunst. Mehr und mehr gelangte er zu der Einsicht, daß er nicht nach Italien gekommen sei, um Lücken auszufüllen, sondern daß er weit in der Schule zurückgehen und durchaus umlernen müsse; er verglich sich daher mit einem Baumeister, der zu dem Thurm, den er aufführen wollte, ein schlechtes Fundament gelegt hat; er wird es noch bei Zeiten gewahr und bricht gern wieder ab; seinen Grundriß sucht er zu erweitern, sich seines Grundes mehr zu versichern und freut sich schon im Voraus der Festigkeit des

künftigen Baues. Von der Klarheit und Befriedigung, in der er jetzt lebte, hatte er lange kein Gefühl gehabt. Darin erkannte er auch die sittliche Rückwirkung des Kunstgenusses; er fühlte, daß durch die anhaltende Betrachtung des Schönen und Erhabenen der Geist zum Ernst und zur Tüchtigkeit gestempelt werde, und auch der sittliche Mensch eine große Erneuerung erleide.

Goethe's Reisezweck ward sehr dadurch begünstigt, daß er in Rom mit Landsleuten zusammentraf, die ihm aufs bereitwilligste förderlich zu sein bemüht waren. Wilhelm Tischbein, mit dem schon ein altes Verhältniß durch Briefe befestigt war, wurde sein bester Führer in Rom, wo er schon seit mehreren Jahren thätig war. „Ich werde nie" — schreibt Goethe im Januar — „und wenn auch mein Schicksal wäre, das schöne Land zum zweitenmal zu besuchen, so viel in so kurzer Zeit lernen können, als jetzt in Gesellschaft dieses ausgebildeten, erfahrenen, feinen, richtigen, mir mit Leib und Seele anhängenden Mannes." Er stand der Geistesrichtung unseres Dichters um so näher, als auch er die Malerkunst mit der Poesie in Verbindung zu setzen suchte. Schon 1782 beschäftigte er sich mit Zeichnungen nach Goethe's Gedichten und stellte eine Scene aus dem Götz in einem Gemälde dar. Jetzt versuchte er umgekehrt Goethe für die Idee zu gewinnen, Gedichte zu seinen Gemälden zu machen, ein Project, von dem kein Erfolg zu erwarten stand. Er malte während dieses freundschaftlichen Zusammenlebens das große Portrait Goethe's, welches ihn darstellt, wie er als Reisender, in einen Mantel gehüllt und auf einem umgestürzten Obelisken ruhend, die tief im Hintergrunde liegenden Ruinen der Campagna di Roma überschaut. Hofrath Reiffenstein, Director des Erziehungsinstituts für russische Künstler, belebte die geselligen Verhältnisse der fremden Künstlerkolonie, in der damals die Malerin Angelica Kaufmann als ein Stern erster Größe glänzte [1]). In diesem

engeren Kreise von Kunstfreunden verkehrte Goethe am liebsten, da er eine Abneigung hatte, in Rom eine Rolle zu spielen. Er suchte sich wenigstens durch ein Halbincognito gegen die Zudringlichen zu schützen, um den Erörterungen über sich und seine poetischen Arbeiten zu entgehen. Indeß mußte er manchmal nachgeben, und selbst italienische Dichter bemühten sich um sein kritisches Urtheil über ihre Werke. Der Abbate Monti, den er in dem Gesellschaftscirkel des Fürsten von Liechtenstein kennen gelernt hatte, las ihm sein neues Trauerspiel Aristodemus vor, das im Januar mit vielem Beifall, den besonders die deutsche Künstlerbank freigebig spendete, auf die Bühne gebracht ward. Die Folge dieser Bekanntschaft war, daß Goethe am 4. Januar mit einem schmeichelhaften Diplom in die Dichtergesellschaft der Arcadia aufgenommen ward.

Mit warmer Verehrung schloß sich in Rom Karl Philipp Moritz an ihn an, der arme deutsche Gelehrte voll lebendigen Geistes, welchen ebenfalls das Verlangen nach den Wunderwerken des alten Roms über die Alpen geführt hatte [2]). „Es ist eine Wollust" — schreibt Moritz an einen Freund in der Heimath — „einen großen Mann zu sehen; wie warm empfinde ich dies jetzt. Wie ein wohlthätiger Genius konnte mir Goethe nirgends gewünschter erscheinen, als hier. O warum kannst Du nicht auch Dich an seines Geistes milder Flamme wärmen! Ich fühle mich durch seinen Umgang veredelt; die schönsten Träume längst verflossener Jahre gehen in Erfüllung." Auf einem Spazierritt, den sie in den letzten Novembertagen zusammen gemacht hatten, brach Moritz den linken Arm, indem sein Pferd auf dem ausgeglätteten, durch einen Staubregen schlüpfrig gewordenen Pflaster in der Nähe des Pantheon stürzte. Er mußte einige Monate hindurch das Bett hüten. In dieser Zeit nahm sich Goethe seiner aufs freundlichste an und ward sein „Wärter und Beichtvater, sein Finanzminister und geheimer Secretar". Aber auch Goethe kamen seine

vielseitigen antiquarischen und mythologischen Kenntnisse in Rom trefflich zu Statten. Auch räumt er ein, daß er nicht gewagt haben würde, seine Iphigenie in jambisches Metrum zu übertragen, wenn er nicht in Moritzens „Versuch einer deutschen Prosodie“ einen Leitstern gefunden hätte; durch die mündlichen Erörterungen des Verfassers fühlte er seine Einsicht noch mehr gefördert.

Die Umarbeitung der Iphigenie ward in Rom zu Ende geführt. Die Frühstunden waren ihr gewidmet. Der Dichter verfuhr dabei mit solcher Strenge, daß er gesteht, an manchen Versen sich stumpf gearbeitet zu haben. Er nennt sie in dem Briefe vom 10. Jan. 1787, womit er ihre Absendung an die Freunde in der Heimath begleitete, „sein Schmerzenskind, aus mehr als Einem Sinne.“ „Ob es mir gleich ganz gleichgültig ist, wie das Publicum diese Sachen betrachtet, so wünschte ich doch meinen Freunden einige Freude bereitet zu haben.“ Auch diese bescheidene Hoffnung sollte indeß nur unvollkommen sich erfüllen. So einsam stand der Dichter mit seinem Meisterwerke, über dessen Werth jetzt nur Eine Stimme der Anerkennung herrscht, daß man ihm von keiner Seite die Mühe, die er darauf gewandt hatte, recht Dank wußte. Die Freunde in Rom, denen er es vorlas, erwarteten etwas Berlichingisches und konnten sich in den ruhigen Gang nicht gleich finden; nur „die zarte Seele Angelica nahm das Stück mit unglaublicher Innigkeit auf.“ Noch unerklärlicher ist, daß man im weimar'schen Freundekreise die Vorzüge der neuen Bearbeitung so wenig würdigte, daß man ihm durch die kühle Aufnahme ziemlich deutlich zu verstehen gab, man habe lieber das ältere Prosa-Drama zurückkehren sehen. „Ich merke wohl,“ schreibt Goethe einige Monate später — „daß es meiner Iphigenie wunderlich gegangen ist . . . . und daß im Grunde mir niemand für die unendlichen Bemühungen dankt; . . . . doch das soll mich nicht abschrecken, mit Tasso eine ähnliche Operation vorzunehmen.“

Inzwischen durchkreuzten sich im Beginn des neuen Jahres mancherlei Pläne wegen der Fortsetzung der Reise. Anfänglich sollte Rom das südlichste Ziel derselben sein; gleich nach Ostern wollte er Rom verlassen und über Florenz der Heimath wieder zurücken. „Mein dringendstes Bedürfniß" — schreibt er — „wird befriedigt sein; ich bin von einer ungeheuren Leidenschaft und Krankheit geheilt, wieder zum Lebensgenuß, zum Genuß der Geschichte, der Dichtkunst, der Alterthümer genesen und habe Vorrath auf Jahre lang auszubilden und zu completiren." Da ihm jedoch freundliche Stimmen aus der Heimath zuredeten, nicht zu eilen, um mit vollständigerem Gewinn nach Hause zurückzukehren, auch der Herzog ihn in einem gütigen theilnehmenden Briefe auf unbestimmte Zeit von seinen amtlichen Pflichten entband und ihn über seine Entfernung beruhigte, so nahm er auch Neapel und Sicilien in seinen Plan auf, so daß er mit dem Frühjahr 1788 heimzukehren gedachte.

Goethe blieb in Rom diesmal nur bis gegen das Ende des Februars, nachdem er noch zuvor die „Carnevalsthorheit" an sich hatte vorübergehen lassen. Er war in diesen letzten Wochen „keinen Augenblick müssig", „vom Morgen bis in die Nacht in Bewegung." Was er von Merkwürdigkeiten noch nicht gesehen hatte, suchte er auf, damit vor seiner Abreise nach Neapel „die Ernte wenigstens niedergemäht sei". Das Beste ward zum zweiten Mal betrachtet, und „das erste Staunen löste sich mehr in ein Mitleben und reineres Gefühl des Werthes der Sache auf"; „meine Liebschaften" — äußerte er — „reinigen und entscheiden sich, und nun erst kann mein Gemüth dem Größeren und Echtesten mit gelassener Theilnahme sich entgegenheben". Um sich den großen Intentionen der Künstler durch Nachbildung und Nachahmung mehr zu nähern, zeichnete er fleißig römische Bauten und Kunstwerke; den Weimarer Freunden ward eine Sammlung von Zeichnungen zugesandt.

Am 22. Februar 1787 reiste er in Tischbein's Gesellschaft nach Neapel ab. Von seinen Manuscripten begleitete ihn nur der Tasso, zu dem er jetzt „die beste Hoffnung hatte". Zwar drängte sich ihm zugleich das Bedenken auf, ob er nicht besser thue, neue Gegenstände, an denen er lebendigeren Antheil nehme, mit frischem Muth zu unternehmen, und etwa die Iphigenie in Delphi zu schreiben, statt „sich mit den Grillen des Tasso herumzuschlagen". Allein er fühlte doch, daß er in diese Dichtung schon zu viel von dem Eignen hineingelegt habe, als daß er sie fruchtlos aufgeben sollte. Es war jedoch dies zweite „Schmerzenskind" mit den schwermuthvollen Zügen eines leidenden Dichterherzens nicht bestimmt, unter der heitern Sonne Neapels und Siciliens ins Leben gerufen zu werden.

So wie er die lachenden Fluren Campaniens betritt, ergreift ihn die heitere Lust des Daseins, welche aus der üppigen Fülle der Natur ihm entgegenquillt und im munteren Lebensgenusse des Volks ihn umrauscht. Der Strom des Lebens reißt ihn mächtig mit sich fort; er gesteht sich selbst nicht mehr zu kennen und erst zur Besinnung kommen zu müssen. „Neapel" — schreibt er — „ist ein Paradies; jedermann lebt in einer Art von trunkener Selbstvergessenheit. Mir geht es eben so, ich erkenne mich kaum, ich scheine mir ein ganz andrer Mensch". Mit Rührung gedenkt er seines Vaters, der von den Schönheiten Neapels einen unauslöschlichen Eindruck erhalten hatte, und meint, der habe nie ganz unglücklich werden können, weil er sich immer wieder nach Neapel versetzt habe. Im Gegensatz dieses Paradieses erschien ihm jetzt die Tiberstadt wie ein Kloster, an das er kaum noch zurückdenken mochte. Dort konnte er ganz den Studien der Kunst leben und im Geist das alte Rom aus den Ruinen wieder aufbauen. Hier war Alles Leben und Gegenwart. Es ward ihm eine Lust, sich unter das Volksgewühl zu mischen, charakteristische Züge aufzuzeichnen und dem bunten Treiben mit entzücktem Staunen

zuzuschauen. Besonders zog ihn das Schiffs- und Seewesen an, das den Kreis seiner Begriffe erweiterte. Nie hatte er die Reize des Meeres so gekannt, mochte es sich in glänzender Spiegelfläche vor ihm endlos ausbreiten oder die Pracht der sturmbewegten Wellen ihm den Ausruf entlocken, daß doch die Natur das einzige Buch sei, das auf allen Blättern großen Gehalt biete.

Die Ausbrüche des Vesuvs reizten seine Wißbegier mehrmals zum Anschauen dieser großartigen Naturphänomene. Seine Verwegenheit brachte ihn dabei in nicht geringe Gefahr. Der dritte Besuch, den er am 20. März in Begleitung von zwei Führern in der Absicht unternahm, einer eben ausbrechenden Lava möglichst nahe zu kommen, hätte leicht unglücklich enden können. Er hatte Verlangen, dem Puncte, wo die Lava aus dem Berge quillt, von hinten her nahe zu kommen und befand sich plötzlich auf dem glühenden Boden, aus dessen Ritzen ringsum der Dampf sonneverfinsternd emporwirbelte. Der Führer ergriff ihn noch zu rechter Zeit und entriß ihn dem erstickenden Qualm.

In Gesellschaft Tischbein's besah Goethe auch die Kunstschätze und Ueberreste des Alterthums in und um Neapel. Indeß scheint er an Kunstgenüssen in Rom etwas übersättigt worden zu sein; sein Sinn gehörte jetzt zu sehr der Gegenwart, als daß er sich den Ernst der römischen Kunststudien hier hätte erhalten können. Die Betrachtung der Gräber der Städte Herculanum und Pompeji gewährte ihm wenig mehr als eine flüchtige Befriedigung der Neugier, und es scheint von diesen ehrwürdigen Resten eines untergegangenen Daseins der Geisteshauch des Alterthums nicht zu ihm gedrungen zu sein. Ein Ausflug zu den großartigen Trümmern von Pästum ward jedoch nicht unterlassen.

Da überhaupt Goethe in Neapel mehr genießen und beobachten, als studiren wollte, so gab er es auf, sich in das

sonst beliebte Incognito zu hüllen und machte daher manche unterhaltende und belehrende Bekanntschaft. Auch in Neapel war er durch seinen Werther empfohlen. Mit großer Theilnahme gedenkt er der Bekanntschaft mit dem trefflichen Filangieri, mit dem er sich in anregenden staatsphilosophischen Unterhaltungen erging. Da Tischbein auf Anrathen des Malers Philipp Hackert, der damals als Künstler eines ausgezeichneten Rufes genoß und bei Hofe großen Einfluß hatte, nach Neapel gekommen war und eine Zeitlang bei ihm wohnte, so kam Goethe auch mit diesem in ein freundschaftliches Verhältniß und gewann ihn sehr lieb. Er besuchte ihn auf einige Tage in seiner Wohnung im alten Schlosse zu Caserta und bediente sich seines Raths bei seinen Uebungen im Zeichnen. Hackert sagte zu ihm: „Sie haben Anlage, aber Sie können nichts machen. Bleiben Sie achtzehn Monate bei mir, so sollen Sie etwas hervorbringen, was Ihnen und Andern Freude macht" — eine Aeußerung, welche, je richtiger sie war, um so mehr seinen Künstlerehrgeiz spornte, sich des Technischen gründlicher zu bemächtigen.

Der Fürst von Waldeck, welcher sich damals in Neapel aufhielt und unserm Dichter große Zuneigung bewies, hätte ihn fast zur Mitreise nach Griechenland überredet. Allein er hielt doch das Project der sicilianischen Reise fest und nahm für diese einen jungen deutschen Landschaftsmaler, Namens Kniep, welcher ihm von Tischbein empfohlen war und durch sein offenes Wesen bald sein Vertrauen und seine Zuneigung gewann, als Begleiter mit sich. Als Vertrag war zwischen ihnen verabredet, daß Goethe die Reisekosten bestreite, Kniep dagegen für ihn Zeichnungen von Landschaften entwerfe; damit aber nach seiner Rückkehr für den jungen Maler ein ferneres Wirken entspringe, sollte er einige später auszuwählende Gegenstände für ihn bis zu einer bestimmten Summe ausführen.

Die Reise nach Sicilien trat Goethe mit frohen Erwartungen an. Schon die Ueberfahrt däuchte ihm nichts Geringes, weil eine Seereise „noch in dem Kreise seiner Begriffe fehlte“ und „ihm die Welt erweiterte“. Auf einer Corvette segelte er am 29. März nach Palermo ab. Während er die ersten Anfälle der Seekrankheit „ganz behaglich“, in seinem Kämmerchen ausgestreckt, überstand, nahm er zu seiner Unterhaltung auf der langsamen Fahrt den Tasso wieder vor, dessen Plan diese Tage hindurch ziemlich ins Klare gebracht ward. Am 2. April befand er sich in der reizenden Bucht von Palermo, im Hintergrunde die von der Sonne beleuchtete Stadt, rechts den zierlich geformten Monte Pellegrino, links das weithingestreckte Ufer mit Buchten, Landzungen und Vorgebirgen, Alles vom jungen Grün des Frühlings bekleidet. Goethe und sein in Naturschönheiten eingeweihter Begleiter suchten sich gleich diese mannigfaltigen Prospecte malerisch zu entwickeln und sahen hier eine grenzenlose Ernte für den Künstler vor sich. Noch Abends lockte sie der helle Schein des Vollmonds auf die Rhede und hielt sie noch nach der Rückkehr lange Zeit auf dem Altan. „Nun verstehe ich erst“ — ruft Goethe nach einer Schilderung seines Entzückens aus — „die Claude Lorrain, und habe Hoffnung, auch dereinst im Norden aus meiner Seele Schattenbilder dieser glücklichen Wohnung hervorzubringen.“

Sicilien erschien ihm als der eigentliche Schlußstein seiner Reise, die gepriesene Insel, um die schon die uralte Sage in bald ernster, bald lieblicher Dichtung spielt, der Punct, „wo die Radien der Weltgeschichte zusammenlaufen“, der ihm „nach Asien und Afrika deutete“. Er erkannte jetzt, daß erst durch Sicilien das Bild von Italien vollständig werde, und hier der Schlüssel zu Allem sei. Kein entschiedenes, leidenschaftliches Bestreben hielt ihn während dieser genußreichen Wochen in Spannung und Unruhe; gelassen und behaglich gab er sich

den Gegenständen hin und drückte sich das Bild tief in die Seele. Manche eine Zeitlang zurückgedrängte Neigung trat wieder freier hervor; er ließ den Reiz des Augenblicks über sich gebieten. Seine Schilderungen von Sicilien lassen uns an den mannigfaltigsten Beobachtungen theilnehmen und die Vielseitigkeit seiner geistigen Interessen aufs klarste überschauen; ihre poesievolle Klarheit gemahnt uns, wie der klare Duft, der an Siciliens Küsten ihm so reizend erschien.

Aufs genaueste betrachtete er auf seiner Rundreise durch die Insel allenthalben die Eigenthümlichkeit des Bodens sowohl in mineralogischer als botanischer Hinsicht. Umgab ihn dann die Frühlingsnatur in solcher Herrlichkeit, wie in den glücklichen Tagen von Palermo, Girgenti und Taormina, so schlug wieder das Entzücken als reine Flamme der poetischen Begeisterung empor. „Wer dichtet nicht, dem diese schöne reine Sonne scheint, der diesen Hauch des Lebens in sich zieht“ — sagt er uns noch in seiner auf Siciliens Flur versetzten Claudine.

Auch das Studium antiker Kunst hielt eine ergiebige Ernte auf dem classischen, mit Trümmern alter Pracht übersäeten Boden. Die Ruinen der Tempel von Segeste, Girgenti und Catania gehörten zu den großartigsten Anschauungen alter Baukunst, die ihm seine Reise gewährte, und durch Kniep's Zeichnungen wurden sie auch zu weiterer Betrachtung festgehalten. Selbst aus den Münz- und Medaillensammlungen, welche er zu Palermo und Girgenti in einem noch nicht gekannten Reichthum kennen zu lernen Gelegenheit hatte, „lachte ihm ein unendlicher Frühling von Blüthen und Früchten der Kunst entgegen“; er mußte bekennen, bis jetzt wenig davon zu verstehen; doch war das Interesse für dies Studium seitdem bei ihm in seine Rechte getreten.

In Palermo, wo er bis zum 18. April blieb, war ihm ganz besonders wohl geworden, weniger in der ohne eigentlichen Kunstgeschmack erbauten und unreinlich gehaltenen Stadt, als

in der über allen Ausdruck reizenden Umgebung. Aus jedem seiner Worte, womit er diese Genüsse zu schildern versucht, haucht uns das Gefühl des heitersten Seelenfriedens an, mag er uns längs der waldbewachsenen Höhen, welche die Bucht umsäumen, oder in das fruchtreiche Thal, das der Orbeto durchschlängelt, geleiten oder uns den Pellegrino hinauf zur Grotte der heiligen Rosalie führen, wo er, bei dem reizenden Bilde der Heiligen niederknieend, einsam sich in die Träume seiner dichtenden Phantasie verliert. Die vergnügtesten Stunden brachte er im Stillen in dem öffentlichen Garten unmittelbar an der Rhede zu. Geschmückt mit der üppigsten Fülle von blüthenreichen Oleandern, Citronenbäumen und andern Baumgruppen des Südens, die von großen Bassins, darin Gold- und Silberfische spielten, unterbrochen wurden, umspült von der plätschernden Welle des dunkeln Meers, während über Land und Meer der glanzvolle Duft des wolkenlosen Aethers schwebte, erschien er ihm wie ein Zaubergarten und entrückte ihn in eine poetische Welt. Die glückliche Insel der Phäaken, deren er schon einmal im Fruchtgarten Italiens eingedenk geworden war, tauchte vor ihm aus dem Meere hervor. Er eilte sich einen Homer zu kaufen und verstand die Odyssee niemals besser als jetzt. Sicilien hat ihn zum Homeriden geweiht, wie wir namentlich in dem Geständniß erkennen: „was den Homer betrifft, ist mir wie eine Decke von den Augen gefallen; die Beschreibungen, die Gleichnisse ꝛc. kommen uns poetisch vor und sind doch unsäglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erschrickt"; später gesteht er noch Schillern, „die Odyssee habe ihm aufgehört, ein Gedicht zu sein; sie habe ihm die Natur selbst geschienen".

Nicht mehr war er jetzt ein schwermuthvoll träumender Tasso, sondern der lebensmuthige Odysseus, der, die Liebe zur Heimath im Herzen, von Küste zu Küste umherschweift und vieler Menschen Städte und Sitte kennen lernt.

Aus dem persönlichen Interesse, das er für diesen Altervater aller Touristen fühlte, erwuchs der Entwurf zu einem Drama Nausikaa, in welchem er die Haupthandlung der Odyssee zu concentriren gedachte. Das einfache Sujet, daß ein Mädchen, welches bisher alle Bewerbungen von sich gewiesen hat, sich von einem Fremdling angezogen fühlt, ohne daß eine Verbindung möglich wird, „sollte durch den Reichthum der untergeordneten Motive und besonders durch das Meer- und Inselhafte der eigentlichen Ausführung und des besondern Tons erfreulich werden". Vornehmlich ward er dadurch an diesen Plan gefesselt, daß er Alles aus eigenen Erfahrungen nach der Natur ausmalen konnte. Er beschäftigte sich anhaltend damit während seiner ganzen Reise. Schon einige Tage vor seiner Abreise von Palermo brachte er in seinem Lieblingsgarten den Entwurf zur Reife und konnte sich nicht enthalten, einige Stellen auszuführen. Diese Blättchen finden sich unter seinen fragmentarischen Dichtungen abgedruckt. Sie lassen nur soweit auf das Ganze schließen, daß man den idyllischen Charakter, den das Drama erhalten sollte, darin erkennt; dem dritten Act war die Erzählung von Odysseus Abenteuern zugetheilt. Diesen scheint er noch kurz vor seiner Trennung von Sicilien durchdacht zu haben, als er zu Taormina, während Kniep mit Zeichnen beschäftigt war, zwischen den Orangenästen eines schlechten Bauerngartens die Einsamkeit suchte und „den Grundunterschied des Drama's und der Epopöe ins Auge faßte", ein Thema, das er später als Epiker wieder aufnahm. Durch die nachfolgenden Zerstreuungen ward der sorgfältig bis ins kleinste Detail durchdachte Entwurf zurückgedrängt.

Er hatte schon am Tage vor seiner Abreise von Palermo sich zu beklagen, daß er von vielerlei Geistern verfolgt und versucht werde. Als er nach dem öffentlichen Garten gegangen war mit dem festen Vorsatze, seine dichterischen Träume fortzusetzen, ergriff ihn mitten unter der mannigfaltigen Pflanzen-

welt auf's neue die Idee der Pflanzenmetamorphose, und „zerstört war sein guter poetischer Vorsatz, der Garten des Alcinous war verschwunden, ein Weltgarten hatte sich aufgethan." Diese Idee verfolgte er auch auf seiner Weiterreise in Betrachtung der reichen Vegetation der Insel. Von Neapel aus schreibt er darüber an Herder: „Ferner muß ich Dir vertrauen, daß ich dem Geheimniß der Pflanzenerzeugung und Organisation ganz nahe bin, und daß es das Einfachste ist, was nur gedacht werden kann. Unter diesem Himmel kann man die schönsten Beobachtungen machen. Den Hauptpunct, wo der Keim steckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden; alles Uebrige seh' ich auch schon im Ganzen und nur noch einige Puncte müssen bestimmt werden. Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden, die consequent sein müssen, d. h. die, wenn sie auch nicht existiren, doch existiren könnten und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen." So entwickelte sich ein genialer Gedanke, den ein namhafter neuerer Naturforscher zu den luminosen zählt, welche für alle Zeit und die gesammte Menschheit ihre volle Geltung behalten.

Goethe nahm seinen Weg zuerst über Alcamo nach Girgenti, von hier, um auch das Innere der Insel kennen zu lernen, über Caltanisetta nach Catania, wo er am 1. Mai eintraf. Den Gipfel des Aetna in dieser Jahrszeit, wo der Schnee noch sehr tief lag, mußte er aufgeben und sich mit dem niedrigern Monte Rosso begnügen, von wo er unter heftigem Sturm einen flüchtigen Blick auf den lang ausgedehnten Strand von Messina bis Syrakus genoß. Eine ruhigere Ansicht dieser Kü-

stenlandschaft gewährte ihm das Theater von Taormina, wo ihm das herrlichste Panorama vor Augen lag, der lange Gebirgsrücken des Aetna und die Meeresküste bis Calabrien hin. Um so niederschlagender war der Anblick des verwüsteten Messina, das sich nach dem schrecklichen Erdbeben von 1783 noch nicht aus seinen Trümmern wieder erhoben hatte. Ein finsterer, despotischer Gouverneur machte es überdies für den Fremden zu einer Cyklopenhöhle, so daß Goethe nur mit einiger Odysseus-Gewandtheit, über die er uns ausführlich berichtet, sich den drohenden Folgen der Versäumniß einer Einladung entzog. Verdrießlich daher und ungeduldig ergriff er die erste beste Gelegenheit fortzukommen und schiffte sich nach einem viertägigen Aufenthalt am 14. Mai auf einem französischen Kauffahrteischiffe ein.

Verdruß und Langeweile begleiteten seine diesmalige Seereise mehr, als die vorige. Bei dem von Anfang an ungünstigen Winde rückte das Schiff nur langsam vorwärts, die Seekrankheit befiel ihn ärger als früher, und er konnte nicht einmal, wie auf der bequem eingerichteten Corvette, in seinem Kämmerchen die Einsamkeit aufsuchen, sondern mußte zwischen einer dicht gedrängten Menge von Passagieren Platz nehmen. Erfreulicher verflossen die Stunden, wo er, mit Kniep auf dem Verdeck verweilend, an dem muntern Tummeln der Delphine oder an den malerischen Küsten Unteritaliens das Auge weiden konnte. Schon lag am dritten Tage der Fahrt Cap Minerva vor ihnen, der Vesuv ward sichtbar, über dem eine ungeheure Dampfwolke aufgethürmt war, links ließen sich die Felswände der Insel Capri unterscheiden. Völlige Windstille war eingetreten, und sie entzückten sich an dem Anblick des ruhigen, glänzenden Meeres und der Küste, als ein laut und lauter werdender Lärm unter den Passagieren sie herbeizog und bald mit der Gefahr bekannt machte, in der man sich befand. Das Schiff war in die Strömung um Capri gerathen und trieb

den Felsen zu, die es zu zertrümmern drohten. Alle ereiferten sich in ungestümen Reden gegen den Capitän und den Steuermann, deren Ungeschicklichkeit man das Unheil zuschrieb, wie man denn von Beginn der Fahrt an ihnen kein rechtes Zutrauen hatte schenken wollen. Goethe, „dem von Jugend auf Anarchie verdrießlicher war, als der Tod“, war es unmöglich länger zu schweigen. Er stellte ihnen vor, daß gerade in diesem Augenblick ihr Lärmen und Schreien denen, von welchen noch allein Rettung zu hoffen sei, Ohr und Kopf verwirrten, so daß sie weder denken noch sich unter einander verständigen könnten. Darauf ermahnte er sie, ihr brünstiges Gebet zur Mutter Gottes zu richten, damit sie sich bei ihrem Sohn verwende und er jetzt thue, was er für seine Apostel gethan habe, als auf dem See Tiberias schon die Wellen in das Schiff schlugen und er dem Winde zu ruhen gebot; ebenso könne er jetzt der Luft gebieten, sich zu regen, wenn es anders sein heiliger Wille sei. Diese Worte thaten die beste Wirkung. Man beruhigte sich; die Frauen lagen betend auf ihren Knien. Goethe begab sich in die Cajüte hinab und legte sich halb betäubt auf seine Matratze. Bald darauf eilte Kniep herunter und verkündigte, daß Rettung da sei; ein gelinder Windhauch hatte sich erhoben, man konnte von den Segeln Gebrauch machen, und es gelang aus der Strömung herauszukommen. Am folgenden Morgen (17. Mai) ließ das Schiff die gefährliche Felseninsel hinter sich und fuhr in den Golf von Neapel ein.

Während der beiden Wochen, die Goethe noch in Neapel zubrachte, bemühte er sich, Manches zu sehen, was ihm beim vorigen Besuche noch entgangen war, wobei ihm Hackert und andere Freunde (Tischbein war nach Rom gereist) sich sehr gefällig bewiesen. Dem geselligen Zudrang entzog er sich jetzt weniger; die sicilianische Reise, meint er, habe ihn leutseliger und zuthätiger gemacht. Am 3. Juni riß er sich los, von niemand bewegter und herzlicher scheidend, als von seinem treuherzigen

Reisegefährten Kniep, dem er auch in der Ferne die beste Fürsorge zu widmen versprach, und fuhr „durch das unendliche Leben dieser unvergleichlichen Stadt halb betäubt hinaus, vergnügt jedoch, daß weder Reue noch Schmerz hinter ihm blieb."

In Rom[3]), wo er am 6. Juni wieder anlangte, weihte ihn das Frohnleichnamsfest schnell wieder zum Römer ein, nicht sowohl durch das fromme Festgewirr, als durch die Anschauung der nach Rafaels Cartonen gewirkten Teppiche, welche an diesem Tage öffentlich ausgehängt wurden; sie führten ihn wieder in den Kreis höherer Kunstbetrachtungen zurück. Rom war ihm jetzt vertrauter geworden; er hatte nichts mehr, was ihn überspannte, „sondern die Gegenstände hatten ihn jetzt zu sich hinaufgehoben." Der Trieb zur Ausübung der bildenden Kunst war durch diese Umgebung wieder aufs lebhafteste in ihm angeregt, und er schien Hackert's scharfe Mahnung beherzigen zu wollen, um durch Ausdauer über die Mängel des Dilettantismus hinauszukommen und „das Handwerk der Sache zu lernen." „Ich mag nun" — äußerte er in einem seiner Briefe — „gar nichts mehr wissen, als etwas hervorzubringen und meinen Sinn recht zu üben; ich liege an dieser Krankheit von Jugend auf krank, und gebe Gott, daß sie sich einmal auflöse." Mit Hackert, der auf kurze Zeit nach Rom kam, verlebte er vierzehn Tage auf dem Lande und sah sich durch seine Anleitung „sehr im Landschaftszeichnen gefördert." Diese Uebungen wurden zunächst seine Aufgabe. Mehrere Ausflüge ins Gebirge, nach Tivoli, Frascati, Albano ꝛc. wurden unternommen, um nach der Natur zu zeichnen. In Rom bezog er nach Tischbeins Abreise, der sich nach Neapel begab, dessen kühlen Saal und war hier während der heißen Sommermonate in friedlicher Abgeschiedenheit überaus thätig, um „seine Talente durchzuarbeiten", als einer, der „nur der Mühe lebt" und darin das reinste Glück empfindet. „Meine größte Freude ist" — schreibt er am 22. Juli, — „daß mein Auge sich an sicheren

Formen bildet und sich an Gestalt und Verhältniß leicht gewöhnt, und dabei mein alt Gefühl für Haltung und Ganzes recht lebhaft wiederkehrt."

So viel er konnte, hütete er sich, in die Welt gezogen zu werden, um nicht aus der Ordnung zu kommen. Sein Umgang beschränkte sich auf den früheren engen Freundekreis, und er hatte dankbar anzuerkennen, daß alle Künstler sich bemühten, sein Talent fortzubilden. Angelica Kaufmann bewies ihm ihre frühere freundschaftliche Theilnahme. Verschaffelt, ein Sohn des Mannheimer Directors, förderte ihn in der Perspective. Mit Trippel, der seine Büste im Auftrage des Fürsten von Waldeck modellirte, hatte er belehrende Unterhaltungen in Bezug auf Bildhauerkunst, und er begann ebenfalls zu modelliren, um die menschliche Gestalt, die ihm zuletzt der Gipfel aller Kunst zu sein schien, genauer studiren zu können. Höchst unterrichtend war auch für ihn der Umgang mit Heinrich Meyer aus Zürich, der „den sichern, von Winckelmann und Mengs eröffneten Pfad ruhig fortging" und seine Aufmerksamkeit vornehmlich dahin richtete, „die zarten Abstufungen der früheren und späteren Kunst zu prüfen und kennen zu lernen". „Er hat", äußert er in einem andern Briefe, „eine himmlische Klarheit der Begriffe und eine englische Güte des Herzens. Er spricht niemals mit mir, ohne daß ich Alles aufschreiben möchte, was er sagt, so bestimmt, richtig, die einzige wahre Linie bestimmend sind seine Worte. Sein Unterricht giebt mir, was mir kein Mensch geben konnte, und seine Entfernung wird mir unersetzlich bleiben". Die Hochschätzung, die sein ernstes Studium für ihn erweckte, hatte später eine innige Freundschaft mit Goethe und ein dauerndes geistiges Zusammenwirken zur Folge.

Auch die Einsicht in die Architectur schärfte Goethe durch Zeichnenübungen uud fand eine ungehoffte Gelegenheit, seine Kenntnisse nach dieser Seite hin zu erweitern, indem gerade

damals umfassende Sammlungen von Zeichnungen griechischer und orientalischer Bauwerke nach Rom gebracht wurden.

Moritz war Goethen der liebste Gesellschafter, wenn gleich die Haltlosigkeit seines geistigen und sittlichen Wesens einer offenen Hingebung der Freundschaft im Wege stand. Ihm trug Goethe zum erstenmal sein Pflanzensystem vor und brachte bei diesem Anlaß die ersten Grundlinien desselben aufs Papier, erfreut, eine empfängliche Seele zu finden, der seine Vorstellungsart faßlich zu machen war. Moritz arbeitete an seiner Mythologie und konnte durch positive Kenntnisse auf dem Gebiete der Antiquitäten auch seinem Freunde wieder nützlich werden. Aesthetische Gegenstände wurden zwischen ihnen vielfach durchgesprochen. Eine kleine Schrift von Moritz „über die bildende Nachahmung des Schönen" (Berlin, 1788) erwuchs aus diesen Unterhaltungen.

Ungeachtet dieser ausgebreiteten Studien der bildenden Kunst entzog sich Goethe seinen poetischen Arbeiten nicht, wenngleich die weimarischen Freunde aufs neue klagen mochten, daß er das Wichtigste nebenher thue, und es klingt fast wie eine Rechtfertigung, wenn er dorthin die Worte richtet: „daß ich zeichne und die Kunst studire, hilft dem Dichtungsvermögen auf, statt es zu hindern; denn schreiben muß man nur wenig, zeichnen viel". Statt Tasso oder Nausikaa fortzusetzen, fühlte er sich am meisten zur Vollendung des Egmont aufgelegt. Zu dieser Wahl trug ohne Zweifel am meisten der Umstand bei, daß gerade damals ähnliche revolutionäre Scenen, wie er in seinem Drama geschildert hatte, in den Niederlanden vorgingen; in Brüssel erhob sich das Volk zur Vertheidigung seiner von Joseph II. angetasteten Verfassung, in Holland stand die oranische und die patriotische Partei in Waffen gegen einander. Goethe nennt die Ueberarbeitung dieses Drama's eine unsäglich schwere Aufgabe, die er ohne eine ungemessene Freiheit des Lebens und des Gemüths nicht zu Stande gebracht hätte;

es galt das Werk durchzuarbeiten und zu vollenden, ohne es umzuschreiben. In einem der spätern Briefe äußert er, kein Stück habe er mit mehr Freiheit des Gemüths und mit mehr Gewissenhaftigkeit vollbracht, als dieses; er wisse, was er hineingearbeitet habe. Der 5. September, wo er die letzten Lücken in der Handschrift ausfüllte, erschien ihm wie ein festlicher Tag; sein Brief, der die Sendung nach Deutschland begleitete, sprach die Hoffnung aus, daß er seinen Freunden damit Freude machen werde. Diese ging indeß auch diesmal nur theilweise in Erfüllung. Es war immer schwer, von Herder eine Anerkennung zu erhalten. Seine Kritik betraf namentlich das Verhältniß Egmonts zu Clärchen und scheint in der Hauptsache auf die Puncte hinauszulaufen, welche Schiller's bekannte Recension hervorgehoben hat. Goethe konnte Anforderungen nicht befriedigen, die außerhalb seines Plans, ja außerhalb des Kreises seiner dramatischen Poesie lagen. Sein Drama sollte eben kein heroisches Trauerspiel sein, sondern das Gemälde eines edlen menschlichen Daseins, das sich mit frischer Lebenskraft und Freiheit auf dem Hintergrunde einer trüben Zeit vor uns ausbreitet. Es weht darin der Hauch der frischen jugendlichen Lebensfreude, welche dem Dichter in Rom eine zweite Jugend bereitete. „Es hat doch im Grunde", mußte er sich schließlich gestehen, „niemand einen rechten Begriff von der Schwierigkeit der Kunst als der Künstler selbst".

Auf die vier Monate eines stillen anhaltenden Fleißes folgten genußreiche Ausflüge in den schönen Wochen des Herbstes, der nach einem drückend heißen Sommer doppelt willkommen war. Einige Septemberwochen verlebte Goethe in Gesellschaft des Hofraths Reiffenstein in Frascati, und fühlte sich „recht munter und lustig"; da ward „den ganzen Tag bis in die Nacht gezeichnet, gemalt, getuscht und geklebt, indeß er nebenher auch die Umarbeitung des Singspiels Erwin und Elmire im anmuthigen Versgewande zu Stande brachte. Im October

hielt er in Castel Gandolfo eine Villegiatur; mehrere Freunde und Freundinnen aus Rom fanden sich dort zusammen, und man gab sich dort, wie an Badeorten, einer zwanglosen, muntern Geselligkeit hin. In den wenigen dort geschriebenen Briefen fühlt sich die Erregtheit seines Innern, und der rasche Wurf seines Stils läßt ahnen, daß in seinem Herzen etwas vorging; „mit Vorsatz irrend, zweckmäßig unklug, läßt er sein Leben mehr laufen, als er es führt, und weiß auf alle Fälle nicht, wo es hinaus will.“ An Herder berichtet er, er habe sogar einige Idyllen gefunden. Dies möchten die ersten Ansätze zu den „römischen Elegieen“ sein, wenn auch die eigentliche Ausführung oder Fortsetzung mit einem spätern Liebesverhältniß in Verbindung steht.

Goethe hatte während seiner bisherigen Reise sein Herz sorgfältig, wie durch ein Gelübde, vor Liebesneigungen bewahrt, um sich dadurch nicht von seinen nähern und höhern Zwecken ablenken zu lassen, so daß er sich „von Frauen bis zur trocknen Unhöflichkeit entfernt hielt.“ Auf einem kleinen Gartenball zu Rom an einem schönen Juli-Abend, wo es recht lustig herging, konnte er kaum bis zu Ende aushalten, weil die Mädchen ihn nicht mehr, „wie vor zehn Jahren“, anzogen; diese Ader, äußerte er damals, sei vertrocknet. Das erinnert uns an die Vorwürfe, welche in den römischen Elegieen Amor dem Dichter wegen seines lässigen Dienstes macht, und die sophistischen Ermahnungen desselben, womit er ihm wieder das Glück der Jugend, Stoff zum Liede und Glanz der Erfindungen zu gewähren verspricht. Amor belebt ihm auch (in dem damals entstandenen Gedichte „Amor als Landschaftsmaler“) die farbenreiche Landschaft, indem er vor seinen Augen das anmuthigste Mädchenbild entstehen läßt. Dieses ward in den heitern Tagen von Castel Gandolfo gefunden. Eine junge Mailänderin hatte seine Neigung rasch und entschieden gewonnen. Unvorsichtig, wie in den Jugendtagen von Sesenheim und Wetz-

lar, gab er sich dieser Leidenschaft hin, ihre Gefahr nicht ahnend, und durch den Unterricht im Englischen, der wohl nur auf ein Spiel zärtlicher Annäherung hinauslaufen konnte, war bald der Vertraulichkeit ein Mittel gefunden. Nicht lange aber, so ward er in den schmerzlichsten Zustand versetzt, als er erfuhr, daß seine Geliebte Braut sei. Seitdem hielt er sich in rücksichtsvoller Entfernung und suchte ein offenes Freundschaftsverhältniß herzustellen. Wie weit ihm dies gelungen sei, läßt seine Erzählung nur zum Theil erkennen; sie ist verblaßt und giebt absichtlich nicht die volle Wahrheit. Den Kampf einer tieferen Leidenschaft verräth das erst im Winter gedichtete Liedchen:

Cupido, loser, eigensinniger Knabe!
Du batst mich um Quartier auf einige Stunden;
Wie viele Tage und Nächte bist du geblieben,
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden! rc. rc.

Dies sein damaliges „Leibliedchen" symbolisch zu nehmen und auf den durch Kunst und Poesie überhaupt erregten Zustand seines Innern zu beziehen, kann uns nicht zugemuthet werden. Das Wiedersehen der Geliebten beim Carneval, nachdem sie eine schwere Krankheit überstanden hatte, und den letzten Abschied vor der Abreise aus Rom hebt noch die Schilderung des Greises mit einer Innigkeit hervor, in der die leidenschaftliche Erregtheit des Gemüths noch nachzittert. Was dazwischen liegt, läßt sich nur ahnen. Es mögen manche Parallelen zu den idyllischen und schmerzlichen Scenen seiner jugendlichen Liebesverhältnisse unberührt geblieben sein. Die römischen Elegieen berechtigen jedoch zu keinen Vermuthungen.

Inzwischen ward Goethe durch die Nachricht aus der Heimath überrascht, daß im weimarischen Freundekreise in Folge seiner enthusiastischen Schilderungen des italienischen Himmels und des überreichen Kunstgenusses das Verlangen rege geworden sei, diese Freuden mit ihm zu theilen, und daß Herzogin Amalie mit ihrer Umgebung, sowie Herder, Anstalt träfen, noch

diesen Herbst nach Italien aufzubrechen. Schon vor einem Jahre hatte er gefürchtet, durch eine solche Begleitung um den reinen Eindruck der Gegenstände gebracht zu werden. Jetzt schien es ihm nicht minder unleidlich, in Rom der Führer von uneingeweihten Neulingen in der Kunstkennerschaft zu sein und überhaupt der Poesie der einfachen Lebensverhältnisse, in denen er sich jetzt frei und glücklich fühlte und „sich wieder frisch des humanen Zustands erfreute", durch den Zwang, welchen ihm der enggeschlossene heimathliche Kreis auferlegen würde, entrückt zu werden. Er war daher bei sich entschieden, die Ankunft der Freunde in Italien nicht abzuwarten. Zuvörderst ging sein Rath an die Freunde dahin, weil der Herbst schon so weit vorgerückt sei, den Winter vorübergehen zu lassen und in der mittleren Jahreszeit bis Rom zu gelangen, was denn auch im nächsten Jahre zur Ausführung kam.

Höchst erfreulich war ihm dagegen die Ankunft seines Freundes Kayser, der zu den übrigen Künsten nun auch das lebhaftere Interesse für die Musik belebte, „einer von den Menschen, durch deren Nähe man gesunder wird". Die nächste Veranlassung zu dieser Reise gaben Goethe's letzte dramatische Dichtungen. Da er zum Egmont eine passende Musik zu componiren begonnen hatte, so war es räthlich befunden, daß Componist und Dichter sich gegenseitig verständigten, und wie er bereits die früheren Singspiele Goethe's componirt hatte, so widmete er auch sein Talent den jüngsten kleineren dramatischen Dichtungen seines Freundes, die, wenn auch die Haupthandlung und die lyrische Zugabe beibehalten ward, doch im Uebrigen völlig neue Arbeiten waren. Mit Kayser „studirte er erst recht die Gestalt des Singspiels" und benutzte zugleich die Erfahrungen, welche ihm die lyrische Bühne Italiens an die Hand gab, wenn er gleich bekennen mußte, daß die Opern ihm keine rechte Unterhaltung gewährten und ihn nur das innig und ewig Wahre erfreuen könne. Erwin und Elmire

ward abgeschlossen und im Beginn des neuen Jahres abgesandt; im Februar folgte Claudine von Villabella, das lieblichste und gehaltvollste der Goethe'schen Singspiele: „beide Stücke sind mehr gearbeitet, als man ihnen ansieht".

Unter diesen Arbeiten trat endlich der Zug zur Poesie wieder mächtig und siegreich hervor; Goethe verschloß sich nicht länger der Ueberzeugung, daß er in der Ausübung der bildenden Kunst nur ein Dilettant bleibe, erfreut, auf dem rechten Wege der Betrachtung und des Studiums zu sein. „Täglich wird mir's deutlicher", bekennt er in einem Briefe vom 22. Februar, „daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin, und daß ich die nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf (!), dieses Talent excoliren und noch etwas Gutes machen sollte, da mir das Feuer der Jugend Manches ohne großes Studium gelingen ließ. Von meinem längeren Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue". Daher wandte er sich mit erneuter Liebe zu den älteren noch unvollendeten Dichtungen. Er ordnete seine kleinen Gedichte und suchte durch Stellung und Verbindung „die allzu individuellen und momentanen Stücke einigermaßen genießbar zu machen". Den Faden des Faust suchte er wieder auf und war dabei fast überrascht sich so unverändert zu finden, als habe sein Inneres durch Jahre und Begebenheiten nicht gelitten. In dem Garten Borghese schrieb er die Scene der Hexenküche und meinte, wenn er das Papier räuchere, sollte ihm niemand die neue Dichtung aus seinem alten Manuscript, das, schon sehr vergilbt und vergriffen, dem Fragment eines alten Codex „glich", herausfinden. Auch war er jetzt entschlossen, Künstlers Erdenwallen neu auszuführen und Künstlers Apotheose hinzuzufügen, indem er „zu diesen Jugendeinfällen erst jetzt die Studien gemacht habe, und ihm alles Detail lebendig sei". Der Plan zum Tasso war in Ordnung, und in fernerer Aussicht stand

Wilhelm Meister, worin die Resultate seiner italienischen Kunstbeobachtungen zusammengefaßt werden sollten.

Andere Studien gingen daneben ihren geordneten Gang fort. Knochen- und Muskelbau ward studirt, um die menschliche Gestalt in Bezug auf bildende Kunst genauer kennen zu lernen, und unter Anderm ein Fuß modellirt. Seine Pflanzentheorie beschäftigte ihn wieder bei der ersten Entwicklung der Frühlingsvegetation, und es gesellten sich „allerlei Speculationen über Farben" hinzu, auf die ihn außer dem Interesse an den atmosphärischen Farben des glanzvollen italienischen Himmels auch der häufig im römischen Künstlerkreise sich wiederholende Meinungsstreit über das Colorit in der Malerei hinführten. Er ahnte damals noch nicht, welch einen neuen Gährungsstoff er damit unter seine Ideen aufgenommen hatte. So viel hatte er eingesehen, „man müsse den Farben erst von der Seite der Natur beikommen, wenn man in Absicht auf Kunst etwas über sie gewinnen wolle".

Das Carneval sah er jetzt zum zweiten Mal und, war es ihm auch diesmal peinlich, „Andere toll zu sehen, ohne selbst angesteckt zu sein", so sprach es doch auch seinen künstlerischen Sinn an, als ein Volksfest, das seinen naturgemäß geordneten Verlauf habe. Er bemerkte sich genau den Gang der Fastnachtsthorheiten und die einzelnen Vorkommnisse, und veranlaßte seinen Hausgenossen Georg Schütz, die einzelnen Masken zu zeichnen. Aus diesen Vorarbeiten entstand später Goethe's meisterhafte Schilderung des römischen Carnevals. Mit gleicher Objectivität betrachtete er die Eigenthümlichkeiten anderer römischen Feste und faßte den Plan, einen römischen Festkalender zu schreiben, den er uns freilich schuldig geblieben ist. Bei diesen Festbeobachtungen leistete ihm Freund Kayser Gesellschaft, den es besonders zu den großartigen römischen Kirchenmusiken hinzog. Von dem Miserere in der Sixtinischen Capelle spricht auch Goethe mit Entzücken.

Nach dem Osterfeste bereitete er sich zur Abreise von Rom. Der Abschied, so schwer er ihm ward, war nicht länger zu verschieben. Es waren schmerzliche Tage, da er von seinem Freundekreise, von der Stätte, wo er so friedlich und glücklich gelebt hatte, scheiden mußte, ohne die Hoffnung mitzunehmen, je dahin zurückzukehren. Einen Pinienspröẞling pflanzte er in Angelica's Garten, einige Dattelpflanzen, die er aus Kernen gezogen hatte, an der Sixtinischen Straße, die, später zu stattlichen Bäumen herangewachsen, manchem Reisenden als Denkmal der Abschiedsstunden des deutschen Dichters theuer waren. Mit einigen Freunden durchwanderte er noch das geliebte Rom in verschiedenen Richtungen und tiefergriffen ließ er zum letzten Mal, vom Capitol „dem einsamen Palast in der Wüste" herniederblickend, das Bild der untergegangenen Herrlichkeit der Weltstadt in seiner Seele lebendig werden. Er war zu stark an sie gefesselt, als daß er einen freudigen Blick zur Heimath richten konnte; ihn begleitete nur das schmerzliche Gefühl eines Verbannten, als (etwa am 22. April) Rom hinter ihm verschwand.

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
Welche die letzte für mich ward in der römischen Stadt,
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Theuren so viel mir zurückblieb,
Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Thräne herab. —

Diese Verse, mit denen Ovid die Elegie einleitet, in welcher er die Empfindung schildert, womit er, in die Verbannung ziehend, sich von seinem geliebten Rom und Allem, was ihm theuer war, losriß, wurden unserm Dichter der Ausdruck seiner eigenen Empfindungen, und ihn verließ diese elegische Stimmung während seiner Rückreise nicht, trotz aller Zerstreuung und Ableitung. „Ich kann und darf nicht sagen", schreibt er noch im Herbst an Heinrich Meyer, „wie viel ich bei meiner Abreise von Rom gelitten habe". Er konnte dieses Schmerzes nicht bis zu dem Maße Herr werden, um für ihn den poetischen Ausdruck zu finden, oder, wie er sich ausdrückt, er vermochte

diese mehrmals durchdachte Elegie nicht niederzuschreiben, aus Furcht, der zarte Duft inniger Schmerzen möchte verschwinden. Diesen hat er seinem Tasso eingehaucht, auf den sich während seiner Rückreise seine poetische Thätigkeit richtete. Er bearbeitete die Stellen mit vorzüglicher Neigung, welche ihm in diesen Augenblicken am nächsten lagen. Ein Theil wurde in Florenz vollendet, wo er den größten Theil seines Aufenthalts in den dortigen Lust- und Prachtgärten zubrachte. Ueber Mailand reiste er nach Deutschland zurück und langte am 18. Juni Abends 10 Uhr in Weimar wieder an.

Zweites Capitel.

1788 — 1791.

Goethe war von Italien geschieden, ohne alle seine Wünsche befriedigt zu sehen; denn aus den Resultaten des Studiums erzeugten sich neue Probleme, und er sah ein, „daß man ein ganzes Leben studiren könne und am Ende doch noch ausrufe: „jetzt seh' ich, jetzt genieße ich erst". Dennoch hatte theils die Abneigung, sich als Reisebegleiter der Herzogin Amalie ihrem Gefolge anzuschließen, theils das Gefühl dankbarer Verpflichtung, die er gegen seinen Herzog hatte, ihn eben jetzt gedrängt, nach Weimar zurückzukehren. „Bei Ihnen und den Ihrigen", schreibt er dem Herzoge, „ist mein Herz und Sinn, wenn sich gleich die Trümmer einer Welt in die andere Wagschale legen. Der Mensch bedarf wenig; Liebe und Sicherheit seines Verhältnisses zu dem einmal Gewählten uud Gegebenen kann er nicht entbehren". Der Herzog bezeigte ihm während seiner Abwesenheit eine so liebevolle Gesinnung, daß es nur ein leeres weimarisches Gerede war, er habe seinen Minister gefordert und ihm eine Verlängerung seines Urlaubs abgeschlagen. Ueberdies war Goethe schon in Italien, wo er sich nach und nach von jedem falschen und eitlen Streben befreit und sich innerhalb der Grenzen seiner individuellen Lebensaufgabe beschränken gelernt hatte, darüber mit sich im Reinen, in die früheren amtlichen Verhältnisse nicht wieder einzutreten. Ein Brief, den er von Rom aus an den Herzog richtete, spricht neben seinem dankbaren Gefühl in zartester Weise seine Wünsche hinsichtlich seiner künftigen Stellung aus:

„Wie sehr danke ich es Ihnen, daß Sie mir diese köstliche Muße geben und gönnen. Da doch einmal von Jugend auf mein Geist diese Richtung genommen, so hätte ich nie ruhig werden können, ohne dies Ziel zu erreichen. Mein Verhältniß zu den Geschäften ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden; lassen Sie nun ein neu Verhältniß zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen hervorgehen. Ich darf wohl sagen, ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden. Aber als was? — Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden sie beurtheilen und nutzen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes wirkendes Leben jene fürstliche Kenntniß, wozu die Menschen zu brauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft, wie mir jeder Ihrer Briefe deutlich sehen läßt; dieser Beurtheilung unterwerfe ich mich gern. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu spielen gedenken, ich will gern und ehrlich jederzeit meine Meinung sagen. Lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Existenz ausfüllen, so wird meine Kraft, wie eine neu geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe, nach Ihrem Willen leicht da oder dorthin zu leiten sein. Schon sehe ich, was mir die Reise genützt, wie sie mich aufgeklärt und meine Existenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen haben, sorgen Sie ferner für mich; Sie thun mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen und das Resultat ist: daß ich nur mit Ihnen und mit den Ihrigen leben mag. Ja, ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was Niemand als ich thun kann, und das Uebrige Andern auftragen. Ihre Gesinnungen, die Sie mir in Ihren Briefen zu erkennen geben, sind so schön, für mich bis zur Beschämung ehrenvoll, daß ich nur sagen kann: Herr! hier bin ich, mache aus deinem Knecht, was du willst“.

Diese Wünsche wurden erfüllt. Die Geschäfte des Präsidiums der Kammer und der Kriegscommission wurden Goethe abgenommen. Durch herzogliches Rescript an die Kammer vom 11. April 1788 wurde dieser Behörde eröffnet, daß der zum geheimen Rath beförderte, bisherige geheime Assistenzrath Schmid zum Kammerpräsidenten ernannt sei, daß aber der geheime Rath von Goethe, um in beständiger Connexion mit den Kammerangelegenheiten zu bleiben, berechtigt sei, den Sessionen des Collegii von Zeit zu Zeit, so wie es seine Geschäfte erlauben würden, beizuwohnen und dabei seinen Sitz auf dem für den Herzog bestimmten Stuhle zu nehmen." Goethe behielt nur die Bergbaucommission bei. Nach und nach wurden seiner Oberaufsicht die Landesanstalten für Wissenschaft und Kunst zu Weimar, Jena und Eisenach zugewiesen, welche zum Theil auf seine Anregung erst von Karl August ins Leben gerufen oder zu Bedeutung gelangt waren. Somit erhielt er einen seinen geistigen Bestrebungen angemessenen Geschäftsbereich, der ihm für jene eine freiere Muße übrig ließ.

Die weimarische Gesellschaft, in die er jetzt wieder eintrat, kam dem Dichter mit den größten Erwartungen entgegen; sie hoffte aus den neuerfrischten Strömen seines Geistes zu trinken und die Blüthen der Poesie in lebendigster Fülle von seinem Genius zu empfangen. Allein Goethe war ein Anderer geworden; er hatte einen Standpunct in seiner Bildung gewonnen, auf den ihm in der damaligen Umgebung keiner folgen konnte. Niemand verstand seine Sprache, wenn er die Welt der neuen Anschauungen, die in seinem Innern lebendig war, mit Entzücken schilderte, und seine Sehnsucht nach dem Verlornen, seine Klagen schienen zu beleidigen. Seine Gemüthsstimmung war mit der verwandt, welche Winckelmann zur schleunigen Umkehr nach dem geliebten Süden trieb. Durch solche Erfahrungen wurde er dahin gebracht, mehr an sich zu halten und sein Inneres oft den Nächsten zu verschließen, um

sich die Klarheit seiner Ansicht nicht trüben, den Entwicklungsgang seines Geistes nicht hemmen zu lassen. Es ist seitdem, mehr als je zuvor, ein charakteristischer Zug in seinem Wesen, daß er sich in seiner innern Welt gegen das Andrängen des Aeußern wie in einer wohlverwahrten Burg sicher zu stellen sucht, daß er, seiner Empfänglichkeit und Reizbarkeit sich bewußt, sich gegen das verschließt, was seiner Natur nicht gemäß ist. Es konnte nicht ausbleiben, daß er in dieser abgemessenen Haltung Vielen kalt und selbstsüchtig erschien, und vor Allen die sich verletzt fühlten, welche die Offenheit und vertrauliche Hingebung früherer Jahre gewohnt waren.

Die nächsten Jahre nach seiner Rückkehr aus Italien lebte er sehr zurückgezogen, ohne einen lebhaften Verkehr mit Freunden. Herder ging im Anfang des Augusts 1788 auf ein Jahr nach Italien, das für ihn, der mit sich fertig und in sich abgeschlossen war, nicht eine gleiche Bildungsschule, wie für seinen Freund werden konnte, und nach seiner Rückkehr lockerte sich das Freundschaftsband, je mehr Herder's Geist durch körperliches Leiden und mancherlei Verdrießlichkeiten umwölkt ward. Das innige Verhältniß zu Charlotte von Stein, welches noch während der italienischen Reise dem Dichter den Genuß verschönert und in beständiger Verbindung mit dem heimathlichen Freundekreise erhalten hatte, auch dieses erkaltete. Wenn auch auf eine längere Periode der Entfremdung später wieder eine Annäherung folgte, so war doch die belebende, begeisternde Kraft, welche die auf das höchste Vertrauen und die innigste Geistesgemeinschaft gegründete Liebe gehabt hatte, für immer dahin.[4])

In dieser Zeit, wo Sehnsucht nach dem Verlornen, Mißstimmung über die Gegenwart ihm manche schwere Stunde bereiteten, so daß er diese Unbehaglichkeit später als einen Zustand der Verzweiflung bezeichnet, brachte er sein Drama Tasso, das er einst im Sonnenschein beglückender Liebe begonnen hatte,

zum Abschluß (im Juli 1789), wie er berichtet, „bei einem zufälligen Aufenthalt zu Belvedere, wo so viele Erinnerungen bedeutender Momente mich umschwebten.“ Es ist gewiß ein tiefempfundenes Wort von ihm, daß er dieser Dichtung vor allen sein Herzblut gegeben habe, gleich wie Werther das Vermächtniß schmerzlicher Stunden. Während dies Drama einerseits ein historisches Charakterbild ist, in welchem die Züge aus Tasso's Leben mit feinster Berechnung aufs kunstreichste in einander verwebt sind, erfüllt es sich zugleich mit der Contemplation und der Gefühlswärme der Lyrik. So ward Goethe's Tasso die Elegie eines friedelosen Dichterlebens, die Darstellung seines weichen, oft zu schwermüthiger Selbstqual hinneigenden Gemüths, das zuletzt durch Resignation das Gleichgewicht zwischen Innerem und Aeußerem herzustellen sucht. Mit der Herausgabe des Tasso ward zugleich im Jahre 1790 die Göschensche Ausgabe der Schriften Goethe's abgeschlossen. Zur Fortsetzung des Faust fand er nicht Stimmung und Sammlung; er ließ ihn als Fragment erscheinen, in welchem die Scenen, die ihm keiner weitern Ueberarbeitung zu bedürfen schienen, zusammengestellt waren. Das Publicum, schon mit den politischen Ereignissen beschäftigt, nahm dieses, wie überhaupt die neuesten Dichtungen Goethe's sehr kühl auf, so daß der Verleger über den geringen Absatz der Ausgabe Klage zu führen hatte.

Wenn die Prinzessin im Tasso so eindringlich der edeln Sitte, dem „Erlaubt ist, was sich ziemt“ das Wort redet, so schildert uns dagegen die nächste Dichtung Goethe's die goldene vom Tasso geträumte Zeit, den glücklichen Naturzustand, wo das „Erlaubt ist, was gefällt“ Geltung hat. Die Römischen Elegieen, vielleicht schon theilweise in Italien begonnen, wohin der Inhalt und die antike Form auch ferner die Scene zu verlegen gebot, wurden der poetische Ausdruck des Liebesverhältnisses, das Goethe bald nach seiner Rückkehr aus

Italien einging. Bei einem Spaziergange im Park — „ich ging im Walde so für mich hin, und nichts zu suchen, das war mein Sinn" — trat zu ihm eines Tages ein junges Mädchen, Christiane Vulpius, die Schwester eines damals vielgenannten Romandichters, um eine Bittschrift zu überreichen. Ihr munteres zutrauliches Wesen gewann ihr seine Zuneigung; sie besuchte ihn seitdem öfter, und „die Göttin Gelegenheit", von der die vierte der Elegieen berichtet, schloß den engeren Bund: — „Lieblich gab sie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück." Sie war nicht schön, doch damals noch von zierlichem, wenn auch kleinem Wuchse. Ihr volles rundes Gesicht mit dem kleinen Stumpfnäschen und schwellenden Lippen hatte mehr den Reiz einer jugendfrischen Sinnlichkeit, als anmuthiger Schönheit. „Kurze Locken ringelten sich um's zierliche Hälschen, ungeflochtenes Haar kraufte vom Scheitel sich auf" (Röm. El. IV).

Diese Stunden des Glücks und des Verlangens malen uns die Elegieen, von denen die kleineren den venetianischen Epigrammen angehängt sind, so wie das Gedicht „Morgenklagen." Diese Dichtungen sind, so sehr man ihnen den Zauber poetischer Kunst hat zugestehen müssen, oft angefochten worden, weil sie sich zu dem sinnlichen Genusse weiblicher Reize mit einer Offenheit bekennen, welche die conventionelle Decenz und oft weit unsittlichere Prüderie unserer Zeit nicht gestattet. Goethe stellte sich mit diesen Elegieen, die erst in den Schiller'schen Horen von 1795 abgedruckt wurden, da Goethe anfänglich durch Herder's Abrathen von der Veröffentlichung abgehalten worden war, entschieden auf den Boden der griechischen Kunst, welche die Schönheit in ihrer Nacktheit, nicht in Draperien verehrte, und von diesem Standpuncte reiner Plastik der Natur wollen diese Gedichte, gleich den Dichtungen der griechischen Lyriker und ihrer römischen Nachahmer, beurtheilt sein. Zwei derselben wurden beim Abdruck weggelassen, „als verfänglichen

Inhalts, aber nothwendig in diesen Kreis gehörig, und ein Muster, wie auch solche Materien mit Geist und Geschmack im großen Stil behandelt werden können." Denn gerade die antike Form adelt den Stoff, weßhalb Goethe die bezeichnende Aeußerung that, in modernen Stanzen würde sich der Inhalt verrucht ausnehmen.

In den Elegieen schildert uns der Dichter dies Liebesverhältniß in den beglücktesten Momenten, wo es von dem Reiz des Geheimnisses umhüllt war. Als die „kleine Freundin" ihn zum Weihnachtsfeste 1789 mit einem Knaben (später seinem einzigen, da die nachhergebornen Kinder in zartem Alter starben) beschenkte, nahm er sie nebst Mutter und Schwester in sein Haus auf und glaubte, sittlich zu handeln, indem er diese Verbindung als eine unzertrennliche, als eine „Ehe" betrachtete; er äußert daher gelegentlich in einem Briefe an Schiller vom 13. Juli 1796, sein „Ehestand" sei gerade acht Jahr alt. Die Abneigung gegen kirchliche Ceremonien, die sich während des Aufenthalts in Italien zu einem offen gestandenen Haß gesteigert hatte, die Ansicht, daß eine solche Verbindung die Welt nichts angehe, sondern lediglich die dabei Betheiligten — „unsre Zufriedenheit bringt keine Gefährde der Welt" —, dazu die Scheu, ein Mädchen von geringer Bildung in die weimarische Gesellschaft als seine Gattin einzuführen, alles dies hielt ihn lange Zeit davon ab, diese Verbindung durch die kirchliche Trauung zu einer legitimen zu machen; erst im Jahre 1806 glaubte er den geeigneten Zeitpunct dazu gefunden zu haben, nachdem bereits seinem August die Rechte legitimer Geburt von dem Herzoge, der bei ihm Pathenstelle vertreten hatte, zuerkannt waren.[5])

Der Anstoß, den dies häusliche Verhältniß gab, hatte zur Folge, daß man es meist nur so auffaßte, als sei es nicht über das sinnliche Bedürfniß hinausgegangen, und Christiane sei im Uebrigen nichts als Goethe's Wirthschafterin gewesen. Eine

solche Verleugnung seiner sittlichen Natur war aber für ihn nicht möglich. Vielmehr blickt aus mancher Aeußerung, aus mancher Zeile seiner Gedichte (z. B. der Elegie „Metamorphose der Pflanzen") eine herzliche Zuneigung hervor, wenngleich der tiefere Gefühlsinhalt einer auf sittliche Achtung und Geistesgemeinschaft gegründeten Ehe von dieser Verbindung schon deßhalb nicht zu erwarten stand, weil die Geliebte und nachmalige Gattin an geistiger Bildung und mehr noch an sittlichem Werthe tief unter ihm stand und im Bewußtsein ihrer unwürdigen Stellung sich nicht zu dem Gefühle edlerer Weiblichkeit erheben konnte. Wer behauptet, Goethe habe für seine geistige Thätigkeit größere Unabhängigkeit gewonnen, als wenn ihm eine Lebensgefährtin von höherer Bildung und von angesehener gesellschaftlicher Stellung zu Theil geworden wäre, ist im Irrthum. In geistiger wie in sittlicher Beziehung kann sich eine edle Natur nicht rein und frei erhalten in beständiger Berührung mit einer unedlen Umgebung, und der Ausruf der Frau von Stein: „Der arme Goethe, der immer nur edle Umgebungen hätte haben sollen!" ist nur allzuwahr. Ueberdies hat die Nation ihrem größten Dichter die Entzweiung mit Sitte und Gesetz nie verziehen; nichts hat der richtigen Würdigung von Goethe's sittlichem Charakter so sehr im Wege gestanden, nichts so sehr zu falschen Urtheilen über die Tendenz seiner Dichtungen verleitet, als diese Halb-Ehe.

Was Goethe in dieser Periode der Zurückgezogenheit neben seinen Dichtungen niederschrieb, bezeichnet die anscheinend fern von einander liegenden Gebiete wissenschaftlicher Erkenntniß, denen sich von jetzt an seine geistige Thätigkeit zuwendete. Ueber ihre innere Verbindung und Verwandtschaft spricht er sich in einem späteren Aufsatze klar aus: „Wie die begünstigte griechische Nation verfahren, um die höchste Kunst im eigenen Nationalkreise zu entwickeln, hatte ich bis auf einen gewissen Grad einzusehen gelernt, so daß ich hoffen konnte, nach und

nach das Ganze zu überschauen und mir einen reinen vorurtheilsfreien Kunstgenuß zu bereiten. Ferner glaubte ich der Natur abgemerkt zu haben, wie sie gesetzlich zu Werke gehe, um lebendiges Gebild als Muster alles künstlichen hervorzubringen. Das Dritte, was mich beschäftigte, waren die Sitten der Völker: an ihnen zu lernen, wie aus dem Zusammentreffen von Nothwendigkeit und Willkür, von Antrieb und Wollen, von Bewegung und Widerstand ein Drittes hervorgeht, was weder Kunst noch Natur, sondern Beides zugleich ist, nothwendig und zufällig, absichtlich und blind; ich verstehe die menschliche Gesellschaft. Ich schrieb zu gleicher Zeit (1789) einen Aufsatz über Kunst, Manier und Styl, einen andern die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, und das römische Carneval [6]). Sie zeigten sämmtlich, was damals in meinem Innern vorging, und welche Stellung ich gegen jene drei großen Weltgegenden genommen hatte."

So sehr auch die objective Darstellung der Carnevalslustbarkeiten Beifall fand, wollten die gelehrten Botaniker doch den Dichter auf dem Gebiete der Naturwissenschaften nicht als zünftiges Mitglied ansehen und lehnten seine Ansichten als eine poetische Spielerei vornehm ab. Goethe wies in seiner 1790 erschienenen Abhandlung Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären in klarer Darstellung nach, was ihm während seiner Reise in Italien zur Ueberzeugung geworden war, daß alle Pflanzentheile identisch seien, daß, „möge eine Pflanze sprossen, blühen oder Früchte bringen, es doch immer dieselbigen Organe seien, welche in vielfältigen Bestimmungen und unter oft veränderten Gestalten die Vorschrift der Natur erfüllen." Es war erst späteren Jahren vorbehalten, diese Idee zur Anerkennung zu bringen. „Zu hohem und verdientem Ruhme" — um einen Kenner der Wissenschaft (L. Reichenbach) reden zu lassen — „reifte erst spät heran Goethe's geistvolle Schrift über die Metamorphose der Pflanzen,

eine Abhandlung von eben so trefflicher Beobachtungsgabe geleitet, als durch glückliche Deutungsgabe belebt. Diese Metamorphose, diese Entwicklung der Pflanze, übertragen auf das ganze Gewächsreich, giebt die Gesetze für ideale Anordnung, für Darstellung des lebendigen, natürlichen Zusammenhanges, dem wir nachforschen sollen, ohne jemals ihn ganz erreichen zu können. Nur die ahnungsvolle Deutung dazu belebt die Schriften des Meisters, die Ausführung bleibt jedem überlassen nach Maßgabe von Einsicht, Eifer und Kraft." Es blieb der Grundzug von Goethe's wissenschaftlichem Denken, alle Naturerscheinungen als Glieder einer ununterbrochenen Entwicklung des Lebendigen aufzufassen. Diese Idee greift auch hinüber in das Gebiet der Poesie, welche ebenfalls ein Lebendiges in seiner Totalität zu erfassen und darzustellen hat. Die didaktische Elegie „Metamorphose der Pflanzen", welche das Resultat in poetischer Form zur Anschauung zu bringen sucht, führt uns in anmuthiger Parallele das Bild der Liebe vor, die, aus zartem Keim sich entfaltend, in mannichfach wechselnden Gefühlen sich fortentwickelnd, zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen aufstrebt. Unbeirrt durch kalte, absprechende oder spöttische Urtheile schritt Goethe in seiner Forschung fort. Herbarien wurden angelegt und besonders „Beispiele des Bildens, Umbildens und Verbildens" gesammelt, Manches ward abgezeichnet und so die Fortsetzung der ersten Arbeit vorbereitet. Wenn auch die nächsten Jahre ihn mehrmals aus der stillen Thätigkeit rissen und zu andern Beschäftigungen hinüberzogen, so fand er doch stets Gelegenheit, sich mit dem Mittelpunct seiner botanischen Studien in Verbindung zu erhalten.

Der Frühling des Jahres 1790 rief Goethe noch einmal über die Alpen. Die Herzogin Amalie kam aus dem Süden zurück, und Goethe reiste ihr bis Venedig entgegen, wo er auch mit einigen römischen Freunden zusammenzutreffen hoffte. Da ihre Ankunft sich bis in den Mai hinausschob, so verweilte er

mehrere Wochen allein in der alten Dogenstadt. Wie er diese Muße benutzt hat, um das Volksleben zu beobachten und die Betrachtung der dortigen Kunstschätze fortzusetzen, darüber belehrt uns ein Theil der venetianischen Epigramme. Die meisten dieser kleinen Sammlung sind in Venedig entstanden; doch sind mehrere ältere und spätere Epigramme bei der erst 1795 erfolgten Herausgabe im Schillerschen Musenalmanach eingeschaltet und angehängt worden, so daß man sich hüten muß, in allen venetianische Beziehungen zu suchen. Viele sind augenscheinlich aus den weimarischen „angenehmen häuslich-geselligen Verhältnissen" entsprungen, andere enthalten spätere Reflexionen über die französische Staatsumwälzung, wieder andere deuten auf den damals noch nicht angeregten Streit über die Farbentheorie [1]). An den italienischen Epigrammen fällt es besonders auf, daß nirgends jene Begeisterung anklingt, die früher jeden seiner Schritte zum geliebten Süden begleitet und noch in den römischen Elegieen ihren poetischen Ausdruck gefunden hatte. Er muß es selbst gestehen: „das ist Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ." Hatte er früher nur leise die Mißstände in den italienischen Verhältnissen und die Leiden des Reisenden angedeutet, so bricht jetzt der Unwille unverhaltener hervor:

Deutsche Redlichkeit suchst du in allen Winkeln vergebens;
Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht.

Manche Epigramme verbergen in der scherzenden Umhüllung einen scharfen Stachel, und wir erkennen an diesem und jenem leicht hingeworfenen Worte, daß er sich gegen die Welt mehr verschlossen hat. Zuletzt sind Bettinens Gaukelsprünge und das Dunkel der Spelunke nur die unheimliche Kehrseite der seelenvollen Erhebung zu dem Großen und Schönen, das einst Italien vor seinen Augen ausgebreitet hatte.

Die Herzogin langte am 6. Mai in Venedig an, mit ihr Heinrich Meyer und der Maler Bury, mit denen Goethe seit dem zweiten Aufenthalt zu Rom durch herzliche Freundschaft verbunden war. Die lebendige Unterhaltung mit Kennern der Kunstwerke, die gemeinschaftliche Betrachtung der vorzüglichsten Werke der venetianischen Malerschule führte ihn wieder in das Kunstelement ein, das er in Weimar so schmerzlich entbehrt hatte. Sie begleiteten ihn bis Mantua, wo sie mit ihm den Genuß der Fülle ausgezeichneter Werke der bildenden Kunst theilten. Bury begab sich nach Rom zurück, Meyer nach seinem Heimathlande, der Schweiz, von wo auch er nach Rom zurückging; der Herzog von Weimar hatte ihm eine jährliche Unterstützung von 100 Scudi zugesichert, mit dem Wunsche, daß er später nach Weimar komme. Um den Anfang des Juni traf Goethe mit der Herzogin-Mutter wieder in Weimar ein.

Wenige Tage zuvor war der Herzog nach Schlesien abgereist, um den Uebungen des preußischen Feldlagers beizuwohnen, das dort zum Behuf einer Demonstration gegen Oestreich und Rußland gebildet worden war, während Oestreich Truppen in Mähren, Böhmen und Galizien zusammenzog. Durch den Congreß von Reichenbach wurden die Kriegsbesorgnisse beseitigt. Der Herzog berief auch Goethe dorthin, „wo er einmal statt der Steine und Pflanzen die Felder mit Kriegern werde besät finden.“ Goethe folgte der Einladung, halb wider Willen, und begab sich nach Breslau. Das militärische Leben, das hier ihn empfing, der Glanz der Feste, die Mannigfaltigkeit der in den fürstlichen Kreisen versammelten Gesellschaft hatte indeß wenig Reiz für ihn. Er ließ sich nicht mehr so freudig, wie früher, von der Woge des buntwechselnden Lebens tragen, immer beobachtend, immer lernend von neuen Erscheinungen, von eigenthümlichen Charakteren, so daß selbst das, was seiner Natur fern lag, die Schule der Weltbildung er-

weiterte! Der Blick ist nach innen gekehrt und ernster geworden, seit die geistige Kraft sich der inneren Gedankenwelt zugewendet hat und mehr auf die Deutung der Geheimnisse der Natur, als der Räthsel der Menschenwelt sich richtet. „In der Art" — schreibt er um diese Zeit an Jacobi — „auf dem Wege, wie Du mein botanisches Werkchen wirst gesehen haben, setze ich meine Betrachtungen über alle Reiche der Natur fort und wende alle Kunstgriffe an, die meinem Geiste verliehen sind, um die allgemeinen Gesetze, wonach die lebendigen Wesen sich organisiren, näher zu erforschen".

Als Goethe eines Tages auf den Dünen des Lido, welche die venetianischen Lagunen vom Meere trennen, spazieren ging, fand er in dem Sande des Judenkirchhofs einen Schafschädel, der so geborsten war, daß er ihm nicht nur für die früher ausgesprochene Behauptung, die sämmtlichen Schädelknochen seien aus verwandelten Wirbelknochen entstanden, einen neuen Beweis gab, sondern auch den Uebergang des thierischen Organismus zu fortschreitender Entwicklung und Veredlung der vorzüglichsten Sinneswerkzeuge vor Augen stellte. Er glaubte zu erkennen, daß die Gesichtsknochen gleichfalls aus Wirbeln abzuleiten seien, indem ihm der Uebergang vom ersten Flügelbeine zum Siebbeine und den Muscheln ganz deutlich vor Augen trat. Diese Beobachtung bestärkte ihn in der Ueberzeugung, „ein allgemeiner, durch Metamorphose sich erhebender Typus gehe durch die sämmtlichen organischen Geschöpfe durch, lasse sich in allen seinen Theilen auf gewissen mittleren Stufen gar wohl beobachten und müsse auch noch da anerkannt werden, wenn er sich auf der höchsten Stufe der Menschheit ins Verborgene bescheiden zurückzieht". Auf die Fortsetzung dieser osteologischen Forschungen war während seines Aufenthalts in Schlesien vornehmlich seine Thätigkeit gerichtet, und er lebte daher mitten in der bewegtesten Welt „wie ein Einsiedler in sich selbst abge-

schlossen." Er begann eine Abhandlung über die Bildung der Thiere zu schreiben; daneben ward an einer komischen Oper gedichtet.

Gegen Ende des Augusts treffen wir Goethe in den schönen Gebirgsgegenden am Fuße des Riesengebirges, in Adersbach und der Grafschaft Glatz. Viel Belehrung schöpfte er aus der im September ausgeführten Lustfahrt nach Galizien. Er besah unter Anderm die Berg- und Hüttenwerke von Tarnowitz und die Salinen von Wiliczka. Manche Beobachtungen wurden aufgezeichnet; doch geben uns von diesen Erfahrungen und Erlebnissen nur einige Epigramme und kurze Andeutungen eine oberflächliche Nachricht; es ist zu erwarten, daß man eine ausführliche Schilderung, auf die schon Goethe Hoffnung machte, späterhin aus seinen Papieren zusammenstellen wird. Im October war er wieder in Weimar.

Es folgte eine Zeit der ungestörtesten Muße. Daher wandten Herzogin Amalie und Herder ihren Einfluß an, ihn für eine größere dichterische Arbeit zu gewinnen, zunächst für die Vollendung des Wilhelm Meister, worin er nach der Versicherung seiner italienischen Briefe alles das zusammenfassen wollte, was er durch den Reichthum der Kunstanschauungen an neuen Ansichten gewonnen hatte. Wirklich wandte er auch sein Augenmerk dahin, als er sein osteologisches Werkchen, an dem er mehrere Wochen, ohne zum Abschluß kommen zu können, gearbeitet hatte, wieder beiseite legte. „Vielleicht rückt" — schrieb er am Schluß des Jahres — „in dem neuen Jahre auch dieses alte Werk seiner Vollendung näher." Allein als Dichter fühlte er sich durch die drückenden und spannenden Zeitereignisse aus dem sonst gewohnten Elemente hinausgedrängt, zumal auch im engeren Kreise die erfrischende Quelle versiegte, die zu mancher Stunde der Begeisterung geweckt hatte; er äußerte später in einem Briefe an Schiller, er habe damals

aufgehört ein Dichter zu sein. „Hätte ich", sagte er zu Eckermann, „in der bildenden Kunst und in den Naturstudien kein Fundament gehabt, so hätte ich mich in der schlechten Zeit und deren täglichen Einwirkungen auch schwerlich obengehalten." Es mußten erst einige Jahre vergehen, bis er auch die neuen gewaltsamen Erscheinungen der politischen und sittlichen Welt in sich durchdacht und bewältigt hatte, so daß er aufs neue zu künstlerischer Gestaltung fähig ward. Aufgefordert durch den ihm inwohnenden Trieb zu der Erforschung der Lebensgesetze in der sittlichen Welt wie in der Natur, suchte er die Ordnung, die im äußeren Leben gestört war, in dem stillen Weben und Walten der Natur freudig zu erkennen. Auf diesem unermeßlichen Gebiete erwuchsen ihm stets neue, ungeahnte Probleme, und der leidenschaftliche Fleiß, sie zu seiner Befriedigung zu lösen, in den Erfahrungen der Außenwelt den Grundgedanken seiner Naturforschung überall wiederzufinden und bestätigt zu sehen, wuchs in eben dem Maße, als er einsehen mußte, daß die Kraft des Einzelnen zu den großen Aufgaben, die auf die ausgebreitetste Universalität der Naturbeobachtungen hindeuteten, im Mißverhältniß stehe. Bisher hatte sich seine Naturforschung meist auf das naturhistorische Gebiet beschränkt, auf welchem er mit eben so viel poetischer Divination als sorgfältiger Beobachtung der einzelnen Erscheinungen in die Grundgesetze der Organisation und der Metamorphose alles Lebendigen eindrang. Es war dieselbe Geistesthätigkeit, die seine dichterischen Productionen zur Reife brachte, nur auf einem andern Gebiete, dem man selten die Grenzverbindung mit der Poesie zugestehen wollte. Bei Goethe wurzelte die Naturforschung in der erhabensten sittlichen Anschauung, weßhalb er für sie eine harmonisch-allgemeine Ausbildung des Individuums fordert. Folgerichtig nimmt sie die speculative Richtung des Goethe'schen Geistes in sich auf. Denn obgleich Goethe bekennen muß, daß ihm das Organ für Philosophie im eigentlichen Sinne abgehe, so entzog er sich doch keineswegs der Einwirkung aus-

gezeichneter philosophischer Denker. Wie er mit jugendlicher Begeisterung den Kern des Spinozismus in sich aufnahm, so verfolgte er auch nachmals die Entwickelung deutscher Philosophie, nachdem sie mit Kant's Kritik der reinen Vernunft zu dem Ernst des wissenschaftlichen Denkens zurückgekehrt war und auf verschiedenen Bahnen die Lösung der höchsten Probleme des Geistes versuchte. Zwar stand ihm Kant's Kritik der reinen Vernunft in der Umhüllung der esoterischen Sprache der Metaphysik noch fern; doch dem Standpuncte des großen Philosophen hatte er, ohne seiner Methode bestimmt bewußt zu sein, durch die Anschauung der Gegenstände der Erscheinungswelt, welche ihm ein speculatives Denken ward, sich genähert. Freudig stimmte er dem Kantischen Satze bei, wenn gleich alle unsere Erkenntniß mit der Erfahrung angehe, so entspringe sie darum doch nicht alle aus der Erfahrung: „zum erstenmal schien eine Theorie mich anzulächeln." Eine schönere Klarheit ging ihm in Kant's Kritik der Urtheilskraft auf, welcher er nach seinem eigenen Geständniß eine höchst frohe Lebensepoche schuldig ward. „Hier sah ich meine disparatesten Beschäftigungen nebeneinander gestellt; Kunst- und Naturerzeugnisse, eins behandelt, wie das andere; ästhetische und teleologische Urtheilskraft erleuchteten sich wechselsweise. Wenn auch meiner Vorstellungsart nicht eben immer dem Verfasser sich zu fügen möglich werden konnte, wenn ich hie und da etwas zu vermissen schien, so waren doch die großen Hauptgedanken des Werks meinem bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog; das innere Leben der Kunst wie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus war im Buche deutlich ausgesprochen...... Mich freute, daß Dichtkunst und vergleichende Naturkunde so nah' mit einander verwandt seien, indem beide sich derselben Urtheilskraft unterwerfen. Leidenschaftlich angeregt, ging ich auf meinen Wegen nur desto rascher fort." Da Goethe bei Kant's Schriften dasselbe widerfuhr, wie früher beim Studium des Spinoza, daß er mehr das herauslas, was in seinem eigenen

Denken schon vorbereitet war, und das Fremde sich auf seine Weise zurecht legte, so mußte er's sich gefallen lassen, daß seine Auffassung der Kantischen Doctrin bei den Kantianern wenig Anklang fand und bei seinen speculativen Erörterungen der Eine und der Andere mit lächelnder Verwunderung äußerte: „es sei freilich ein Analogon Kantischer Vorstellungsart, aber ein seltsames" [8]).

Inzwischen hatte ihn der Verfolg seiner Naturbetrachtung zu neuen wissenschaftlichen Forschungen hinübergeführt, aus denen ihm nach und nach eine Lebensaufgabe erwuchs, welcher er mit größter Anstrengung die besten Kräfte seiner späteren Jahre widmete. Schon da er in Italien den Reiz der Farben in den Erscheinungen der Natur, wie in den Werken der Malerkunst aufs lebendigste empfand, begann er den Gesetzen ihrer Entstehung nachzusinnen. Wiederholt machte sich das einmal angeregte Interesse wieder geltend. Er machte sich mit Hülfe eines Compendiums mit der auf Newton's Forschungen gegründeten Theorie der Optik bekannt. Hofrath Büttner in Jena bot ihm den zu den Experimenten erforderlichen Apparat an. Anderweitige Beschäftigungen schoben indeß die Versuche noch hinaus; zu andern Hindernissen kam noch der Einzug in eine neue Wohnung und die Unruhe der neuen Einrichtung. „Die Prismen standen eingepackt, wie sie gekommen waren, in einem Kasten unter dem Tische, und ohne die Ungeduld des jenaischen Besitzers hätten sie noch lange da stehen können." Auf dringende Mahnung eines Freundes zu Jena war er schon im Begriff, die Prismen ungebraucht zurückzuschicken, weil er noch immer keine Zeit fand, um sich mit diesen Untersuchungen abzugeben; nur einige flüchtige Beobachtungen konnte er sich vor der Absendung nicht versagen, und plötzlich ging ihm die Ueberzeugung auf, die Newton'sche Lehre sei falsch. Er erbat sich die Erlaubniß, den Apparat noch länger benutzen zu dürfen, und widmete das Jahr 1791 vornehmlich den chromatischen

Beobachtungen. Er fühlte sich in ein neues, unabsehbares Feld versetzt, welches zu durchmessen er sich nicht Kraft genug zutraute. Er sah sich überall nach Theilnehmern um, und hätte gern seine Beobachtungen und Ueberzeugungen einem Andern überlassen, wenn er hätte hoffen können, sie fruchtbar zu sehen. Allein seine Mittheilungen erweckten keine Theilnahme: „überall fand ich Unglauben an meinen Beruf zu dieser Sache; überall eine Art von Abneigung gegen meine Bemühungen, die sich, je gelehrter und kenntnißreicher die Männer waren, immer mehr als unfreundlicher Widerwille zu äußern pflegte." Dies hätte ihm allerdings Zweifel in die Richtigkeit seiner Bemerkungen einflößen können, zumal ihm nicht entgehen konnte, wie gefährlich es sei, ohne mathematische Kenntnisse sich in physikalische Forschungen einzulassen. Jedoch war er bei seiner Entdeckung der Pflanzenmetamorphose und seinen osteologischen Beobachtungen den Widerspruch der Fachgelehrten schon zu sehr gewohnt, als daß dieser ihn hätte irre machen können, seinen eigenen Weg zu gehen; „ein entschiedenes Aperçu ist wie eine inoculirte Krankheit anzusehen; man wird sie nicht los, bis sie durchgekämpft ist". „Es ging mir", äußert er an einer andern Stelle, „mit diesen Entwickelungen natürlicher Phänomene wie mit Gedichten, ich machte sie nicht, sondern sie machten mich".

Von anderer Seite kam man auch wiederum seinem Vorhaben förderlich entgegen. Herzog Ernst von Gotha eröffnete ihm sein physikalisches Cabinet, wodurch er die Versuche zu vermannigfaltigen und ins Größere zu führen in Stand gesetzt wurde. Prinz August von Gotha verehrte ihm aus England verschriebene, sowohl einfache als zusammengesetzte achromatische Prismen. Ueber das Nähere seiner Beobachtungen findet man ausführlichen Bericht in der „Confession", welche Goethe seiner Geschichte der Farbenlehre angehängt hat. Eine Kritik derselben wird man dem Biographen, der seine Incompetenz in diesem wissenschaftlichen Fach zu gestehen hat, um so mehr

erlassen, als das Urtheil über Goethe's Verdienste um die Farbentheorie noch nicht einmal bei den Physikern festgestellt ist. Uns interessirt sie, abgesehen von ihren wissenschaftlichen Resultaten, als ein neues Moment der Geistesthätigkeit Goethe's, welche, zu der Farbenlehre fortschreitend, das Princip der Einheit des Innern und Aeußern, des Denkens und des Phänomens auch hier zur Geltung zu bringen und in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen das Gesetz zu finden sucht. Wenn er in seiner Farbenlehre die ideale Einheit des Subjectiven und Objectiven in die Worte zusammenfaßt: „wenn die Farbentotalität von außen dem Auge als Object dargebracht wird, so ist sie ihm erfreulich, weil ihm die Summe seiner eignen Thätigkeit als Realität entgegenkommt": so mag uns dies im Voraus eine Andeutung sein, daß die Beschäftigung mit der Farbenlehre keine Abschweifung von seinem bisherigen Standpuncte war, sondern das Grundprincip seines Dichtens und seiner Kunstanschauung auch hier aufs neue hervortritt. „Als ich lange genug in diesen fremden Regionen verweilt hatte, fand ich den glücklichen Rückweg zur Kunst durch die physiologischen Farben und durch die sittliche und ästhetische Wirkung derselben überhaupt."

Eine vorläufige Darstellung einzelner von ihm beobachteter Phänomene gab er in seinen Beiträgen zur Optik, 1791 und 1792 in zwei Heften erschienen, welche auf seine Theorie vorbereiten und ihm die Theilnahme des größern Publicums verschaffen sollten. Indeß wurden sie ebenso kalt, wie seine frühern naturwissenschaftlichen Aufsätze aufgenommen, und er sah sich weder ermuntert noch gefördert. In dem Kreise der Weimarer Freunde machte er wiederholte Versuche, seine Theorie zu verdeutlichen und durch mündliche Vorträge sie mehr und mehr beherrschen zu lernen. In Weimar war eine gelehrte Gesellschaft gestiftet worden, welche am 5. Juli 1791 ihre Statuten erhielt. Sie versammelte sich anfangs bei der Herzogin Amalie,

später in Goethe's Hause; auch die herzogliche Familie wohnte mehreren Sitzungen bei. In einigen derselben trug Goethe seine Optik vor, und selbst Böttiger, der sonst ihn herunterzuziehen liebt, muß nach der Sitzung vom 4. November gestehen, Goethe sei eben so groß als scharfsinniger Demonstrator an der Tafel, wie er es als Dichter sei. Goethe fühlte stets einen lebhaften Trieb, durch Mittheilung seiner wissenschaftlichen Ansichten sie zu größerer Klarheit in sich zu entwickeln. „Ich hielt", äußert er bei einer spätern Gelegenheit, „niemals einen Vortrag, ohne daß ich dabei gewonnen hätte; gewöhnlich gingen mir unterm Sprechen neue Lichter auf, und ich erfand im Fluß der Rede am gewissesten."

Indem Goethe inmitten dieser Beschäftigungen das Band, das ihn mit der Poesie verknüpfte, keineswegs zerriß, konnte es ihm nur erwünscht sein, wenn es durch äußere Anregung praktischer Thätigkeit noch mehr befestigt wurde. Die Darstellungen der Bellomoschen Schauspielergesellschaft hatten in letzter Zeit nicht mehr befriedigt. Man beschloß sie zu entlassen; nur einige tüchtige Mitglieder derselben wurden beibehalten und die Truppe durch neue Anwerbungen von den bedeutenderen deutschen Bühnen ergänzt. Goethe übernahm am 1. Mai 1791 „mit Vergnügen" die Leitung dieses Hoftheaters. Nur wenig Vorstellungen wurden nach der Eröffnung in Weimar gegeben; bald darauf zog die Gesellschaft nach dem Badeort Lauchstädt hinüber, wo sie auch ferner im Sommer zur Unterhaltung der Badegäste zu spielen pflegte. Im nächsten Winter widmete sich Goethe dem Theater mit großer Liebe und Anstrengung. Die Neigung zu Oper und Singspiel, in welcher er in Italien sehr bestärkt war, ließ ihn zunächst diese das größere Publicum vornehmlich anziehende Seite der Theatervorstellungen am meisten begünstigen. Der Concertmeister Cranz und der immer thätige Theaterdichter Vulpius griffen lebhaft mit ein; auch das leichte Talent Einsiedel's, der ein gleiches

Interesse für die musikalische Poesie aus Italien heimgebracht hatte, leistete gute Dienste. Einer Menge italienischer und französischer Opern wurden deutsche Texte untergelegt und die vorhandenen verbessert. Goethe selbst überarbeitete mehrere Texte und die Oper Circe wurde ganz umgedichtet.

Das vielleicht schon in Italien begonnene Singspiel die ungleichen Hausgenossen, in welchem sieben Personen, die aus Zufall oder in Folge von Verhältnissen auf Einem Schlosse zusammentreffen, Gelegenheit gaben, durch Verschiedenheit der Charaktere eine poetische und musikalische Abwechselung herbeizuführen, wurde jedoch nicht wieder aufgenommen, obwohl es schon ziemlich weit gediehen war. Einige Arien daraus finden sich in der Sammlung seiner Gedichte unter den Ueberschriften „verschiedene Empfindungen an einem Platze“ und „Antworten bei einem gesellschaftlichen Fragespiel“ zusammengestellt.

Nicht minder war indeß das Bemühen Goethe's dahin gerichtet, das recitirende Drama „auf eine würdige Weise zu behandeln und von Grund aus zu beleben.“ Von dem Repertoire Iffland'scher und Kotzebue'scher Stücke vermochte man sich bald zu sorgfältiger Darstellung classischer Dramen zu erheben; die Aufführung von Shakspeare's König Johann und und Schiller's Don Carlos erschien als ein „großer Gewinn“; denn erst mit solchen Darstellungen stieg das Theater von der Stufe flüchtiger Unterhaltung in das Gebiet der höheren Kunst empor. Die nächstfolgenden Jahre werden uns zeigen, welch glänzende Erfolge durch ein reines, folgerechtes Wirken errungen wurden.

Die erste poetische Frucht der aufs neue in Goethe angeregten Liebe zur Bühne war das Lustspiel der Großkophtha, dessen Abfassung dem Jahre 1791 angehört. Den Stoff zu diesem Drama hatte der Dichter schon viele Jahre mit sich

herumgetragen. Die berüchtigte Halsbandgeschichte, in welche die Königin Marie Antoinette so unheilvoll verflochten war, erschreckte Goethe im Jahre 1785 „wie das Haupt der Gorgone“, und wenn ihm auch damals seine Freunde (wahrscheinlich Herder) vorwarfen, daß er zu viel Werth und Gewicht auf dieses oder jenes Ereigniß des Tages lege, so hielt er doch daran fest, daß er sich auf einer prägnanten Stelle befinde, von wo Manches zu erwarten sei, und er hatte die Ueberzeugung, die auch Talleyrand damals geäußert hat, dieser Proceß könne den französischen Thron umstürzen. Den Gang desselben verfolgte er mit größter Aufmerksamkeit. Besonders zog ihn darin ein geheimnißvoller Charakter an, der schon seit längerer Zeit in Europa's Hauptstädten die Rolle eines Magiers mit geistreicher Schlauheit spielte und Vielen als ein Wunder, Allen als ein Räthsel erschien. Es war der sogenannte Graf Cagliostro, welcher, gewonnen von der betrügerischen Gräfin Lamotte, zu der Ueberlistung des Cardinals Rohan, der zu seinen blindgläubigen Verehrern gehörte, durch seinen Rath mitwirkte und daher in jenen Proceß verwickelt ward. So groß war Goethe's Interesse für den seltsamen Abenteurer, daß er bei seiner Anwesenheit in Palermo der Mutter und Schwester desselben, die dort in Dürftigkeit lebten, einen Besuch machte und ihnen später noch von Weimar aus Geldunterstützungen zukommen ließ. Einen Aufsatz über Cagliostro's Stammbaum und Familie gab er später im ersten Bande seiner „neuen Schriften“ (1792) heraus, damit, wie er an Jacobi schreibt, über diesen Nichtswürdigen gar kein Zweifel übrig bleibe.

Nach der Beendigung des Tasso begann Goethe die Bearbeitung des Süjets in der Operform. Mit Reichardt ward die Composition verabredet. Von dieser Bearbeitung des Groß-kophtha (so nannte sich Cagliostro als Wiederhersteller der angeblichen ägyptischen Maurerei) sind nur die Arien übrig geblieben, welche als Kophthische Lieder unter den lyrischen

Gedichten stehen. Wir werden dem Dichter unbedenklich beistimmen, daß der Gegenstand sich besser zu einer Oper, wo uns das Magische weniger befremdend, das Unsittliche weniger verletzend erscheinen würde, als zu einem Drama getaugt hätte.

Bei der Wiederaufnahme des Stoffes zog Goethe die Form des Lustspiels vor. Weil der Dichter uns in eine sittlich verdorbene Gesellschaft führt, welche durch den Schein des Guten auch das edle Gemüth zu täuschen und zum Dienst des Bösen zu mißbrauchen weiß, weil er das Gewebe einer schändlichen betrügerischen Mystification mit historischer Treue vor unsern Blicken enthüllt, so ist dies Drama meist mit einem absprechenden Urtheil, oft von solchen, die es nicht einmal gelesen haben, als eine Goethe's unwürdige Arbeit bei Seite geschoben worden, wobei man noch die Freude hatte, sich auf ein Urtheil Georg Forster's berufen zu können, der den Großkophtha auf den ersten Eindruck hin in einem Briefe von Jacobi „ein Ding ohne Salz" nannte, — „ohne einen Gedanken, den man behalten kann, ohne eine schöne entwickelte Empfindung, ohne einen Charakter, für den man sich interessirt ꝛc." Freilich war in diesem Gemälde schändlicher Thorheit für Entwickelung von Empfindungen keine Stelle, und die Sprache, welche Forster einen platten Alltagsdialog nennt, soll eben die Leere und Hohlheit der „hochadligen" Kreise, in denen die Handlung sich bewegt, veranschaulichen. Allein wenn wir gleich die Tiefe und Wärme, wodurch die größeren Dichtungen Goethe's hervorragen, hier nicht finden, weil das Sujet sie ausschließt, und wir auf einen heitern, wohlthuenden Eindruck verzichten müssen, so sind doch Klarheit der Exposition, Lebendigkeit der Handlung, feine Zeichnung der Charaktere als die Eigenschaften anzuerkennen, welche diesem Drama als Kunstwerk eine hohe Stelle unter Goethe's Dichtungen anweisen. Daß es bei der ersten vortrefflich gespielten Aufführung einen widerwärtigen Eindruck gemacht habe, bekennt Goethe selbst mit gewohnter

Offenheit: „Kein Herz klang an..... und weil geheime Verbindungen sich ungünstig behandelt glaubten, so fühlte sich ein großer respectabler Theil des Publikum entfremdet, so wie das weibliche Zartgefühl sich vor einem verwegenen Liebesabenteuer entsetzte.“ Vergleicht man mit diesem Erfolg die heitern Stunden in Ettersburg und Tiefurt, so fühlt man eine schmerzliche Resignation in den Worten durch: „Ich war immer gegen die unmittelbare Wirkung meiner Arbeiten gleichgültig gewesen und sah auch diesmal ganz ruhig zu, daß diese letzte, an die ich so viel Jahre gewendet, keine Theilnahme fand.“

Drittes Capitel.

1792. 1793.

Als Goethe an der Seite der Herzogin Amalie in Venedig verweilte, hatte sich der dort residirende französische Gesandte, Marquis von Bombelles aufs zuvorkommendste bemüht, der Fürstin durch seinen Einfluß zu Manchem, was Fremden sonst verschlossen ist, Zutritt zu verschaffen und ihr durch heitere, Sinn und Geschmack erfreuende Feste den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Als sie sich nach zwei Jahren auf dem unheilvollen Rückzuge der Alliirten wieder zusammenfanden, der Marquis unter den Emigrirten, äußerte dieser mit Wehmuth, wie ihm schon damals, als er seine edlen Gäste mit scheinbarer Heiterkeit unterhielt, der Wurm am Herzen genagt und er die Folgen dessen, was in seinem Vaterlande vorgehe, vorausgesehen habe. Goethe war in ähnlichem Falle [9]). Mit dem Abschluß des Tasso und den venetianischen Epigrammen scheidet die alte Zeit, in der sich der Dichtergeist mit einem innigen Gemüthsleben oder den Bildern einer heitergenießenden Menge beschäftigt. Die düstre Ahnung der Auflösung der socialen Verhältnisse steigt im Großkophtha gespenstisch empor, und bald folgten, erschütternd und überwältigend, Schlag auf Schlag die Revolutionsbegebenheiten, welche die Blicke Aller nach Frankreich zogen. Goethe, der sein Leben der Betrachtung ruhiger, sittlicher Zustände und naturgemäßer Entwicklung gewidmet hatte, der in der Harmonie der Kunstschöpfungen und der Organisation der Gebilde der Natur für sein Denken einen Mittelpunct gefunden hatte, in den alle Radien seiner vielseitigen

Bestrebungen zusammenliefen, war solchen inhaltschweren, die altgewohnten Formen schonungslos zertrümmernden Weltereignissen nicht gewachsen. Das Einzelne empörte seinen sittlichen Sinn; er fürchtete die Auflockerung aller sittlichen Bande, das Verschwinden der Ehrfurcht vor dem Großen und Hohen. In dem Streben des Volks nach Antheil an der Regierung sah er nur das Werk ehrsüchtiger, die Leidenschaften der Menge mißleitender Demagogen. „Einem thätigen productiven Geiste" — so erklärt er sich nachmals darüber — „einem wahrhaft vaterländisch gesinnten und einheimische Literatur befördernden Manne wird man es zu Gute halten, wenn ihn der Umsturz alles Vorhandenen schreckt, ohne daß die mindeste Ahnung zu ihm spräche, was denn Besseres, ja nur Anderes daraus erfolgen solle". Noch klarer äußert er sich über seinen damaligen Standpunct im Vergleich mit seiner späteren Ansicht in den Gesprächen mit Eckermann: „Es ist wahr, ich konnte kein Freund der französischen Revolution sein; denn ihre Gräuel standen mir zu nahe und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohlthätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicher Weise ähnliche Scenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Nothwendigkeit waren. Eben so wenig war ich ein Freund herrischer Willkür. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgend eine große Revolution nie Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Nothwendige von unten her erzwungen wird". Wegen der in diesen Worten deutlich bezeichneten Stellung, welche Goethe den Revolutionsbewegungen gegenüber einnahm, mag nun ein jeder nach seiner Parteimeinung entweder ihm beipflichten oder, wie der neueste Liberalismus gewohnt ist, ihn darüber mit Vorwürfen überhäufen,

daß er dem Geiste der neuen Zeit, der über den Trümmern und Leichen seinen Einzug hielt, nicht hoffnungsreich entgegenjauchzte; uns kann es nur bei der historischen Auffassung seines individuellen Bildungsganges darauf ankommen, im Einzelnen nachzuweisen, wie die Zeitereignisse ihn ergriffen, wie er sie nach und nach in seinem Geiste bewältigte und verarbeitete, wie sich dieser Stoff an Lebenserfahrungen in seinen dichterischen Productionen gestaltet hat.

Von vornherein müssen wir den Vorwurf zurückweisen, als habe Goethe theilnahmlos den Ereignissen den Rücken gewandt und sei gegen die Geschicke der Menschheit gleichgültig gewesen. Wenn er auch, um aus Unmuth und Sorge sich zu retten, in Kunst und Wissenschaft ein Asyl suchte, „sich an diese Studien, wie an einen Balken im Schiffbruch festklammerte" und in Betrachtung des Dauernden einer hohen Cultur und der ewigen Gesetze der Natur sich über die beengende Wirklichkeit der schwankenden, zerstörenden Gegenwart erhob: so treten doch auch alle die brennenden Zeitfragen, von denen Europa ergriffen ward, in den Bereich seines Denkens ein. Jedoch hält seine politische Ansicht an der früheren Basis fest, und nur wer in der Täuschung befangen ist, als ob Götz und Egmont einer abstracten Freiheitsschwärmerei das Wort redeten, kann Goethe's spätere Aeußerungen für einen Abfall von der Ueberzeugung der früheren Lebensperiode halten. Seinen Haß gegen Willkürhandlungen der Regierungen, gegen das Unheil eines verderbten aristokratischen Regiments, gegen Rechtsverletzungen und jesuitische Intriguen spricht Goethe wiederholt und eindringlich aus. Dagegen hat er kein Vertrauen zu der Theilnahme der Masse an der Regierung und sieht dadurch nur Tyrannei und Willkür in andern Formen wiederkehren.

Frankreichs traurig Geschick, die Großen mögen's bedenken;
Aber bedenken fürwahr sollen es Kleine noch mehr.
Große gingen zu Grunde; doch wer beschützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

Goethe's politische Ansicht ist daher keineswegs ein Parteistandpunct und eben deßhalb fern von Leidenschaftlichkeit. Ihm war im Beginn des Feldzugs gegen Frankreich der wüthende Franzosenhaß des deutschen Junkerthums eben so unleidlich, wie die Declamationen der Demagogen. Seiner innersten Natur nach ein Feind alles Maßlosen, verbarg er sich nicht die Gebrechen des alten Staats. Die Mißbräuche des geistlichen Regiments hatte er in Italien mit eigenen Augen angeschaut, in das Verderbniß der Aristokratie hatte ihn der Halsbandproceß blicken lassen. Auf diesem Boden erwuchs sein Großkophta, auf diesem sein politischer Roman die Reisen der Söhne des Magaprazon, welcher gleichzeitig mit jenem Drama im Jahre 1791 begonnen ward.

Goethe legte diesem Roman [10]), von dem wir nur einen Theil des Plans und einige ausgeführte Capitel besitzen, den Pantagruel des Rabelais zum Grunde; es schien die märchenhaft humoristische Form die geeignetste zu sein, um Erzählung und Räsonnement bunt in einander zu schlingen und darin die verworrenen Zustände der Gegenwart wiederzuspiegeln. Magaprazon's sechs Söhne, mit Anlagen reichlich, doch verschiedenartig ausgestattet und durch den Vater trefflich vorgebildet, beginnen die Reise in die Weite, damit jeder die ihm verliehenen Kräfte anwenden und üben lerne und dadurch zum Besten des Ganzen wirke. Sie gelangen zu verschiedenen Inselvölkern und beschäftigen sich mit der Beobachtung ihrer Verfassungen und Culturzustände. Ob in diesen Plan auch die Demokratie der Freiheit und Gleichheit aufgenommen war, kann zweifelhaft scheinen. An den Bewohnern von Papimanie ward das Verderbniß des geistlichen Regiments nach dem von Rabelais gegebenen Vorbilde geschildert. Eine von diesem unabhängige Erfindung Goethe's ist die unter den Bruchstücken ausgeführte Erzählung von der Insel der Monarchomanen: nach einer Periode des Glücks, wo alle Stände zum

Wohl des Ganzen zusammenwirkten, ward diese durch einen Vulkan verwüstet und zerrissen, und die drei zerrissenen Theile schwimmen nach verschiedenen Seiten umher, das Abbild einer Monarchie, wo Königthum, Aristokratie und Volk sich selbstsüchtig von einander trennen und den Staat dem Untergange zuführen. Ein anderes humoristisch ausgeführtes Bruchstück ist das Gespräch der Brüder über den Kampf der Kraniche und der Pygmäen, das beinahe in Thätlichkeiten übergegangen wäre, wenn nicht der Schlaftrunk einer Flasche Madeira, die ein vorüberfahrender Schiffsherr ihnen reicht, sie von dem bösartigen Zeitfieber heilte, „von dem so viele Menschen jetzt heftig, ja bis zum Wahnsinn ergriffen sind." Diese Dichtung blieb ohne Fortsetzung, als die Revolution über die Verfassungsdiscussionen hinaus auf das Schlachtfeld schritt und der Einmarsch der verbündeten Heere das Signal zum Umsturz des französischen Königthrons und der Septembermorde gab. Goethe ward Zeuge eines Wendepuncts der Weltgeschichte, und von ihm selbst galt das Wort, das er am Abend nach der Kanonade von Valmy zu den Soldaten sprach: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen."

Preußen gab nach der Reichenbacher Convention seine oppositionelle Stellung gegen Oestreich auf und vereinigte sich mit diesem durch den Pillnitzer Vertrag im Jahre 1791 zur Unterdrückung der französischen Staatsveränderung und zur Herstellung des absoluten Königthums. Eine preußische Armee, verstärkt von großen Schaaren französischer Emigranten, zog unter der Anführung des Herzogs von Braunschweig im August des Jahres 1792 längs dem linken Moselufer auf Longwy und Verdun, um in dieser Richtung die Straße von Chalons an der Marne zu gewinnen und nach Paris zu ziehen. Oestreichische Armeecorps sollten von Belgien aus sich den Operationen der Hauptarmee anschließen. König Friedrich

Wilhelm II. befand sich selbst bei dem Heere. Herzog Karl August von Weimar zog als Chef eines Regiments mit ins Feld, und Goethe beschloß ihn auf diesem Feldzuge, den man in Folge der entstellten Berichte der Emigranten sich im Voraus als einen militärischen Spaziergang ausgemalt hatte, zu begleiten, wobei eben so sehr das Verlangen, die Welt von einer neuen Seite kennen zu lernen, als der Wunsch des Herzogs, ihn als Freund zur Seite zu haben und dem stockenden Stubenleben zu entreißen, den Ausschlag gaben. Die freudigsten Tage dieser Campagne waren für Goethe die, welche er in den gastlichen Wohnungen der Mutter und der Freunde in den Rheinlanden zubrachte, nur daß er nebenbei zu klagen hat, daß durch das eintönige Thema der politischen Discussionen alle geistreiche Unterhaltung verdrängt werde. Um die Mitte des Augusts verweilte er mehrere Tage bei seiner Mutter in Frankfurt.

Seinen alten Freund Merck fand er nicht mehr. Von ihm hatte Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien nur Briefe des schmerzlichsten Inhalts erhalten, Zeugnisse, daß der Lebensmuth des einst so geisteskräftigen und charakterstarken Mannes in Folge häuslicher Trübsal und nicht ganz unverschuldeter Zerrüttung seiner Vermögensverhältnisse gebrochen sei. Es geht aus diesen Briefen hervor, daß Goethe und Karl August sich mit warmer Freundestheilnahme bemühten, seine Lage zu erleichtern, wenn sie gleich Glück und Zufriedenheit ihm nicht wiederherstellen konnten. Zu dem Seelenleiden trat ein schmerzhaftes körperliches Leiden hinzu, und in einem Anfall düsterer Schwermuth machte er am 27. Juni 1791 seinem Leben ein Ende.

Am 20. August reiste Goethe nach Mainz und verlebte einige heitere Abende mit Sömmering, Forster, Huber und andern Freunden in wissenschaftlicher Unterhaltung; politische Gespräche wurden absichtlich von den republikanisch gesinnten

Freunden vermieden. Ueber Trier reiste er dem inzwischen in Frankreich eingerückten Heere nach, bei welchem er am 27. August, wenige Tage nach der Uebergabe der Festung Longwy, eintraf. Seinen Geburtstag feierte er diesmal in Longwy; am Morgen ritt er mit einigen Freunden dorthin und ließ sich bei heiterer Mittagstafel im traulichen Kreise alter Kriegs- und Garnisonskameraden die Abenteuer ihres bisherigen Zuges erzählen. Haß und Verachtung des revolutionären Frankreichs zeigte sich allenthalben in der Armee, und Mancher fand es auffallend, daß er nicht mit gleicher franzosenfresserischer Wuth in Frankreich hineinstürmte, während ihm „weder am Tode der aristokratischen noch der demokratischen Sünder im mindesten etwas gelegen war." Mit den Officieren des herzoglich-weimarischen Regiments verabredete er, daß er sich immer an sie und, wo möglich, an die Leibschwadron anschließen wolle. Ward er gleich dadurch größerer Gefahr ausgesetzt, so war ihm dies doch lieber, als sich im Train der Nachzügler fortziehen zu lassen. Auf dem Marsche nach Verdun fuhr er im offenen Wagen vor der ganzen Armeecolonne vorauf. Von seiner unerschütterlichen Gemüthsruhe im Angesichte der Gefahr und seinem persönlichen Muthe sind uns manche treffende Züge aufbehalten. Nicht minder bewährt sich mitten im Kriegsgewühl die rein-menschliche Theilnahme an fremdem Geschick und das Bemühn, durch Rath und That hülfreich zu sein. Seine Schilderung der Campagne in Frankreich, allzu detaillirt und tagebuchartig, um gleich den andern biographischen Schilderungen allgemein anzuziehen, ist ein wichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte sowohl wie zur Charakteristik des Dichters. Die Handlungen roher Kriegswillkür, die Noth der Einzelnen, deren Zeuge er sein mußte, ohne helfen zu können, gruben sich schmerzlich in sein Gemüth ein, während er die eigenen Entbehrungen und Strapazen stets mit stoischem Gleichmuth und meist mit heiterstem Humor überstand. Schon die Requisitionen im Namen Ludwigs XVI. erschienen ihm als die empörendste Willkürhandlung, und

er gesteht, ihm sei nicht leicht eine grausamere Scene und ein tieferer männlicher Schmerz in allen seinen Abstufungen jemals vor Augen und zur Seele gekommen, als da man auf dem Marsche nach Verdun die Schafheerden wegnahm und unter die Regimenter vertheilte, den Besitzern dagegen ganz höflich auf Ludwig XVI. gestellte Papiere überreichte.

Während des langweiligen Lagerlebens vor der Festung Verdun fand Goethe sein wissenschaftliches Nachdenken durch einen günstigen Zufall aufs glücklichste angeregt: „glückselig der" — konnte er ausrufen — „dem eine höhere Leidenschaft den Busen füllte!" Während er dem Fischfange der Soldaten an dem Rande eines kleinen Teichs zusah, bemerkte er, wie in dem klaren Wasser die kleinen Fischlein, indem sie sich bewegten, verschiedene Farben spielten. Durch die Beobachtung dieses Phänomens sah er sich in seiner Farbentheorie gefördert und gab sich wieder mit Leidenschaft diesen Beobachtungen hin. Während des nächtlichen Bombardements traf er mit dem ihm befreundeten Fürsten Reuß XI. zusammen, und „nach mancherlei politischen Gesprächen, die sie nur in ein Labyrinth von Hoffnungen und Sorgen verwickelten," fragte ihn der Fürst, womit er sich gegenwärtig beschäftige, und war sehr verwundert, als der Dichter, statt von Tragödien und Romanen, von der Farbenlehre zu berichten begann. Unter dem Lärm der Kanonenkugeln ward der Vortrag fortgesetzt, und da die Aufmerksamkeit des Fürsten ihm mit lebhaften Antheil folgte, zuletzt, als die Kälte des einbrechenden Morgens sie ins Bivouak der Oestreicher trieb, an einem mächtigen Kohlenfeuer zu Ende geführt. Unter den Strapazen der nächsten Tage verließ ihn jene Farbenerscheinung keinen Augenblick und während am 12. September heftige Regengüsse Alles unter die Zelte trieb, dictirte er seinem Kanzleigefährten Vogel die Resultate seines Nachdenkens und zeichnete darauf die Figuren daneben. Diese Papiere mit den Merkmalen des durch die Zeltdecke durchdrin-

genden Regens blieben Goethe später lieb als Zeugnisse jener bewegten Tage und eines treuen Forschens.

Verdun war inzwischen am 2. September den Alliirten übergeben worden, und die Straße von Paris schien ihnen offen zu stehen. Allein mehr und mehr machten sie die Erfahrung, daß sie von den Emigrirten über die Stimmung des Volkes getäuscht seien. Von einer feindlich gesinnten Bevölkerung umgeben, wagte der Herzog von Braunschweig nicht vorzudringen, ohne die Flanke des Heeres zu decken: Kühnheit und Entschlossenheit lag nicht in seinem Charakter. Ueberdies hatte der unaufhörliche Regen den zähen Lehmboden in unwegsame Sümpfe verwandelt, und die aus den Strapazen und der mangelhaften Verpflegung entstehenden Krankheiten begannen die Armee zu entmuthigen. Statt sofort nach der Einnahme von Verdun die Straße nach Paris einzuschlagen oder die wichtigen Pässe des Ardennerwaldes zu besetzen, die man noch ohne Schwertstreich hätte einnehmen können, säumte der Herzog mehrere Tage bei Verdun und zog dann unter bedächtigen Anordnungen langsam am Rande des Waldes hin. Dadurch erhielt Dumouriez, der Befehlshaber des anfangs sehr schwachen und unzuverlässigen französischen Armeecorps, Zeit, sich in Besitz der wichtigsten Pässe des Waldes von Argonne, eines Theils des Ardennerwaldes, zu setzen und nach und nach Verstärkung an sich zu ziehen. Am 18. September stieß Beurnonville mit 17000 Mann zu ihm, am 19. traf Kellermann mit 20000 Mann ein, so daß die Franzosen jetzt über 50000 Mann hatten, und den Verbündeten um ein Drittheil überlegen waren. Der kampflustige König von Preußen drängte zur Schlacht; der Herzog, scheinbar nachgebend, doch auch jetzt noch einer energischen Unternehmung abgeneigt, eröffnete am 20. September das verhängnißvolle Gefecht bei Valmy. Nach dem ersten Angriff auf Kellermann's Corps, das leicht zu durchbrechen gewesen wäre, ward der Kampf abgebrochen,

und der Tag verfloß unter heftigem Kanonenfeuer, das wenig Schaden that. „Von der ungeheueren Erschütterung“ — so erzählt Goethe — „klärte sich der Himmel auf; denn man schoß mit Kanonen völlig als wäre es Pelotonfeuer, zwar ungleich, bald abnehmend, bald zunehmend. Nachmittags ein Uhr, nach einiger Pause, war es am gewaltsamsten, die Erde bebte im ganz eigentlichsten Sinne, und doch sah man in den Stellungen nicht die mindeste Veränderung“.

Goethe war an diesem Tage zu Pferde und rückte mit dem herzoglich weimarschen Armeecorps, welches den Vortrab bildete, vor, so daß er gleich beim ersten Angriff in den Bereich der feindlichen Kugeln kam und sie dutzendweise vor und um sich niederschlagen sah; der Befehl zum Rückzug entfernte ihn bald von der gefährlichen Stelle. Doch wie in den stürmenden Jugendtagen zog ihn auch jetzt noch die Gefahr mit magischer Gewalt zu sich. Er hatte so viel vom Kanonenfieber gehört und wünschte zu wissen, wie es eigentlich damit beschaffen sei. Ganz allein ritt er seitwärts auf den Höhen weg in die Nähe der feindlichen Stellung, die er deutlich überschauen konnte. Bekannte Officiere, denen er begegnete, waren höchst verwundert, ihn hier zu finden und wollten ihn mit sich zurücknehmen. Er aber entwand sich ihnen, indem er von besonderen Absichten sprach, und sie überließen ihn seinem „bekannten, wunderlichen Eigensinn.“ Als er in die Region gelangt war, wo die Kugeln herüberspielten, bemerkte er bald, daß etwas Ungewöhnliches in ihm vorgehe. Ohne daß er eine heftigere Bewegung des Blutes bemerken konnte, schien ihm, als wäre er an einem sehr heißen Orte und er selbst von dieser Hitze völlig durchdrungen; die Augen behielten ihre Stärke und Deutlichkeit; aber es war, als ob die Umgebung einen braunröthlichen Ton hätte; dieser bängliche Zustand schien ihm jedoch eigentlich nur durch das Gehör erregt zu werden, als sei das Heulen, Pfeifen und Schmettern der Kugeln durch die Luft die alleinige

Ursache dieser Empfindungen. Eine große Gleichgültigkeit gegen die Gefahr, die sein Leben bedrohte, spricht wenigstens aus jeder Zeile seines Berichts. Als er zurückgeritten und völlig in Sicherheit war, fühlte er jene Gluth sogleich erloschen; nicht das Mindeste von einer fieberhaften Bewegung war übriggeblieben. Nachmals ward dieses abenteuerlichen Rittes noch oft im Kreise der Kriegskameraden mit Scherz und mit Verwunderung gedacht.

Einige Tage blieben noch die Preußen in ihrer Stellung, nicht um nochmals anzugreifen, sondern um mit Dumouriez wegen einer Waffenruhe zu unterhandeln und ihn, wo möglich, in das Interesse der Alliirten zu ziehen. Große Niedergeschlagenheit herrschte im Lager, wo es an Lebensmitteln gebrach und die Ruhr mit jedem Tage furchtbarer um sich griff. Am 1. Oktober begann der Rückzug auf den von anhaltenden Regengüssen durchweichten Straßen, „wo der beste Wille gleitete und versank, ehe er sich's versah;" der einzige Trost war, daß der Feind die abziehende Armee nicht belästigte. Die Leiden dieser Tage, die gedrückte Stimmung des Heers hat Goethe anschaulich beschrieben. Er selbst hatte alle seine geistige Stärke zusammenzunehmen, um von der allgemeinen Verzagtheit nicht mitergriffen zu werden. Mitten in diesen grauenvollen Scenen that er ein Gelübde, zu Hause niemals wieder über Unannehmlichkeiten und Mißbehagen Klage zu führen. Manchmal kam ihm auch der Humor zu Statten, und er suchte sich und Andere durch Erzählung und heitere Einfälle zu zerstreuen. In der nie schlummernden Beschäftigung des Geistes lag ein kräftiges Heilmittel gegen die überwältigende Sorge und Noth. Noch konnte es ihm die Seele erheben, wenn der Mond bei beruhigter, nur von leichtem Gewölk durchstreifter Luft über die weithin gelagerten Massen von schlafenden Menschen und Pferden, auf die malerisch gruppirten Bagagewagen ein reizendes Dämmerlicht breitete, und ein Bild zu entstehen schien, dem der

größte Maler sich glücklich schätzen würde gewachsen zu sein. Ueber manche mißmuthige Stunde brachte ihn Fischer's physikalisches Wörterbuch, dessen dritter Band ihn begleitete, hinweg. Einmal finden wir ihn in dem großen Küchenwagen, wohin er sich hatte flüchten müssen, weil seine mit vier Pferden bespannte Equipage in dem tiefen Koth nicht weiter konnte, mit dieser Lecture beschäftigt, während die verdrießliche Küchenmagd, in der Ecke sitzend, seine Gesellschaft ausmachte, bis er endlich ein Reitpferd erhaschte, und, das Wörterbuch der Fürsorge der Magd übergebend, sich darauf schwang. Aber dies waren nur einzelne Momente, wo der Geist sich den Eindrücken des furchtbaren Elends entreißen konnte, das sein theilnehmendes Gemüth täglich und stündlich in Spannung erhielt. Einer der schmerzlichsten Momente war das Scheiden vom Schlosse Grandpré, wo mehrere hundert Kranke der Menschlichkeit der Feinde überlassen wurden. In Goethe's Umgebung erzählte man, dies sei das einzige Mal gewesen, wo er ein verdrießliches Gesicht gemacht und sie weder durch Ernst gestärkt, noch durch Scherz erheitert habe. Nicht minder that ihm oft die Angst und Noth der unglücklichen Landbewohner weh, welche von den Plünderungen ausgehungerter Nachzügler zu leiden hatten. Aus solchen Erlebnissen sind manche Züge in das Gemälde des Kriegsunglücks aufgenommen, welches in Hermann und Dorothea den Hintergrund der gemüthvollen Idylle bildet.

Inmitten dieser Mühsal hatte Goethe die erste freundliche Begegnung von Seiten des Herzogs von Braunschweig zu erfahren, der ihm bisher abgeneigt war und es ihm zu erkennen gab; „nun aber war das Unglück eine milde Vermittlerin geworden." Als man sich eines Tags am Ufer der Maas durch eine sumpfige Wiese hindurcharbeiten mußte, um an die gebahnte Heerstraße zu gelangen, ritt der Herzog auf ihn zu, indem er sagte: „Es thut mir zwar leid, daß ich Sie in dieser unangenehmen Lage sehe, jedoch darf es mir in dem Sinne

erwünscht sein, daß ich einen einsichtigen glaubwürdigen Mann mehr weiß, der bezeugen kann, daß wir nicht vom Feinde, sondern von den Elementen überwunden worden." Goethe hat zwar in seiner Erzählung den Herzog möglichst geschont, verhehlt indeß nicht, „daß das Vertrauen, welches man dem berühmten Feldherrn so lange Jahre gegönnt hatte, für immer verloren schien." Um mehr als die Hälfte der Mannschaft vermindert, kam die preußische Armee, nachdem auch Verdun und Longwy geräumt waren, am 23. October auf deutschem Boden an, und Luxemburg ward zu einem ungeheuren Lazareth.

Goethe war hier schon am 14. October angelangt. Die auf einander gethürmte Festung fesselte sein Auge durch ihre malerische Bauart; er suchte sich durch wiederholte einsame Wanderungen in derselben zu orientiren und entwarf zu Hause mehrere Zeichnungen. Das Kriegsgetümmel war ihm verleidet, und gern flüchtete er sich in die Ruhe seiner abgelegenen Wohnung, wo er zum erstenmal wieder seine Manuscripte vornehmen konnte, die er im Gewirre des Rückzugs schon verloren geglaubt hatte. Das Tagebuch des Feldzugs wagte er nicht anzublicken; das Convolut zur Farbenlehre brachte er in Ordnung. In einem hübschen Garten im Pfaffenthal fand das Bedürfniß nach Ruhe und Sammlung für manche Stunde ein willkommenes Asyl.

Auf der Weiterreise nach Trier ward die unbehagliche Stimmung noch durch einen Ruhranfall verstärkt; es ist uns daher bei unserm den ästhetischen Genüssen seit lange entrückten Dichter sehr erklärlich, daß das römische Monument bei Igel, dessen Darstellungen die Idee der Versöhnung von Leben und Tod, Gegenwart und Zukunft versinnbildlichen und ihn in die schönste Epoche der antiken Kunst versetzten, ihm, „wie der Leuchtthurm einem nächtlich Schiffenden, entgegenglänzte." Auch in Trier fand er achtungswerthe Ueberreste römischer Bauwerke, bei denen er lieber verweilte, als bei den

mittelalterlichen Bauten, an denen Trier überaus reich ist; denn dieser Geschmacksrichtung fühlte er sich längst entfremdet. Er fand hier auch einige ruhige Stunden zur Fortsetzung seiner chromatischen Arbeiten und zeichnete mehrere Figuren zu den Farbentafeln, um seine Ansichten immer anschaulicher zu machen. Hier ermittelte er auch die Magd, der er den dritten Theil von Fischer's physikalischen Wörterbuch aufzuheben gegeben hatte; sie lag im Lazareth, das Buch unter ihrem Kopfkissen; sie erkannte ihn, konnte aber nicht reden und überreichte ihm den Band, den sie unter ihrem Haupte hervorzog, so reinlich und wohlerhalten, wie er ihn überliefert hatte.

Noch bedrängt von der Erinnerung an die überstandenen Leiden, welche, wie Goethe sich beklagt, noch dadurch lästiger ward, daß sie dem, der sich ihrer entschlagen mochte, zum Ueberdruß wiederkäuend vorgetragen wurden, sah man schon neues Unheil an den deutschen Grenzländern entstehen, als die Nachricht von Custine's raschen Handstreichen auf Speyer und andere benachbarte Rheinstädte anlangte, als man die Uebergabe von Mainz und Frankfurt vernahm. Die Umstände, unter denen sie erfolgte, bewiesen, daß die Franzosen nicht bloß mit Waffengewalt siegten, sondern daß der Zündstoff der Freiheitsideen ihrer Revolution in die auf politische Reformen sehnlich harrenden Gemüther der Deutschen fiel und ihnen eine mächtige Bundesgenossenschaft zuzuführen versprach. Goethe war um so mehr davon ergriffen, als nahe Angehörige und Freunde bei diesen Vorfällen betheiligt waren und zu leiden hatten. Seinen Freund Forster sah er im Clubb der „Patrioten", welcher die zum Anschluß an die französische Republik auffordernden Proclamationen Custine's verbreitete und die Thore von Mainz den Franzosen öffnete. In Frankfurt traf er die Mutter und Andere, die ihm nahe standen, von den Lasten einer militärischen Occupation bedroht.

Ein Brief der Mutter, der, bereits vor jenen Ereignissen geschrieben, erst jetzt verspätet in seine Hände kam, sprach noch nicht von diesen Besorgnissen, sondern brachte ihm eine Nachricht, die ihn auf Augenblicke in die Träume seiner Kindheit versetzte. Sein Oheim, Schöff Textor, dessen nahe Verwandtschaft bei seinen Lebzeiten den Neffen von der Stelle eines Frankfurter Rathsherrn ausschloß, war gestorben, und Goethe's Mutter hatte den Auftrag erhalten, bei ihrem Sohne anzufragen, ob er die Rathsherrnstelle annehmen würde, wenn die Wahl auf ihn fallen sollte. Goethe antwortete ablehnend, wie man auch wohl nicht anders erwartet haben mochte. Er fühlte sich den reichsstädtischen Zuständen zu sehr entfremdet, um mit freudigem Wirken in diesen neuen Geschäftskreis eintreten zu können, zumal da die drohenden politischen Verhältnisse für die Zukunft der freien Reichsstadt wenig Erfreuliches erwarten ließen. Aber auch abgesehen von diesen Bedenken hielten ihn Neigung und Dankbarkeit an das edle weimarische Fürstenhaus gefesselt, und auch spätere Anerbietungen vermochten ihn nicht von der Seite des Fürsten zu ziehen, „der ihm gegeben hatte, was Große selten gewähren, Neigung, Muße, Vertrau'n, Felder und Garten und Haus;" jeder kennt die von dankbarer Liebe eingegebenen Distichen, die um so schöner sind, als kein Schmeichelwort der Phrase sich in dies einfache Fürstenlob eingemischt hat.

Von Trier fuhr Goethe in Gesellschaft eines preußischen Officiers auf einem Boot die Mosel abwärts, erheitert von den mannigfaltig wechselnden Uferansichten des in zahllosen Krümmungen zwischen den Felsen sich hindurchwindenden Flusses. Mitten in dem Felsenlabyrinth überfiel sie die Nacht und ein heftiger Sturm, dessen Stöße die Wellen über den Bord des Kahns trieben, so daß der Ruderer, welcher nicht mehr wußte, wo er war, und nirgend eine Zuflucht sah, selbst zu verzagen anfing. Doch es bewährte sich „Cäsar und sein Glück"

auch in dieser Gefahr; ganz durchnäßt erreichten sie tief in der Nacht das Städtchen Trarbach, wo sie durch freundliche Bewirthung erheitert und erquickt wurden. Am nächsten Tage fuhren sie nach Coblenz hinunter. Mit jugendlichem Entzücken genoß unser Dichter von der Moselbrücke aus den Anblick der Stadt und des gegenüberliegenden Ehrenbreitstein; dies Naturbild blieb so lebhaft in seiner Erinnerung, daß er es zu den schönsten zählt, die ihm je vor die Augen gekommen seien. Auch zu manchen Farbenbeobachtungen hatte ihm diese Wasserfahrt Gelegenheit gegeben, besonders war ihm über die epoptischen Farben ein neues Licht aufgegangen.

Der Anblick des Rheins rief in seiner Seele eine Reihe der schönsten Jugenderinnerungen wach, und wenn er jene friedlichen, sorgenlosen Tage mit den erschütternden Ereignissen verglich, von denen er jetzt wiederum an diese reizenden Ufer geführt ward, so ergriff ihn eine tiefe Wehmuth. Er sehnte sich aus dem beengenden Kriegsgetümmel, das auch hier ihn empfing, ins Weite hinaus; „ihn verlangte aus der gewaltsamen Welt an Freundesbrust". Daher beurlaubte er sich bei seinem Herzog, dessen Armeecorps am rechten Rheinufer aufgestellt ward, miethete ein Ruderboot und fuhr den Rhein hinab, um seinen Jacobi durch einen Besuch zu überraschen. In sternheller, kalter Nacht wurde Bonn erreicht, wo der Bootsmann einkehrte; wochenlang gewohnt, die Nacht im Freien zuzubringen, beschloß Goethe in seinem Kahn zu übernachten, unvorsichtig jedoch, indem bald das durch einen Leck ins Schiff dringende Wasser ihn aus tiefem Schlafe weckte, so daß er, ganz durchnäßt, ein Wirthshaus aufsuchen mußte. Am nächsten Tage gelangte er bei Dunkelheit nach Düsseldorf und ließ sich mit Laternen nach Pempelfort bringen, wo er nach augenblicklicher Ueberraschung die freundlichste Aufnahme fand. Das lebhafte Gespräch, welches das unverhoffte Wiedersehen anregte, ward bis tief in die Nacht fortgesetzt. Acht Jahre waren

verflossen, seit die Freunde von einander zum letzten Mal gerührt Abschied genommen hatten. Jacobi hatte indeß in seinem idyllischen Pempelfort, von einem gemüthvollen und gebildeten Familienkreise umgeben, ein stilles Leben geführt. Goethe hatte die bewegteste Lebensepoche durchgemacht. Der zweimalige Aufenthalt in Italien, das Feldlager in Schlesien, die Campagne in Frankreich — welch eine Reihe von Lebenserfahrungen, welch eine Umgestaltung und Erweiterung seiner Gedankenwelt, wovon die spärlichen Briefe nur Weniges hatten andeuten können! Befriedigter und entschiedener trat er vor den Freund, als in der sehnsüchtigen Epoche ihres letzten Wiedersehens, und an die Stelle jener Milde und Weichheit der Stimmung schien Herbheit und Kälte getreten zu sein. Noch lagen die Bilder der letzten Wochen schwer auf seiner Seele und hemmten die freudige Bewegung. Dazu kam, daß für Manches, was ihm werth geworden war, den Freunden das Organ fehlte, um mit regem Interesse darauf einzugehen. Seine naturhistorischen Forschungen erschienen in diesem Kreise nur als eine Nebenbeschäftigung, von der man wenig Notiz nahm, nicht verbergend, daß es für ihn Besseres zu thun gebe. Indeß ließ man sich einen Vortrag über die Optik gefallen und hörte seinen morphologischen Erörterungen zu, denen Jacobi's Vorstellungsart wenig abzugewinnen vermochte. Von Goethe's letzten poetischen Arbeiten war nicht die Rede, und er konnte daraus schließen, daß sein Großkophtha, der auch an Jacobi übersandt war, eher verletzt, als erfreut hatte. Eine Vorlesung der Bruchstücke der Reise der Megaprazons-Söhne fand so wenig Anklang, daß der Dichter froh war, die Reisenden in irgend einem Hafen zur Ruhe zu bringen.

Ward denn bei solchen Anlässen auch diesmal offenbar, wie sehr sie in den Richtungen ihres Denkens von einander abwichen, so liebten sie sich doch aufrichtig, und die Liebe verwischte schnell die verletzenden Eindrücke einzelner herber

Aeußerungen. Goethe fühlte sich bald in dem Elemente des friedlichen Familienkreises so wohl und heimisch, daß er eine Woche nach der andern sich von dem gastlichen Hause fesseln ließ und, wie Jacobi sich äußert, mit jeder milder wurde; seine Liebenswürdigkeit und Liebefähigkeit traten in weit höherm Maße hervor, als es sein späterer Bericht, welcher die Divergenzen allzuscharf betont, schließen läßt. Nach dem Abschiede konnte er wieder in dem früheren liebevollen Tone dem Freunde schreiben: „Das Bild, das ich von Dir und den Deinigen mitnehme, ist unauslöschlich, und die Reife unserer Freundschaft hat für mich die größte Süßigkeit". Und Jacobi konnte noch zwanzig Jahr später von den fünf Wochen, die sie zusammen in Pempelfort verlebt hatten, das Bekenntniß ablegen: „Wir hatten Stunden mit einander verlebt, die keiner von uns je vergessen konnte. Jene Ahnungen in der Mitternachtsstunde zu Köln wurden uns jetzt zu Erkenntnissen; wunderbar hatten selbst die Täuschungen sich zur Wahrheit verklärt". Das eben mußten die gehaltvollen Gespräche sein, wo sie über die höchsten Probleme der Philosophie ihre Gedanken austauschten. Hatte Goethe anfänglich nicht verhehlt, daß er gegen das Christenthum und namhafte Christen einen wahrhaft Julianischen Haß hege, so milderte sich auch diese schroffe Opposition, in der er sich seit seiner Trennung von Lavater, besonders während seines Aufenthalts in Italien, bestärkt hatte. „Du gestandest zu" — heißt die charakteristische Aeußerung Jacobi's — „von einem gewissen Christenthum, daß es der Gipfel der Menschlichkeit sei, und wie ich Dein Heidenthum jenem Dir verhaßten Christenthum, das auch ich nicht mochte, vorzog, so zogst Du hinwiederum Deinem eigenen Heidenthum vor, was Du mein Christenthum nanntest, ohne jedoch Dir dieses aneignen zu können." Dies erhält noch mehr Licht, wenn wir Goethe's Worte an die Fürstin Gallitzin vergleichen: „Geben Sie mir zu, verehrte Freundin, ich stelle mich nicht fromm, ich bin es am rechten Orte; mir fällt nicht schwer, mit einem

klaren unschuldigen Blick alle Zustände zu beobachten und sie wieder auch eben so rein darzustellen. Jede Art fratzenhafter Verzerrung, wodurch sich dünkelhafte Menschen nach eigener Sinnesweise an dem Gegenstand versündigen, war mir von jeher zuwider. Was mir widersteht, davon wend' ich den Blick weg; aber Manches, was ich nicht gerade billige, mag ich gern in seiner Eigenthümlichkeit erkennen, und da zeigt sich denn meist, daß die Andern eben so Recht haben, nach ihrer eigenthümlichen Art und Weise zu existiren, als ich nach der meinigen". Herr von Dohm, der ausgezeichnete preußische Staatsmann, welcher sich in jenen Tagen ebenfalls als Gast in Pempelfort aufhielt und an diesen Unterhaltungen Theil nahm, zeichnete damals in seinem Tagebuche an: „Goethe sprach viel und gut; tiefe Blicke über christliche Religion; überall tiefeindringender Scharfsinn zugleich mit sehr viel Witz". Als von Dohm nachmals Jacobi für die bei ihm verlebten reichen Tage und die gemachte hocherfreuliche Bekanntschaft seinen Dank aussprach, erwiderte dieser: „Ich freue mich darauf, wenn wir uns wiedersehen, recht viel mit Ihnen von Goethe zu sprechen. Mein Vorsatz war, den Verfolg meiner Gespräche mit ihm ihrem Hauptinhalt nach aufzuschreiben; meine Krankheit hat das aber verhindert". Wir würden köstliche Beiträge zur Kenntniß des Goethe'schen Geistes besitzen, wenn die älteren Freunde des Dichters sich dem Geschäft der Aufzeichnung inhaltreicher Gespräche hätten unterziehen mögen, das erst in dessen Greisesjahren von jüngeren Freunden unternommen ward. Die Blüthe seiner Unterhaltung, womit er jedesmal die ganze Pempelforter Gesellschaft in Entzücken versetzte, waren seine Schilderungen der italienischen Reise. Die herrliche Landschaft und das bunte Volksleben war bis ins kleinste Detail seiner Einbildungskraft unmittelbar gegenwärtig; „er konnte beschreiben, als wenn er's vor sich sähe, und von belebender Staffage wimmelte es durch und durch". Es war, wie er äußert, das Zauberstäbchen, womit er stets alle bösen Geister vertreiben konnte.

Einsame Stunden gab es in dem gastlichen Hause nicht viel. Jeder Sonnenblick ward zu Spaziergängen ins Freie benutzt. Den Freunden in dem benachbarten Düsseldorf ward auch manche Stunde gewidmet, und die dortige Gemäldegallerie lud zu fleißigen Besuchen ein. Die Bewunderung der Meisterwerke italienischer Kunst hatte ihn nicht gegen den Werth der niederländischen Schule unempfänglich gemacht; er hielt sich viel im Saale des Rubens und der vorzüglichsten Niederländer auf und „fand sich Gewinn fürs ganze Leben."

Da Goethe vergeblich von Woche zu Woche auf seine Reisechaise wartete, die ihm von Coblenz aus hatte nachgeschickt werden sollen, so fuhr er endlich um den Anfang Decembers in Jacobi's Reisewagen ab, um bei der Fürstin Gallitzin zu Münster, mit der er einst in Weimar schöne Stunden verlebt hatte, zu einem kurzen Besuche einzukehren. Unterwegs erneuerte er mit dem Professor Plessing zu Duisburg das Andenken an das abenteuerliche Zusammentreffen früherer Jahre und fand in der Unterhaltung mit dem Naturhistoriker Merrem „einige gute Ideen über die Wissenschaft, die ihm so sehr am Herzen lag." In Münster fand er im Hause der Fürstin Alles zur freundlichsten Aufnahme vorbereitet. In der Nähe dieser schönen Seele, in der sich Frömmigkeit und zarter Sinn für alles Edle in Kunst und Wissenschaft begegneten, war sich unser Dichter selbst „milder als seit langer Zeit"; er erkannte es als ein großes Glück, „nach dem schrecklichen Kriegs- und Fluchtwesen endlich wieder fromme menschliche Sitte auf sich einwirken zu fühlen". Es war dies eine Sehnsucht seines edleren Selbst, die ihn zu den Freundekreisen im Norden hingezogen hatte und ihn in Pempelfort wochenlang fesselte. Die Mißtöne, die er in seinem Innern barg, waren schon nach und nach verscheucht, und wenn man sich auch die Verschiedenheit des Standpunctes offen gestand, so trafen doch die tiefer eingehenden Gespräche, die sich zunächst an Hamann und Hem-

sterhuys, die abgeschiedenen Freunde der Fürstin, anknüpften, in der Anerkennung des Edelsten und Höchsten im menschlichen Dasein zusammen. Schilderungen Italiens gaben auch diesen Unterhaltungen einen hohen Reiz, besonders wurden die katholischen Geistlichen, die vornehmlich den Gesellschaftskreis der Fürstin bildeten, durch die anschauliche Schilderung der katholischen Kirchenfeste angezogen. An einem Protestanten fiel diese tolerante Objectivität so sehr auf, daß man sich heimlich erkundigte, ob denn Goethe katholisch geworden sei; schon während seines Aufenthalts in Italien tauchte dies Gerücht hin und wieder auf.

Im Verkehr mit dem trefflichen von Fürstenberg, der mathematischen und naturhistorischen Studien nicht fremd war, kamen auch Goethe's naturgeschichtliche Forschungen zur Sprache. Zu Erörterungen antiker Kunst gelangte man wiederholt durch die Betrachtung der vorzüglichen Sammlung geschnittener Steine, welche im Besitz der Fürstin war, ein Nachlaß von Hemsterhuys. Goethe fühlte sich durch das Studium lebhaft angesprochen, so daß die Fürstin ihm beim Scheiden die ganze Sammlung mitgab, damit er in Weimar zu sorgfältigeren Studien Muße habe. Es war ihr abgerathen worden, Goethe dies kostbare Besitzthum anzuvertrauen, worauf sie jedoch erwidert hatte: „Glaubt Ihr denn nicht, daß der Begriff, den ich von ihm habe, mir lieber sei, als diese Steine? Sollt' ich die Meinung von ihm verlieren, so mag dieser Schatz auch hinterdrein gehen.“ Nach dem Abschied von Münster begleitete ihn noch die Fürstin bis auf die erste Station, indem sie sich zu ihm in den Wagen setzte. Noch einmal tauschten sie ihre Religionsansichten gegenseitig aus, und sie trennte sich von ihm mit dem Wunsche, ihn, wo nicht hier, doch dort wieder zu sehen.

Indeß hatte sich das Fluchtgetümmel vom Rhein her nach Westphalen hereingewälzt. Goethe gerieth mitten in den

Schwarm der Emigrirten, nicht wenig erfreut, daß er durch die Fürsorge der Fürstin durch Laufzettel auf den Poststationen angemeldet und empfohlen war, so daß er, wenn gleich bei dem schlechtesten Wetter oft auf ungebahnten Wegen hin und her geschüttelt, doch rasch über Paderborn nach Cassel weiter befördert ward. In Cassel war man der Anmaßung der Emigrirten schon so überdrüssig geworden, daß er den in französischer Sprache ihn höflichst abweisenden Kellner deutsch anreden mußte, um nur im Gasthofe Aufnahme zu finden. Ueber Eisenach gelangte er dann um die Mitte Decembers nach Weimar zurück.

Während Goethe's Entfernung hatte der Herzog den Neubau seines Hauses besorgen lassen. Er fand es schon meistens wohnbar, doch war ihm noch die Freude gegönnt, beim weiteren Ausbau mit- und einzuwirken. Nach der mühseligen Wanderzeit genoß er das Glück des stillen häuslichen Herdes mit innigem Behagen. Christiane („die Kleine, wie er sie zu nennen pflegte) rühmt er in einem Briefe an Jacobi als „gar sorgfältig und thätig" im Hauswesen; sein Knabe wuchs munter heran. Heinrich Meyer, der inzwischen aus Italien zurückgekommen war, wurde sein Haus- und Tischgenoß. An ihm besaß er jetzt, was er so lange entbehrt hatte, einen durch herzliche Zuneigung und gleiche Studienzwecke treuverbundenen Freund, der ihm die Erinnerungen an Italien neu belebte, im Studium der Kunst ihn bei gleichen Grundsätzen durch seine ausgebreitete Kenntnisse förderte und durch sein theilnehmendes Eingehen auf die optischen Versuche des Freundes die Freudigkeit des Strebens erhöhte. Diesen Freund gefunden zu haben nennt Goethe eins der glücklichsten Ereignisse seines Lebens. Für ihre gemeinsamen Studien der antiken Kunst war jene durch künstlerischen Werth ausgezeichnete Gemmensammlung ein neuer Gewinn, den man möglichst ausbeutete. Die Besitzerin ließ Goethe mehrere Jahre in Besitz derselben. Die Hoffnung

nach dem 1806 erfolgten Tode der Fürstin diesen Kunstschatz für Weimar oder Gotha zu erwerben, ging ihm nicht in Erfüllung; jetzt ist jene Sammlung dem Gemmencabinet im Haag einverleibt.

Hinsichtlich der Farbentheorie begegneten sich die Studien der Freunde vornehmlich in den Untersuchungen der ästhetischen Wirkung und Kunstharmonie der Farben. Meyer entwarf mehrere Zeichnungen, um die Goethe'schen Farbenspeculationen zur Anwendung zu bringen und die Theorie des Colorits näher zu begründen. Wie hoch Goethe den Werth eines solchen gemeinschaftlichen Arbeitens anschlug und welche Hoffnungen er überhaupt für die deutsche Wissenschaft auf ein Zusammenhalten der mit gleichen Problemen beschäftigten Gelehrten baute, geht aus dem im Jahre 1793 verfaßten Aufsatz „der Versuch als Vermittler von Object und Subject" hervor, worin er nachzuweisen sucht, daß nur aus einer Reihe von einzelnen auf dasselbe Ziel gerichteten Erfahrungen die höhere Formel wissenschaftlicher Wahrheit gezogen werden könne. Seine Anhänglichkeit an die liebgewonnene Wissenschaft blieb auch fernerhin unverändert und ging stets neben den übrigen Beschäftigungen her. Er wandte sich jetzt mehr der Physik und Chemie zu und knüpfte zu dem Ende einen näheren brieflichen Verkehr mit Lichtenberg in Göttingen an, durch den er sich sehr gefördert fühlte.

Die Leitung des Theaters nahm ihn zugleich sehr in Anspruch, da er stets auf Proben und Ausstattung, selbst der unbedeutenden Stücke, die größte Aufmerksamkeit wendete. Daraus ging auch die kleine dramatische Production der Bürgergeneral hervor, die er im Lauf einer Woche dictirte. Da der Schauspieler Beck die Rolle des Schnaps in den beiden Billets nach Florian und dem Stammbaum von Anton Wall, einer Fortsetzung jenes Stückes, mit ganz individueller Trefflichkeit spielte, so konnte Goethe sich nicht enthalten, diesen Schnaps nochmals

zu produciren und zwar als Propagandisten der neuen überrheinischen Freiheitsideen, wovon er einem gutmüthigen Bauern vorschwatzt, um sich gelegentlich eine gute Mahlzeit zu gewinnen. Die Posse ist ganz der Wirklichkeit entnommen, wie denn das Felleisen mit den Utensilien des Freiheitsapostels von Goethe's Diener auf dem Feldzuge erbeutet worden war und jedesmal bei der Aufführung seine Dienste that. Da das Stück im lebendigsten Dialog gehalten ist, so machte es auf der Bühne eine gute Wirkung. „Den Bürgergeneral" — schreibt Goethe am 7. Juli 1793 an Jacobi — „habe ich vor meiner Abreise in Weimar spielen lassen; er nimmt sich sehr gut aus" und gegen Eckermann äußerte er, „das Stück habe manchen heitern Abend gemacht." Es ist daher unbegreiflich, wie Goethe in dem Berichte, welcher der Darstellung der Campagne angehängt ist, ganz im Widerspruche damit behaupten konnte, das Stück habe die widerwärtigste Wirkung, selbst bei Freunden und Gönnern, hervorgebracht, indem doch selbst Jacobi, der vom Großkophtha schwieg, über dies Stück seinen Beifall aussprach; eben so unbegreiflich, daß man in politischem Rigorismus diesen anspruchslosen Scherz als einen Angriff auf die weltbewegenden Freiheitsideen, als einen Beweis, daß der Dichter die welthistorische Bedeutung der Revolution nicht verstanden habe, gedeutet hat. Goethe war vielmehr tief ergriffen von den fortrollenden Ereignissen; nach seinem Geständniß war nicht leicht jemand in so weiter Entfernung vom eigentlichen Schauplatze des Unheils gedrückter, als er; er gehörte zu dem Kreise der „Aufgeregten," die er in dem gleichnamigen Drama und in dem wohl schon damals niedergeschriebenen Eingange zu den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten uns vorführt — „Bekenntnisse dessen, was damals in meinem Busen vorging."

Der Plan des Drama's die Aufgeregten ist vortrefflich erfunden, um die verschiedenen politischen Parteistellungen neben einander vorzuführen; doch lagen die Hauptscenen desselben

nicht in dem Kreise, in welchem sich die Goethe'sche Poesie am liebsten bewegte, und es ist daher lückenhaft geblieben. Des Dichters politischen Standpunct (gegen Eckermann nannte er es daher sein „politisches Glaubensbekenntniß") legt es uns am klarsten dar, wofür auch die um dieselbe Zeit entstandenen politischen Epigramme, die unter die venetianischen eingeschaltet worden sind, uns Fingerzeige geben. In der Rolle des Hofraths, der das Bestehende schätzt, aber zu jeder nothwendigen und nützlichen Reform die Hand zu bieten bereit ist, zeichnet Goethe sich selbst und läßt ihn den vermittelnden Standpunct zwischen den Ultra's der Parteien vertreten. Das Unrecht des aristokratischen Egoismus, der den aus offenkundigen Mißbräuchen fließenden Vortheil nicht opfern mag, wird eben so scharf verurtheilt, wie der Alles nivellirende Radicalismus, der „das große Gewicht des höheren Standes im Staate" nicht anerkennt. In der Einleitung zu den Unterhaltungen der Ausgewanderten wiederholt sich die Klage, daß der Dämon des politischen Gesprächs in alle geselligen Kreise eindringe. Es steht in deutlicher Beziehung zu der einst so geistreich belebten weimarischen Gesellschaft, wenn dort der Baronin die Worte in den Mund gelegt werden: „Wo sind die schönen, zierlichen Gedichte geblieben, die sonst so oft aus den Brieftaschen unsrer jungen Frauenzimmer zur Freude der Gesellschaft hevorkamen? Wohin haben sich die unbefangenen philosophischen Betrachtungen verloren? Ist die Lust gänzlich verschwunden, mit der ihr von euren Spaziergängen einen merkwürdigen Stein, eine uns wenigstens unbekannte Pflanze, ein seltsames Insect mitbrachtet, und dadurch Gelegenheit gabt, über den großen Zusammenhang aller vorhandenen Geschöpfe wenigstens angenehm zu träumen?"

Mitten unter den Gräueln des Terrorismus, „wo ihm die Welt blutiger und blutdürstiger als jemals erschien", war es nicht möglich auf productivem Wege der Mißstimmung Herr

zu werden; doch war es ein verwandtes Heilmittel, daß er den Reineke Fuchs zu überarbeiten unternahm. Dies satirische Thierepos, welches uns ein durch niedere Leidenschaften zerrüttetes Staatsleben vorführt, wo Gewalt und List sich um den Sieg streiten, erschien ihm jetzt als ein Spiegel der Zeitläufte, als „die unheilige Weltbibel“. Während hier „das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Thierheit ganz natürlich vorträgt“ (ein Ausdruck, den man in dieser Verbindung und Beziehung nicht so herb deuten darf, um dabei ein Kreuz zu schlagen), hilft doch über Anarchie und Gemeinheit ein ergötzlicher Humor hinweg. Durch Voß' Homerübersetzung und Luise, welche er „leidenschaftlich“ liebte und gern vorlas, war er mit dem epischen Hexameter vertraut geworden; er sah hier eine erwünschte Gelegenheit, sich durch eine größere Production dieser Versart noch mehr zu bemeistern, und warum sollte eine Form, welche die Idylle so trefflich kleidete, den satirisch-epischen Scenen der Thierwelt widersprechen? Ging dabei von dem ursprünglichen Volkston viel verloren, so ward der Dichter um so mehr zu einer selbstständigen Reproduction des Originals aufgefordert, und er nahm dabei ein Recht für sich in Anspruch, dessen sich schon die früheren Bearbeiter der Thiersage bedient hatten. Von den Goethe'schen Hexametern hat man hauptsächlich aus dem Grunde wegwerfend geredet, weil er selbst sie so bescheiden in Vergleich mit der Vossischen Technik herabsetzt und offen bekennt, sie nur dem Gehör nachgebildet zu haben. Allein man wird trotz mancher prosodischen Mängel doch diesen leicht hinfließenden Rhythmus dem Genius unserer Sprache angemessener finden, als die steifleinene Structur der Vossischen Hexameter. Goethe arbeitete an dieser Dichtung mit anhaltendem Fleiße, so daß er schon am 2. Mai seinem Jacobi die Arbeit als fertig ankündigen konnte; doch beschäftigte ihn die Vollendung und Ausfeilung des Einzelnen noch längere Zeit; sie gewährte ihm eine angenehme Zerstreuung während der neuen Campagne, zu der er am 10. Mai 1793 abreiste.

Die Verbündeten betrachteten die Wiedereroberung von Mainz als die Hauptaufgabe des nächsten Feldzugs. Eine preußische Armee schloß seit Mitte des Aprils die von einem ansehnlichen französischen Armeecorps besetzte und stärker befestigte Stadt ein. Auch Goethe verließ Weimar, um in Gesellschaft seines Herzogs zu sein. Nachdem er einige Wochen in Frankfurt, das bereits wieder in deutschen Händen war, verweilt hatte, wo er mit Sömmering, der aus Mainz hierher geflüchtet war, „in einsamen Stunden viel arbeitete", langte er am 27. Mai bei dem Armeecorps des Herzogs von Weimar im Lager von Marienborn an. Von weimarischen Freunden traf er unter andern dort den Rath Kraus und den Engländer Gore, ebenfalls einen geschickten Maler, der sich seit einigen Jahren in Weimar niedergelassen hatte; die Belagerung von Mainz „als ein seltener wichtiger Fall, wo das Unglück selbst malerisch zu werden versprach", hatte sie herbeigelockt. Während des Bombardements „machten sie so viele Brandstudien, daß es ihnen später gelang ein durchscheinendes Nachtstück zu verfertigen, welches mehr als irgend eine Wortbeschreibung die Vorstellung einer unselig glühenden Hauptstadt des Vaterlandes zu überliefern im Stande sein möchte". Der ausführliche Bericht, worin uns Goethe von dem Lagerleben und den Scenen der Belagerung in Kenntniß setzt, ist wiederum ein Beweis, mit welcher Aufmerksamkeit, gewissermaßen Forschungsbegier, er Alles, was um ihn vorging, selbst die militärischen Stellungen und Bewegungen, verfolgte und in Wort und Bild skizzirte. Oft wandelte ihn auch hier die Lust an, der Gefahr ins Angesicht zu blicken, wenn es galt, eine anziehende Erscheinung, eine ungekannte Scene in der Nähe zu betrachten. „Man vergaß an eigene Sicherheit zu denken. Von der wilden, wüsten Gefahr angezogen, wie von dem Blick einer Klapperschlange, stürzte man sich unberufen in die tödtlichen Räume, ging, ritt durch die Trancheen, ließ die Haubitzgranaten über dem Kopfe dröhnend zerspringen, die Trümmer

neben sich niederstürzen". Einsmals gewann er einen Mann des Wachtpostens durch ein Trinkgeld, um sich von ihm zu den äußersten Schanzen führen zu lassen; er stand endlich in der letzten Schanze des rechten Flügels, wo man hinter einem Bollwerk von Schanzkörben auf ein Paar hundert Schritte Kanonenkugeln wechselte. „Hier fand ich es nun, aufrichtig gestanden, heiß genug, und man nahm sich's nicht übel, wenn irgend eine Anwandlung jenes Kanonenfiebers sich wieder hervorthun wollte; man drückte sich nun zurück, wie man gekommen war, und kehrte doch, wenn es Gelegenheit und Anlaß gab, wieder in gleiche Gefahr". In manchen ruhigeren Stunden kehrte auch sein Geist zu der gewohnten Beschäftigung zurück. Die optischen Studien wurden fortgesetzt, und am Reineke Fuchs ward fleißig gearbeitet. In die Gemüthsstimmung jener Tage läßt uns ein noch vor dem eigentlichen Bombardement geschriebener Brief an Jacobi einen Blick werfen: „Dein lieber Brief trifft mich hier und giebt mir einen guten Morgen, eben als ich mich von einem Strohlager erhebe, und die freundlichste Sonne in mein Zelt scheint. Ich schreibe gleich wieder und wünsche Euch Glück zu dem schönen Frühling in Pempelfort, da wir indeß zwischen zerrissenen Weinstöcken, auf zertretenen, zu früh abgemähten Aehren uns herumtummeln, stündlich den Tod unserer Freunde und Bekannten erwarten, und ohne Aussicht, was es werden könne, von einem Tage zum andern leben. Das Wetter ist sehr schön, die Tage heiß, die Nächte himmlisch. Das werdet Ihr auch so haben und den lieben Frieden dazu, den Euch ein guter Geist erhalte und auch dieser Gegend wiedergebe".

Nachdem der Commandant der unglücklichen Stadt die Capitulation abgeschlossen hatte, begann am Nachmittag des 24. Juli der Ausmarsch der 17000 Mann starken französischen Besatzung, der unter der Bedingung, ein Jahr lang nicht gegen die Verbündeten zu fechten, mit allen Kriegsehren abzuziehen

zugestanden worden war. Für die Clubbisten war ein gleiches Zugeständniß nicht zu erlangen gewesen; gegen sie, die eigentlichen Urheber des Unheils, wandte sich der Haß der Bürger, vornehmlich der Vertriebenen, welche jetzt mit den Verbündeten wieder einzogen. Einigen Clubbisten gelang es zu entfliehen. Goethe war Augenzeuge, wie einer derselben von der Volkswuth, die man gewähren ließ, fürchterlich gemißhandelt wurde. Eine ähnliche Scene hätte sich beinahe unter den Fenstern seines Quartiers ereignet. Es erscholl plötzlich aus der Volksmenge der Ruf: „Haltet ihn an! schlagt ihn todt! das ist der Spitzbube von Architecten, der erst die Domdechanei geplündert und nachher selbst angezündet hat". Die Wuth galt einem Mann zu Pferde, der sich in dem Zuge der Franzosen befand; es kam auf einen einzigen entschlossenen Menschen an, und die That war geschehen. Ohne die Gefahr, in die er sich begab, zu überlegen, sprang Goethe hinaus unter die Menge, und auf sein gebieterisches Halt! trat die vollkommenste Stille ein. Dann fuhr er laut und heftig sprechend fort: „hier sei das Quartier des Herzogs von Weimar, der Platz daran sei heilig; wenn sie Unfug treiben und Rache üben wollten, so fänden sie noch Raum genug. Wer sie auch seien, so hätten sie mitten in der deutschen Armee keine andere Rolle zu spielen, als ruhige Zuschauer zu bleiben; ihr Unglück und ihr Haß gebe ihnen hier kein Recht, und er leide an dieser Stelle durchaus keine Gewaltthätigkeit" — und was er noch weiter in ähnlichem Sinne hinzusetzte Das Volk war nach und nach weiter zurückgetreten und ließ den Bedrohten ungefährdet seines Weges ziehen. Georg Forster, einer der wenigen Clubbisten, welche durch edle Motive verleitet worden waren mit den Franzosen gemeinschaftliche Sache zu machen, befand sich damals in Paris, wo er, bitter enttäuscht, im nächsten Jahre sein Leben beschloß; sein Schicksal ging Goethe sehr zu Herzen.

Am 26. ritt Goethe mit einigen Freunden in die verwüstete Stadt, schmerzlich bewegt von der Erinnerung an glückliche friedliche Stunden, die er hier in Freundeskreisen verlebt hatte; „auf der Rheinbrücke holte man noch frischen Athem, wie vor Alters, und betrog sich einen Augenblick, als wenn jene Zeit wiederkommen könnte". Gore verfertigte eine Zeichnung der ganzen durch die Belagerung entstellten Stadt. Sömmering nahm wieder Besitz von seiner ausgeplünderten und übel zugerichteten Wohnung im Akademiegebäude, und man fand Muße, sich über die glücklich geborgenen werthvollen Präparate in belehrenden Gesprächen zu unterhalten. Goethe enteilte bald wieder dem Anblick der Verwüstung und des Jammers; die Bevölkerung von Mainz war von 30000 auf 6000 gesunken. Er erhielt Urlaub, nach Hause zurückzukehren. Indeß wünschte er zuvor noch einige Wochen bei Freunden in den Rheingegenden zuzubringen. Schon aus dem Lager vor Mainz schrieb er am 7. Juli an Jacobi: „Wie gern käme ich wieder zu Euch! Neulich waren wir bis Bingen gefahren und stiegen an einem schönen Abende bei dem Mäusethurm ans Land. Ich sah dem Flusse nach, der zwischen die dunkeln Berge sich hineindrängt und wünschte mit ihm zu Euch zu gehen. Eigentlich sollte ich Schlossern besuchen; ich fürchte mich aber davor. Seine eine Tochter ist tödtlich krank, und es wäre mit entsetzlich, meine Schwester zum zweitenmal sterben zu sehen. Meine Mutter hat mir Briefe von dem Kinde gezeigt, die höchst rührend sind". Am 19. schrieb er an Jacobi, er wolle nun doch Schlosser besuchen, da die arme Julie unterdessen „abgetreten" sei. Schlosser, damals Director des Hofgerichts zu Karlsruhe, traf mit ihm in Heidelberg im Hause der alten treuen Freundin Delf zusammen. In den wissenschaftlichen Unterhaltungen kam auch die Farbenlehre zur Sprache, über die ihm Goethe einen ausführlichen Vortrag hielt, ohne ihm seine Theorie ganz einleuchtend machen zu können. Auch einen Aufsatz über wissenschaftliches Zusammenwirken der Fach-

gelehrten (wahrscheinlich der obenerwähnte) ward mitgetheilt, worauf jedoch Schlosser sehr ungläubig erwiderte, daß er im Irrthum sei, wenn er sich einbilde, es werde jemand ein fremdes Verfahren billigen und zu dem seinigen machen, und es könne überhaupt in Deutschland irgend eine gemeinsame Wirkung und Mitwirkung stattfinden. Daß zwischen beiden auch manche verletzende Aeußerungen vorfielen, hebt Goethe's Bericht wohl allzu scharf hervor; an Jacobi schrieb er am 10. August: „Mit Schlossern brachte ich in Heidelberg einige glückliche Tage zu; es freut mich sehr und ist ein großer Gewinnst für mich, daß wir uns einmal wieder einander genähert haben." Goethe verweilte dann noch einige Tage bei der Mutter in Frankfurt und kehrte gegen Ende des Augusts in die behagliche Stille seines Hauses zurück, wohin er sich längst gesehnt.

Weit und schön ist die Welt; doch, o wie dank' ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen, beschränkt, zierlich, mir eigen gehört!
Bringt mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen bestellt.

Viertes Capitel.

1794 — 1796.

Die Weltgeschichte ging im Sturmschritt einher; alle Gemüther blickten mit ängstlicher Spannung in die Zukunft. Die Zeit war in Deutschland vorüber, wie man in politischen Gesprächen sich über Aristokratie und Volksrechte gegenseitig erhitzte und in naiver Unerfahrenheit mit dem Feuer der Freiheitsideen spielte; die Gräuel des Terrorismus hatten die Enthusiasten enttäuscht. Wenn sich nun in dem Augenblick, wo der Krieg bereits an Deutschlands Grenzen pochte, der Blick des Patrioten auf das eigene Vaterland wandte, so erregte hier die Schwäche und Haltlosigkeit der Vertheidigungsanstalten die größte Besorgniß. Innerer Zwiespalt lähmte die Kriegsunternehmungen; im Baseler Frieden (1795) trat Preußen von der Coalition zurück, und die Reichsverfassung ging ihrer völligen Auflösung entgegen. Die kleineren Staaten schwankten zwischen preußischen und österreichischen Interessen. Weimar ging mit Preußen. Ward es auch durch seine Lage im Norden der Demarcationslinie gegen die französischen Armeen gesichert, so machte doch die Stellung von Kursachsen, welches sein Contingent auch ferner bei der Reichsarmee ließ, auch fernere Unterhandlungen und Rüstungen nöthig. Der Herzog von Weimar war indeß schon nach beendigtem Feldzuge von 1793 aus dem preußischen Dienst ausgetreten. Goethe war im Lager bei Aschersleben gegenwärtig, als sein Fürst von seinem Armeecorps Abschied nahm. „Das Wehklagen des Regiments", berichtet er, „war groß durch alle Stufen. Sie verloren Anführer, Fürsten, Rath-

geber, Wohlthäter und Vater zugleich. Auch ich sollte von engverbundenen trefflichen Männern auf einmal scheiden; es geschah nicht ohne Thränen der besten. Die Gegend um Aschersleben, der nahe Harz, von dort aus so leicht zu bereisen, erschien für mich verloren; auch bin ich niemals wieder tief hineingedrungen."

Indeß hatte sich Goethe über die dadurch auch für ihn herbeigeführte Aenderung seiner Lebensweise nur zu freuen, indem er sich von jetzt an ungestörter seinen friedlichen Beschäftigungen hingeben konnte. Einen Auftrag, der ihn noch einmal auf den Schauplatz des Krieges geführt haben würde, lehnte er ab. Doch ward während der Kriegsstürme sein Gemüth durch Sorge und Schmerz stets dort zu verweilen genöthigt, wo theure Angehörige und Freunde von den Ereignissen unmittelbar berührt wurden. Ihm wurden von dort her manche Schatzkästchen und Kostbarkeiten zum Aufbewahren eingesandt, Zeugnisse sowohl des Zutrauens, als der dort herrschenden Angst und Noth. Viele seiner Freunde flüchteten damals, um vor den Drangsalen des Krieges sich zu retten, vom heimischen Heerde. Jacobi verließ im Herbst 1794 sein freundliches Pempelfort, von wo er noch vor kurzem in der Widmung des Woldemar dem Freunde in der Ferne den Gruß wärmster Liebe und Verehrung hinübergesandt hatte. „Es war mir so schmerzlich," schrieb ihm Goethe am 31. October, „als wenn ich mit Dir hätte auswandern sollen." Jacobi lebte seitdem mehrere Jahre in Freundeskreisen zu Hamburg und im Holsteinischen, namentlich mit Claudius, Stolberg und der geistvollen Gräfin Julie von Reventlow. Goethe wurde mehrmals dringend dahin eingeladen, und die Verheirathung seiner Nichte Luise Schlosser mit Nicolovius zu Eutin schien dazu eine noch nähere Veranlassung zu sein. Allein Goethe war dieser Verbindung abgeneigt und blieb dem Gemahl seiner Nichte stets fremd. Ebenso wenig zog ihn der pietistische Geist und die beschränkte Prüderie

jener Kreise, welche er beim Erscheinen seines Wilhelm Meister von neuem zu erfahren Gelegenheit hatte, „nach den nordischen Sumpf- und Wassernestern", denen er „nichts Gutes zutraute"; neue Lectionen dort persönlich entgegenzunehmen, fühlte er keinen Trieb.

Auch Schlosser verließ damals den Oberrhein und siedelte nach Ansbach über. Goethe's Mutter hielt in Frankfurt standhaft aus, obwohl der Sohn bereits Vorbereitungen getroffen hatte, sie bei sich aufzunehmen. Auf sein Anrathen verkaufte sie den wohlbestellten Weinkeller, die Bibliothek und werthvolle Gemäldesammlung, endlich auch das Haus und das entbehrliche Mobiliar und bezog ein schönes neues Quartier an der Hauptwache, das sie bald darauf, beim Bombardement 1796 nach Offenbach flüchtend, wieder verlassen mußte; ihre Habseligkeiten hatte sie in feuerfeste Keller gerettet.

Goethe selbst beschäftigte manchmal der Gedanke an die Möglichkeit, bei annähernder Gefahr emigriren zu müssen, und wenn er dennoch mitten in bedrohlichen Zeitläuften mit emsiger Thätigkeit seinen Geschäften und Studien nachging, mochte er sich wohl mit jenem Bauer vergleichen, der während der Mainzer Belagerung im Bereich der Kanonen hinter einem Schanzkorbe, den er von Stelle zu Stelle schob, ruhig sein Feld bestellte.

Nach der Rückkehr von der Campagne des Jahres 1793 war des Dichters nächste Beschäftigung, an den Reineke Fuchs die letzte Hand zu legen, so daß gegen den Winter der Druck beginnen konnte. „Es macht mir noch viel Mühe" — schreibt er am 18. November an Jacobi — „dem Verse die Aisance und Zierlichkeit zu geben, die er haben muß. Wäre das Leben nicht so kurz, ich ließe ihn noch eine Weile liegen; so mag es aber gehen, daß ich ihn los werde." Er theilte Wieland die Handschrift zur Durchsicht mit und bat ihn, seine Verbesserungsvorschläge anzumerken. Wie sich erwarten ließ, fand

J. H. Voß, als Hexameter-Fürst in großem Ansehen, an den Goethe'schen Hexametern viel auszusetzen, und hätte in metrischem Rigorismus sie gern eben so durchcorrigirt, wie er die ganze Iphigenie kritisch überarbeitete, um die deutschen Jamben den griechischen getreuer nachzubilden.

Der Leitung des Theaters widmete Goethe auch ferner viel Zeit und Kräfte und wußte auch für diese untergeordnete Sphäre seiner Thätigkeit einen höhern Gesichtspunct zu finden, wodurch diese Beschäftigung einen poetischen Reiz gewann. „Ich betrachtete", äußert er, „das Theater als eine Lehranstalt zur Kunst mit Heiterkeit, ja als ein Symbol des Welt- und Geschäftslebens, wo es auch nicht immer sanft hergeht, und übertrug, was es Unerfreuliches haben mochte". Seitdem er mit Sinn und Neigung wieder auf das Bühnenwesen einging, war ihm sein Roman Wilhelm Meister wieder näher getreten, hatte er doch selbst in Italien diese Dichtung stets als ein Gefäß, worin er einen Theil seiner Kunst- und Weltbetrachtungen niederzulegen gedachte, im Auge behalten. Seit 1791 begann er das Vorhandene gelegentlich zu ordnen und zu überarbeiten. Er betrachtete es auf seinem jetzigen Standpuncte als seine Aufgabe, den früheren Entwurf, der sich allzu ausführlich in der Darstellung der dramatischen Kunst erging und zu sehr in den Kreisen des Schauspielerlebens verweilte, mehr zusammenzudrängen (er ward fast um ein Drittel verkürzt), damit dieser Theil der Lehrjahre des Helden nur als ein einzelnes Moment, als der Durchgangspunct zu höherer Geistes- und Charakterbildung erscheine. Von dieser Basis aus führt daher der Roman in eine unendliche Stufenfolge menschlicher Bildung hinein. Aus des Dichters eigener Bildungsgeschichte ist die Idee des Romans entnommen. Es ist die Versöhnung der poetisch-phantastischen Auffassung des Lebens mit der Wirklichkeit, die Erziehung für die Welt. Der Held wird durch die Conflicte des Lebens hindurchgeführt,

damit er durch sie lerne, sein Inneres mit den Bedingungen der Außenwelt, wenn auch mit manchen Entsagungen, in Harmonie zu setzen, und die Kraft gewinne, sich durch seine Thätigkeit für das Verlorene neue Lebensverhältnisse zu schaffen. Es ward daher dieser Roman, wie Faust, eine Production, die sich nicht in sich selbst abschließt, sondern immer vorwärts weist. Froh, über den Anfang hinaus zu sein, ließ Goethe, da der Verleger ihn drängte, 1794 den Abdruck des ersten Bandes vor sich gehen. Wegen der Fortsetzung war er nicht ohne Sorge; doch hoffte er, daß die Nothwendigkeit der beste Rathgeber sein werde.

Ungeachtet dieser umfangreichen Production fand er dennoch in diesen Jahren, deren hohe geistige Anspannung nur mit der italienischen Studienzeit verglichen werden kann, noch Muße für viele poetische Nebenarbeiten; er vermochte auch seine übrigen Geistesrichtungen zu verfolgen und den Geschäften, die ihm neben der Theaterleitung oblagen, die gewohnte Thätigkeit zu widmen. Diese Amtsgeschäfte zogen ihn oft nach Ilmenau und Jena hinüber, und es bewährte sich die frühere Erfahrung, daß er von diesen Ausflügen stets den besten Gewinn für Poesie und Wissenschaft heimbrachte.

Nach Ilmenau riefen ihn mehrmals die Bergbauangelegenheiten, die ihm gemeinschaftlich mit dem Geheimrath von Voigt oblagen. An und für sich boten sie wenig Erfreuliches, da es sich mehr und mehr herausstellte, daß bei den beschränkten Mitteln von dem isolirt gewagten Unternehmen kein Gewinn zu erreichen sei, und nur durch neue Bewilligung von Zuschüssen ward verhindert, daß nicht das Bergwerk schon eher ins Stocken gerieth, als bis der Stollenbruch von 1795 dem dortigen Bergbau ein Ende machte. Es ward jedoch unserm Dichter auch jetzt noch recht jugendlich wohl in dem stillen Thal zwischen den sanften waldbewachsenen Höhen, besonders als er jetzt seinen Knaben dort mit sich herumführen konnte,

„der diese Gegend mit frischem kindlichen Sinn wieder auffaßte, alle Gegenstände, Verhältnisse, Thätigkeiten mit neuer Lebenslust ergriff und viel entschiedener, als mit Worten hätte geschehen können, durch die That aussprach, daß dem Abgestorbenen immer etwas Belebtes folge, und der Antheil der Menschen an dieser Erde niemals erlöschen könne." Hier ward Wilhelm Meister fortgeführt, und man erkennt aufs neue, wie das eigene Erlebniß den Einschlag zum Gewebe des Romans darbot; hier ward Hermann und Dorothea entworfen. Einen gleichen Dienst leisteten auch der Production des Dichters die von jetzt an häufig wiederkehrenden Badereisen nach Karlsbad und Teplitz.

Zu den wissenschaftlichen Beziehungen, die Goethe seit Jahren mit den Lehrern der Universität **Jena** unterhielt, war jetzt auch ein innigeres geschäftliches Band hinzugekommen. Bei dem einsichtsvollen Eingehen des Herzogs auf die Naturstudien ward es Goethe's Verwaltung möglich, selbst bei nicht reichlich fließenden Mitteln, diesen Zweig der Universitätsstudien aus der Abhängigkeit von der medicinischen Fachwissenschaft zu befreien und die darauf bezüglichen Anstalten theils zu erweitern, theils neu zu gründen. Er ordnete und vergrößerte die naturhistorischen Sammlungen und ließ unter seiner Leitung 1794 den neuen botanischen Garten anlegen, der in dem kenntnißreichen, thätigen Professor **Batsch** einen trefflichen Vorsteher erhielt. Goethe bemühte sich überall selbst zu lernen und an Strebende sich anzuschließen; daher schämte er sich auch nicht als Lernender zu den Füßen der Meister zu sitzen. Regelmäßig wohnte er den Sitzungen der unter Batsch' Leitung gebildeten naturforschenden Gesellschaft bei. Als er sich im Januar 1795 einige Wochen in Jena aufhielt, wanderte er, in Begleitung Meyers so wie der zur Zeit dort anwesenden Brüder Humboldt, in den frühen Morgenstunden, oft durch tiefen Schnee, zu dem Hörsaal des Hofraths **Loder**, der über Bänderlehre,

einen höchst wichtigen Theil der Anatomie, Vorlesungen hielt. Zugleich wurden mit Göttling chemische Versuche angestellt. Als ein Beweis seiner Uneigennützigkeit verdient angeführt zu werden, daß er stets die Kosten seines Aufenthalts in Jena, auch wenn er zunächst durch amtliche Verhältnisse dorthin gerufen ward, aus eigenen Mitteln bestritt.

In Verbindung mit den jugendfrischen, kräftig emporstrebenden Talenten, welche sich damals auf der rasch emporblühenden Universität Jena sammelten, erhielt Goethe, was sein vorwärtsstrebender Geist im Verkehr mit den gealterten Freunden in Weimar seit lange entbehrt hatte, lebendige Anregung, und seinem Geiste wuchsen neue Schwingen. War dies vielleicht das Gefühl, welches ihn antrieb, im Jahre 1795 ein Drama der befreite Prometheus zu beginnen?

In den Wochen, welche er im Januar 1795 mit Alexander von Humboldt, der schon von Baireuth aus mit ihm einen naturwissenschaftlichen Briefwechsel unterhalten hatte verlebte, wurde das ganze Gebiet der Naturwissenschaft durchsprochen, und Goethe's morphologische Ansichten begegneten hier einer geistvollen anregenden Auffassung. Die vergleichende Anatomie nahm daher in seinen Studien wieder einen großen Raum ein. In seinem umfassenden Geiste, der das Entlegenste durch die höhere Idee zusammenzuhalten vermochte, erhielt jedes Einzelne klar geordnet seine Stelle; in ernster Gedankenfolge schließen sich in einem Briefe an Schiller (26. Oct. 1796) den ästhetischen Erörterungen die Worte an: „Ich habe diese Tage die Eingeweide der Thiere näher zu betrachten angefangen, und wenn ich hübsch fleißig fortfahre, so hoffe ich diesen Winter diesen Theil der organischen Natur recht durchzuarbeiten". Da er den Brüdern Humboldt seine Ideen über vergleichende Anatomie und deren methodische Behandlung im Gespräch mittheilte, so ward er dringend aufgefordert, sie niederzuschreiben. Daraus entstand der „erste Entwurf einer allgemeinen Einleitung

in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie" (1795), worin er einen anatomischen Typus für den organischen Bau der Thiere aufstellte; zur Erläuterung schrieb er im folgenden Jahre „Vorträge über die drei ersten Capitel des Entwurfs".

Ueber die gleichzeitige Beschäftigung mit den Problemen der Farbenlehre giebt uns Goethe in einem Briefe an Jacobi vom 29. Dec. 1794 ein Bekenntniß, in welchem uns der hohe Ernst seines geistigen Strebens entgegentritt: „Der Dir gesagt hat, ich habe meine optischen Studien aufgegeben, weiß nichts von mir und kennt mich nicht. Sie gehen immer gleichen Schritts mit meinen übrigen Arbeiten, und ich bringe nach und nach einen Apparat zusammen, wie er wohl noch nicht beisammen gewesen ist. Die Materie, wie Du weißt, ist höchst interessant, und die Bearbeitung eine solche Uebung des Geistes, die mir vielleicht auf keinem andern Wege geworden wäre. Die Phänomene zu erhaschen, sie zu Versuchen zu fixiren, die Erfahrungen zu ordnen und die Vorstellungsarten darüber kennen zu lernen, bei dem Ersten so aufmerksam, bei dem Zweiten so genau als möglich zu sein, beim Dritten vollständig zu werden und beim Vierten vielseitig genug zu bleiben, dazu gehört eine Durcharbeitung seines armen Ichs, von deren Möglichkeit ich auch sonst keine Idee gehabt habe". Wenn er dabei die Klage über die Fachgelehrten wiederholt, so hat er doch namentlich von Sömmering zu rühmen, daß sein Eingreifen geistreich und selbst sein Widerspruch fördernd gewesen sei.

Indeß muß Goethe selbst eingestehen, daß durch diese wissenschaftlichen Beschäftigungen ein Zwiespalt in seinem Dasein entstanden sei, indem die Anrechte, welche Poesie und Kunst geltend machten, sich mit jenen nicht ganz versöhnen ließen. Völlig ward er erst ausgeglichen, als sich mit dem Jahre 1794 das Verhältniß zu Schiller zu einer innigen Freundschaft

gestaltete und jenen herrlichen Geistesbund zwischen den beiden größten Dichtern herbeiführte, der für die Entwicklung ihres Geistes und dadurch für unsere Literatur überhaupt von der folgenreichsten Bedeutung ward. In freudiger Erinnerung blickt Goethe auf jene Jahre zurück, als auf einen „neuen Frühling, in welchem Alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging". Werfen wir einige Rückblicke auf die vorangegangenen flüchtigen Berührungen beider Dichter. [1])

Im Jahre 1787 verweilte Schiller zum erstenmal in Weimar, damals schon ein gefeierter Dichtername und seit dem Erscheinen des Don Carlos auch über die Kreise hinaus, in denen die Räuber und verwandte Erzeugnisse des stürmenden Jugenddranges gezündet hatten. In den literarischen Cirkeln Weimars und bei den dortigen Notabilitäten, Herder und Wieland, fand er ein freundliches Entgegenkommen; Goethe war in Italien. Der scharfe Ton, mit dem er in seinen Briefen an Körner Einzelheiten von Goethe erzählt, die einfach referirende Weise, womit er die aus Herder's Munde in den wärmsten Ausdrücken hervorströmende Charakteristik mittheilt, beweisen hinlänglich, daß er Goethe nicht mit der Begeisterung eines Verehrers, nicht mit dem Verlangen, durch den Umgang mit ihm in eine neue Schule der poetischen Kunst zu kommen, entgegensah; vielmehr hatte er schon bei seinem Namen jene unheimliche Empfindung, wie sie nach seinem seltsamen Geständniß Brutus und Cassius dem Cäsar gegenüber gehabt haben müßten. In diese Zeit fiel die Recension des Egmont. In dem Sommer 1788, wo Goethe aus Italien zurückkehrte, wohnte Schiller in Rudolstadt und dem nahen Volkstädt, beschäftigt mit der Bearbeitung der Geschichte des Abfalls der Niederlande und zugleich beglückt durch den Umgang in dem edlen Familienkreise der Frau von Lengefeld, deren jüngste Tochter Charlotte nachmals seine Lebensgefährtin ward. Am 7. September, einem Sonntag, traf

Goethe, der in Begleitung von Herder und Frau von Stein zu einem Besuche bei dieser auch ihm befreundeten und ihn innig verehrenden Familie herübergekommen war, mit Schiller zusammen. Zu einer herzlichen Annäherung, wie die jungen Freundinnen gehofft hatten, konnten diese Stunden nicht führen. Schillers erste dramatische Werke, die letzten Nachklänge der Sturm- und Drangperiode unserer Literatur, waren Goethe zuwider, „weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen er sich zu reinigen gestrebt, recht in vollem hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte"; wenn er auch anerkannte, daß der Dichter im Don Carlos sich bemüht habe, „sich zu beschränken, dem Rohen, Uebertriebenen, Gigantischen zu entsagen", so war er doch nach dem Läuterungsprocesse, den seine Kunstansichten in Italien durchgearbeitet hatten, nicht fähig, sich mit dieser Dichtung zu befreunden. „Den redlichen und so seltenen Ernst" — so äußert er sich jedoch später offen gegen Schiller — „der in Allem erscheint, was Sie geschrieben und gethan haben, habe ich immer zu schätzen gewußt." Die Freundinnen erwarteten von Goethe freundlichere Worte der Anerkennung, von Schiller mehr Wärme in seinen Aeußerungen; dieser aber stand damals im Zenith des jugendlichen Dichterstolzes, und wie er mit dem Selbstgefühl eines Marquis Posa vor Könige hingetreten wäre, so stand er auch jetzt als ein kalter schweigsamer Beobachter im Bewußtsein geistiger Ebenbürtigkeit dem gefeierten Dichter gegenüber, dessen „erster Anblick schon die hohe Meinung, die man ihm von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte, ziemlich tief herunterstimmte". „Im Ganzen genommen" — äußert er in der bekannten Stelle an Körner — „ist meine in der That große Idee von Goethe nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessanter ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine

Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren".

Als Schiller im November nach Weimar zurückgekehrt war, lebte er sehr zurückgezogen. Ob er gleich seinem Freunde Körner mittheilt, daß Goethe „die Götter Griechenlands" sehr günstig beurtheilt habe und ihm an dessen Urtheile viel liege, so suchte er ihn doch nur selten auf, und in den Worten „dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat" — bricht wieder die Empfindung des Cassius hervor. Auch Goethe gesteht, Schiller gemieden zu haben und besonders durch Moritz, welcher den Winter 1788/9 bei ihm zubrachte, in der Abneigung gegen die Schiller'sche Dichtung leidenschaftlich bestärkt worden zu sein. Dessenungeachtet war er bemüht, Schiller im Weimarschen festzuhalten und betrieb in Gemeinschaft mit von Voigt, daß ihm nach Eichhorns Abgange eine außerordentliche Professur der Geschichte übertragen ward, wozu seine Geschichte des Abfalls der Niederlande eine ausgezeichnete Befähigung darzuthun schien. Goethe machte selbst ihm Muth dazu und ermunterte den angehenden Docenten der Geschichte mit dem docendo discitur. Schiller trat im Frühling 1789 sein Amt an und führte im nächsten Jahre seine Charlotte heim. Es folgten die glücklichen Jahre der tieferen Durchbildung, der Läuterung und Reife seines Geistes.

Im Herbst erhielt Schiller einen Besuch von Goethe, der von Dresden kam, wo er Körners Bekanntschaft gemacht und sich viel mit ihm über Kunst und Kantische Philosophie unterhalten hatte. Diese war auch der Gegenstand seiner Unterredung mit Schiller, dem dabei „interessant war, wie er Alles in seiner eigenen Manier kleide und, was er lese,

überraschend zurückgebe.“ Sie führte noch zu keiner Annäherung. Schiller gefiel die Goethe'sche Philosophie nicht: „sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole“ — „aber,“ fügt er doch anerkennend hinzu, „sein Geist wirkt und forscht nach allen Directionen, und strebt sich ein Ganzes zu erbauen, und das macht mir ihn zum großen Manne.“ Goethe schien aufs neue eingesehen zu haben, daß eine „ungeheure Kluft zwischen ihren Denkweisen klaffte“ und „an keine Vereinigung zu denken“ sei. Die Kantische Philosophie, welche Schiller mit Freuden in sich aufnahm, „entwickelte das Außerordentliche, was die Natur in sein Wesen gelegt, und er, im höchsten Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht stiefmütterlich behandelte. Anstatt sie als selbstständig, lebendig vom Tiefsten bis zum Höchsten gesetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er sie von der Seite einiger empirischen menschlichen Natürlichkeiten.“ Diesen Gegensatz sprach Schillers Abhandlung über Anmuth und Würde deutlich aus, und wenn er dort das Genie als Günstling der Natur gegen die durch Anstrengung erworbene Kraft des Geistes mit einigen bittern Seitenbemerkungen herabsetzt, so waren diese Worte unstreitig direct gegen Goethe gerichtet. Es blieb daher auch das Zureden gemeinschaftlicher Freunde, unter andern Dalbergs, der Schiller sehr hoch schätzte, vergeblich. Die beiden großen Geister mußten sich im rechten Zeitpuncte selbst finden.

Schiller bereitete 1794 die Herausgabe der Horen vor, einer Zeitschrift, welche, der Geschichte, Philosophie und schönen Literatur gewidmet, die vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands vereinigen sollte. Auf das zur Mitwirkung einladende Schreiben antwortete Goethe unterm 24. Juli mit freundlicher Zusage und sprach die Hoffnung aus, es werde eine nähere Verbindung mit so wackern Männern, wie die Unternehmer seien, Manches, das bei ihm ins Stocken gerathen sei, wieder in

einen lebhaften Gang bringen. Im Juli kam Goethe nach Jena, und es dürfte erst in diese Tage das von Goethe erzählte folgenreiche Zusammentreffen in Batsch naturforschender Gesellschaft zu verlegen sein, indem die Briefe an Körner diese Juli-Unterhaltungen als den ersten offenen Gedankenaustausch, als die erste Mittheilung der Hauptideen, zwischen denen sich eine unerwartete Uebereinstimmung gefunden habe, bezeichnen. Aus den obigen Angaben wissen wir schon, daß es nicht, wie Goethe's Worte schließen lassen, das erste Mal war, wo sie auf dem Gebiete des philosophischen Denkens ihre Ansichten einander mittheilten.

Aus einer Sitzung der naturforschenden Gesellschaft gingen sie („zufällig"?) beide zugleich heraus; ein Gespräch knüpfte sich an, und Schiller bemerkte unter Anderm, „wie eine so zerstückelte Art die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen könne." Hiemit berührte er den Angelpunct der Naturbetrachtung Goethe's, der darauf erwiderte: „daß es wohl noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend, darzustellen". Goethe ward dadurch veranlaßt, seine morphologischen Theorieen aus einander zu setzen, und fühlte sich durch das Gespräch so lebhaft angezogen, daß er Schillern auf sein Zimmer folgte, wo die Ideenentwickelung nach den beiderseitigen verschiedenen Gesichtspuncten fortgesetzt ward. Man sah jetzt nicht mehr bloß die Linien, die sie trennten, sondern mehr die Beziehungen, die zwischen ihren Standpuncten obwalteten, das Ziel, worin ihre verschiedenen Wege zusammentrafen. Es war die künstlerische Productivität, welche die Radien ihres Wesens um einen Mittelpunct vereinigte. Sie zog Schiller aus den ideellen Regionen der Speculation und lehrte ihn die reelle Welt mit Liebe ergreifen; sie schützte Goethe gegen mikrologisches Hingeben der Aufmerksamkeit an

die äußeren Gegenstände und ließ ihn den innern Menschen wieder mit mehr Wärme erfassen. Jeder hob daher und stärkte die Dichterkraft des Andern, und es gilt von der ganzen Zeit ihrer Freundschaft, was Schiller von jenen ersten Gesprächen sagt: „Ein jeder konnte dem Andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen." Goethe äußerte in einem Briefe an Meyer über das Zusammensein mit Schiller, er habe lange nicht solch einen geistigen Genuß gehabt, wie in jenen Tagen, und erwiderte Schillers freundschaftliche Worte mit dem Geständniß, daß auch er von den Tagen jener Unterhaltungen an eine Epoche rechne. [12])

Nach der Rückkehr von einem Ausfluge nach Dessau erhielt Goethe von Schiller einen tiefeingehenden Brief, „worin dieser mit freundschaftlicher Hand die Summe seiner Existenz zog" und Goethe den Beweis gab, daß seine Eigenthümlichkeit als solche nicht nur von Schiller begriffen, sondern auch anerkannt sei. „Sie suchen" — sagt Schiller — das Nothwendige der Natur, aber sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrnnd für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie Schritt vor Schritt zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen: eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält." Mit eben derselben Klarheit und Selbsterkenntniß zeichnet Schiller in dem folgenden Briefe, auf Goethe's Veranlassung, sein eigenes Wesen, die Mischung von Reflexion und Phantasie, so

daß ihn „der Poet übereilte, wo er philosophiren sollte, und der philosophische Geist, wo er dichten wollte". Das schönste Loos, meinte er, würde ihm noch zu Theil werden, wenn er dieser beiden Kräfte in so weit Meister werden könne, daß er einer jeden mit Freiheit ihre Grenzen zu bestimmen vermöge. Goethe übersandte an Schiller einen Aufsatz, worin er die Erklärung der Schönheit, daß sie Vollkommenheit mit Freiheit sei, auf organische Naturen anwandte; Schiller theilte ihm das Manuscript seiner Abhandlung über das Erhabene mit. „Ueber alle Hauptpuncte, sehe ich," — konnte Goethe jetzt erwidern — „sind wir einig, und was die Abweichungen der Standpuncte, der Verbindungsart, des Ausdrucks betrifft, so zeugen diese von dem Reichthum des Objects und der ihm correspondirenden Mannigfaltigkeit der Subjecte."

Am 13. September kam Schiller auf Goethe's dringende Einladung nach Weimar und wohnte vierzehn Tage bei ihm. „Jeden Augenblick," — schreibt Schiller an Körner, — „wo ich zu irgend etwas aufgelegt war, habe ich mit Goethe zugebracht, und es war meine Absicht, die Zeit, die ich bei ihm zubrachte, so gut als möglich zur Erweiterung meines Wissens zu benutzen.... Ich bin sehr mit meinem Aufenthalte zufrieden, und ich vermuthe, daß er sehr viel auf mich gewirkt hat." Dies waren die ersten jener gedankenreichen „Conferenzen", die seitdem abwechselnd in Weimar und Jena gehalten wurden und oft einen Wilhelm und Alexander von Humboldt und andere ausgezeichnete Männer jener großen Literaturepoche zu Genossen hatten. Der Briefwechsel, so reichhaltig er ist, bringt doch nur Fragmente, die auf das schöne Ganze dieser Unterhaltungen schließen lassen.

Schiller ward durch die Herausgabe der Horen, Goethe durch die Bearbeitung des Wilhelm Meister in den nächsten Jahren in der höchsten Anspannung der productiven Kräfte

gehalten. Die ersten beiden Bücher des Wilhelm Meister sah Schiller erst im Abdruck, die folgenden begleitete er schrittweise mit seiner rathenden Kritik, deren Forderungen Goethe durch mehrere Aenderungen Genüge zu thun suchte; über manche Bücher wurden förmliche Conferenzen gehalten. Die Bewunderung, womit Schiller diesen Roman aufnahm, das Lob, das er allen einzelnen Theilen desselben, selbst denen, die den Helden in niederer Sphäre des Lebens sich bewegen lassen, spendet, ist ein Zeugniß, daß Schiller die Einseitigkeit seiner idealen Natur überwunden hatte und mit dem Ausspruch: „sobald mir einer merken läßt, daß ihm in poetischen Darstellungen irgend etwas näher anliegt, als die innere Nothwendigkeit und Wahrheit, so gebe ich ihn auf" — den engherzigen moralischen Standpunct der Jacobi'schen Kritik auf der jetzt gewonnenen Stufe seiner ästhetischen Ansicht von sich wies. Schon der erste Theil, worin die Schilderung der lockeren Schauspielerwirthschaft manchen Anstoß erregte, hatte, wie er an Körner schreibt, seine Erwartungen weit übertroffen. „Es giebt wenig Kunstwerke, wo das Objective so herrschend ist — die lebendigste Darstellung der Leidenschaft abwechselnd mit dem ruhigsten, einfachsten Ton der Erzählung" — was ihm die Aeußerung abnöthigt, daß der Dichter der einzige wahre Mensch, und der beste Philosoph nur eine Carricatur gegen ihn sei. Dies Entzücken steigt mit dem Fortgange des Romans: „er möchte mit dem nicht gut Freund sein, der diesen nicht zu schätzen wüßte". In diesen Antheil stimmen Körner und die Humboldt ein; das war der Freundeskreis, in dem Goethe jetzt seine Welt sah, der ihm die lebendige Stärkung seiner Dichterkraft zurückgab und für manche unfreundliche Stimmen des Publicums, unter die sich auch das Anathema Schlossers, Stolberg's und Jacobi's mischte, bei denen nur die „Bekenntnisse einer schönen Seele" Gnade fanden, einen hinreichenden Ersatz gab.

Im Sommer 1796 brachte endlich Goethe, zuletzt fast ermüdet von den Anstrengungen, welche die letzten Bücher des

Romans ihm gekostet hatten, das Werk zum Abschluß, ließ jedoch „Verzahnungen" stehn, die auf künftige Fortsetzung deuteten. Schiller rechnete es zu dem schönsten Glück seines Daseins, daß er die Vollendung dieses Products erlebe, daß sie noch in die Periode seiner strebenden Kräfte falle und er noch aus dieser reinen Quelle schöpfen könne. Das Verhältniß der Freunde und ihr inniges Verständniß spricht sich am schönsten in den Worten Schillers aus. „Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr mich die Wahrheit, das schöne Leben, die einfache Fülle dieses Werkes beengte [bewegte?]. Die Bewegung ist zwar noch unruhiger, als sie sein wird, wenn ich mich desselben bemächtigt habe, und das wird dann eine wichtige Krise meines Geistes sein; sie ist aber doch der Effect des Schönen, nur des Schönen, und die Unruhe rührt bloß davon her, weil der Verstand die Empfindung noch nicht hat einholen können. Ich verstehe Sie nun ganz, wenn Sie sagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre sei, was Sie oft bis zu Thränen rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich, wie die Natur, so wirkt es, und so steht es da, und Alles, auch das kleinste Nebenwerk, zeigt die schöne Klarheit, Gleichheit des Gemüths, aus welchem Alles geflossen ist."

Um Schiller bei der Herausgabe der Horen und des demnächst hinzutretenden Musenalmanachs behülflich zu sein, ward Goethe veranlaßt, manches Aeltere hervorzusuchen und zu redigiren, sowie durch kleinere Dichtungen sich von der Arbeit am Roman eine Ausspannung zu gewähren. Die römischen Elegieen erschienen in den Horen, eine Auswahl von Epigrammen der letzten Jahre, mit den venetianischen zu einem Cyklus verbunden, brachte der Musenalmanach. Auch die Episteln, welche eine größere Folge anmuthiger Lehrdichtungen eröffnen sollten, wurden dadurch hervorgerufen, und die Elegieen fortgesetzt. Alexis und Dora, ein reizendes lyrisch-idyllisches Gemälde, ursprünglich daher Idylle überschrieben, tritt schon an

den Eingang zur epischen Dichtung, zu der er sich jetzt mehr als zur dramatischen hingezogen fühlte. Hero und Leander lag ihm eine Zeit lang im Sinn, ward aber durch Hermann und Dorothea verdrängt. Vossens Ueberarbeitung der Luise, seine Uebersetzung der Ilias hielt er sehr hoch. Es war ihm sehr erfreulich, den „wackern, liebenswürdigen Mann, dem es strenger Ernst ist um das, was er thut," bei dessen Besuch in Weimar kennen zu lernen, und die Grundsätze, nach denen er arbeitete, aus seinem Munde zu vernehmen. Bei mehreren Abendversammlungen der gelehrten Freitagsgesellschaft, die sich in seinem Hause versammelte, las er die Ilias in so schönem Vortrage vor, daß Humboldt und Böttiger mit Entzücken von diesen genußreichen Stunden sprechen. Daher fühlte er sich zu einem ähnlichen Versuch der Nachdichtung homerischer Gedichte angetrieben und übersetzte den Hymnus auf Apollo, den die Horen anonym brachten.

Die Erzählungen deutscher Ausgewanderten [13]) kamen durch die Horen ebenfalls wieder in Fluß und gestalteten sich zu einem Novellenkranz, der durch die Unterhaltungen der Gesellschaft zusammengehalten ward. Ein Theil fließt aus ältern Novellenstoffen, andere sind freie Erfindungen des Dichters. An vier gespenstische und mysteriöse Erzählungen reihen sich zwei moralischen Inhalts, unter denen die Geschichte vom Procurator dem Dichter am längsten im Sinn gelegen zu haben scheint. Den Schluß macht „das Märchen" von der Erlösung der verzauberten Lilie, eine meisterhafte Dichtung, in der die beweglichste Phantasie mit symbolischen Räthseln heiter spielt, doch voll tiefen Sinnes, dessen Deutung damals wie jetzt den Auslegern viel zu schaffen gemacht hat. Es scheint mit Goethe's politischen Ansichten zusammenzuhangen und den Grundgedanken durchzuführen, daß die echte Freiheit nur unter einer weisen Regierung gedeihen könne.

Mit der Productivität gingen die theoretischen Erörterungen Hand in Hand. Ueber das Wesen der künstlerischen Composition und die Grenzen der Dichtungsarten ward viel zwischen beiden Dichtern verhandelt; die schönste Frucht dieser ästhetischen Erörterungen ist Schillers Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung. Goethe übersetzte für die Horen den „Versuch über die Dichtungen" von Frau von Stael, zu welchem Schiller eine Beigabe von Anmerkungen und Abhandlungen hinzuzufügen beabsichtigte, was nicht zur Ausführung kam.

In Betreff der kunstgeschichtlichen Studien war ihm Meyer als kenntnißreicher Freund zur Seite, mit dem er 1794 nach einem Ausfluge nach Dessau im Genuß der Dresdener Gemäldegallerie „schwelgte." Im October 1795 reiste Meyer nach Italien, und auch Goethe's Sinn stand dorthin. Er hoffte ihm im nächsten Jahre dorthin folgen und nicht nur den Werken der Kunst, sondern auch dem Lande und der nationalen Cultur des älteren und des neueren Italiens ein umfassendes Studium widmen zu können, weßhalb er sich noch durch eine längere gründliche Vorbereitung zu dieser Aufgabe zu befähigen unternahm. Als sich jedoch im Sommer 1796, wo die Reise vor sich gehen sollte, die Fluthen des Revolutionskriegs auch über Italien ergossen, mußte er die Hoffnung aufgeben, und was er damals ahnte, daß sie damit für immer vernichtet sei, erfüllte sich; er betrat Italiens Boden nicht wieder. „Was ich noch an Cultur bedarf" — schrieb er an Schiller — „konnte ich nur auf jenem Wege finden; was ich vermag, konnte ich nur auf jene Weise nutzen und anwenden, und ich war sicher, in unsern engen Bezirk einen großen Schatz zurückzubringen, bei welchem wir uns der Zeit, die ich entfernt von Ihnen zugebracht hätte, künftig doppelt erfreut haben würden". Die Vorstudien waren indeß nicht ohne Gewinn. Er arbeitete sich aufs neue in die Werke Palladio's hinein und war erfüllt von Bewunderung für das Genie, den Reichthum und die Grazie

dieses außerordentlichen Künstlers. Durch die Beschäftigung mit florentinischer Kunstgeschichte wurde er zu der Selbstbiographie des Benvenuto Cellini geführt und von dem „naiven Detail eines bedeutenden Lebens“ so lebhaft angezogen, daß er im Februar 1796 eine Uebersetzung derselben begann, welche nach und nach bruchstücksweise in die Horen eingerückt und 1803, mit kunst- und culturgeschichtlichen Erläuterungen vervollständigt, herausgegeben ward.

Unterdessen wurde in der Werkstatt der beiden Dichter ein poetisches Feuerwerk vorbereitet, das im Sommer 1796 leuchtend und zündend über die deutsche literarische Welt daherfuhr.[14]) Schiller war verdrießlich über die Kälte und das Mißwollen, womit seine unter so großen Erwartungen begonnene Zeitschrift aufgenommen und in elenden Kritiken heruntergerissen wurde. Goethe hatte ebenfalls von der Gleichgültigkeit und Beschränktheit des größern Publicums so viel zu erdulden, daß es ihm nicht zu verargen war, wenn er es mit Verachtung behandelte. Er gab Schiller den Rath, Alles, was gegen die Horen gesagt worden, zusammenzusuchen und beim Jahresschlusse ein literarisches Gericht zu halten. Als er darauf zufällig im December 1795 über die Xenien des Martial gerieth, (einen Cyklus von Epigrammen in einzelnen Distichen, deren jedes eins der Leckerbissen, welche von nah und fern auf die römische Tafel gebracht wurden, bespricht,) kam ihm der Einfall, auf alle deutschen Zeitschriften Epigramme in dieser schlagenden Kürze zu machen und im nächsten Musenalmanach zu veröffentlichen. Als Probe übersandte er Schiller sogleich ein Dutzend solcher deutschen Xenien. Dieser ergriff den Gedanken mit Freuden und wünschte sie zu einem allgemeinen kritischen Gericht zu erweitern. Bei Goethe's mehrmaligem Aufenthalt in Jena in der ersten Hälfte des Jahres 1796, wo ihm die Beendigung des Wilhelm Meister als Hauptaufgabe vorlag, wurden die Epigramme mit frischer Lust und

Laune in freundschaftlichem Wetteifer, wobei oft der Eine die Idee, der Andere die Form an die Hand gab, in rascher Folge producirt. Auch während der Zeit der Trennung wanderten die Xenien-Collationen hin und her. Immer mehr erweiterte sich der Plan über die anfängliche Tendenz hinaus. Jeder geistreiche Einfall ward in einem Monodistichon fixirt, und außer den satirischen Invectiven wurden auch ernste Lebensansichten und ästhetische Maximen in die gedrängte körnige Form gefaßt. Diese letzteren wuchsen nach und nach zu solcher Zahl an, daß sie für die Epigramme des Hasses und Zorns eine zu gute Gesellschaft zu sein schienen. Goethe stimmte daher gern dem Wunsche seines Freundes bei, die „unschuldigen und gefälligen" Xenien, in verschiedene Gruppen vertheilt, unter die übrigen Gedichte des Almanachs zu stellen und die satirischen unter der Bezeichnung Xenien als Schluß anzuhängen. Uebrigens ward der Grundsatz festgehalten, „sich so in einander zu verschränken, daß sie niemand ganz aus einander scheiden und absondern solle." Unter den Epigrammengruppen trägt nur die „Eisbahn" (jetzt in Goethe's vier Jahreszeiten der „Winter") die alleinige Chiffre G. Die übrigen unter den Aufschriften Votivtafeln, Vielen, Einer sind mit G. und S. unterzeichnet. Ueber das Eigenthumsrecht, das sie anfänglich für ewige Zeiten auf sich beruhen lassen wollten, haben sie zum Theil durch Aufnahme in die Sammlungen ihrer Gedichte entschieden, wobei jedoch vier Epigramme von beiden in Anspruch genommen und ohne Zweifel einige Schiller'sche Distichen zur Vervollständigung des Goethe'schen Cyklus der vier Jahreszeiten verwandt worden sind; mehrere der treffendsten Epigramme haben nachmals in den Werken der beiden Dichter kein Unterkommen gefunden. Die eigentlichen Xenien, etwas über vierhundert Monodisticha, greifen ohne Schonung schlechte Zeitschriften, mittelmäßige Dichter und Schriftsteller, anmaßende Wortführer des Tages an, welche offen oder versteckt die beiden Meister gereizt hatten, unter andern

Nicolai, Manso, Capellmeister Reichardt, Friedrich Leopold von Stolberg. Schlagend trifft nach allen Seiten der geistvolle Witz dieser scharfgespitzten Epigramme; sie durchstreifen die verschiedenartigsten Gebiete der Wissenschaft und der Literatur und decken die Schwächen und Erbärmlichkeiten an Büchern und an den falschen Notabilitäten der Autorenwelt auf. In den meisten Fällen ist es das offene Urtheil einer gereiften, durchgebildeten ästhetischen Kritik, die das Schlechte beim rechten Namen nennt; nur in einzelnen Fällen hat persönliche Gereiztheit zu Ungerechtigkeiten verleitet. Die schärfsten Angriffe rühren von Schiller her, der im Hassen und Verachten energischer war, als Goethe, obwohl man diesem bei dem ganzen Handel die Rolle des Verführers zuschrieb. Von einem Ende Deutschlands zum andern erhob sich ein gewaltiger Lärm. Selbst die weimarschen Freunde, Wieland, Herder, Knebel, wenngleich nicht durch verletzende Erwähnungen gereizt, verhehlten ihren Verdruß nicht, und sogar der in eigenen Angelegenheiten so rücksichtslose Polemiker Voß, dessen in allen Ehren gedacht war, ward sentimental. Seufzend schrieb der alte Gleim: „Auf unserm Helikon wie war's einmal so schön".

Die Presse gerieth bald nach dem Erscheinen des Almanachs (gegen den Anfang des Octobers) in Bewegung, um den Angriff abzuwehren und den Darbringern der Xenien die Bitterkeiten zurückzugeben. Im Beginn des Jahres 1797 sind die Zeitschriften voll von Aufsätzen über die Xenien, und gegen Goethe und Schiller folgt eine Schmähschrift der andern; es sind die Fluthen in Goethe's „Zauberlehrling". Nicolai schrieb ein ganzes Buch gegen die Xenien, und aus den Titeln der Repliken „Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar" (von dem giftgeschwollnen Manso), „Ochsiade" und dergleichen, mag man schon auf die Urbanität schließen, womit man die Wiedervergeltung übte. Die beiden Dichter, der erwarteten Wirkung froh, ließen in olympischer Ruhe das

Unwetter vorüberziehen und antworteten nur durch neue Meisterwerke. „Es ist lustig zu sehen," schreibt Goethe an Schiller, „was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, was sie glauben, daß einen ärgert, wie schal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Außenwerk richten, wie wenig sie nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur irgend Ernst um sich und um die Sachen ist."

Fünftes Capitel.

Von 1797 bis zum Frühjahr 1799.

Goethe führte mit der Raschheit jugendlichen Feuers sein idyllisches Epos Hermann und Dorothea aus; Schiller wandte sich mit dem endlich entschiedenen Bewußtsein, daß seine poetische Anlage nur im Drama ihren Gipfelpunct erreichen könne, zur Bearbeitung des Wallenstein. Ihre Geister richteten sich an einander auf, überall sich liebevoll fördernd und zum höchsten Streben ermuthigend. Ihr Briefwechsel verbreitete sich über die wichtigsten Angelegenheiten ihrer geistigen Thätigkeit, und wiederholte Zusammenkünfte bald in Jena, bald in Weimar unterhielten den lebhaftesten Ideenaustausch.

Der erste Entwurf zu Hermann und Dorothea schloß sich unmittelbar an die lyrische Idylle Alexis und Dora an, indem, wie Goethe bemerkt, ein Gegenstand, der zu einem ähnlichen kleinen Gedichte bestimmt war, sich zu einem größern ausdehnte und ihn dadurch in das verwandte epische Feld führte. Ihm schien der Gegenstand äußerst glücklich zu sein, den er, wie Schiller an Körner berichtet, schon mehrere Jahre mit sich herumgetragen hatte, „ein Sujet, wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zweimal findet". Diese Worte machen es wahrscheinlich, daß die zum Grunde liegende epische Begebenheit nicht reine Erfindung des Dichters ist, sondern eine ähnliche Erzählung von der Heirath einer auswandernden Salzburgerin in der „ausführlichen Historie der Emigranten oder vertriebenen Lutheraner aus dem Erzbisthum Salzburg" (1732) ihm die

Grundlinien dazu an die Hand gegeben hat. Der Plan dazu ward gleichzeitig mit den Tagesereignissen im August des Jahres 1796 ausgedacht und reifte während des Herbstaufenthalts in Ilmenau, der Wiege manches Goethe'schen Meisterwerks, zur Ausführung. „Sie können dort", meint Schiller mit Recht, „das Städtchen Ihres Hermanns finden, und einen Apotheker und ein grünes Haus mit Stuckaturarbeit giebt es dort wohl auch". Während des Winters rückte das Gedicht rasch vor. „Die Ausführung" — schreibt Schiller an Körner — „ist mit einer mir unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit vor sich gegangen, so daß er neun Tage hinter einander jeden Tag über anderthalbhundert Hexameter schrieb". Es entstand zugleich die als Zueignung dienende schöne Elegie, welche uns des Dichters gemüthliche Theilnahme an seiner Dichtung, so wie Idee und Tendenz derselben in ergreifenden Worten ans Herz legt:

Deutsche selber führ' ich euch zu, in die stillere Wohnung,
Wo sich, nah der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht.
Auch die traurigen Bilder der Zeit, sie führ' ich vorüber;
Aber es siege der Muth in dem gesunden Geschlecht.
Hab' ich auch Thränen ins Auge gelockt und Lust in die Seele
Singend geflößt, so kommt, drücket mich herzlich ans Herz!

Ihn selbst hatten Süjet und Ausführung so lebhaft ergriffen, daß ihn beim Vorlesen der ersten Gesänge des Gedichts im Schiller'schen Kreise die Rührung übermannte; „so zerschmilzt man", äußerte er unter Thränen, „an seinen eigenen Kohlen!" Was ihn dabei ergriff, war die Gewalt der Erinnerung an die Gefühle seiner Jugend und die unerfüllt gebliebene Sehnsucht, die er in dieser Dichtung niedergelegt hatte.

Gegen das Ende des Jahres war mehr als die Hälfte des Gedichts fertig. Der Schluß ward während der Reise nach Leipzig und Dessau, die er in den letzten Decembertagen in Gesellschaft des Herzogs unternahm, vollständig schematisirt. Er rühmt den guten Einfluß dieser Reise auf seine Stimmung.

Ungeachtet eines anhaltenden Katarrhs arbeitete er in den Wintermonaten, die sonst seiner poetischen Production nicht günstig zu sein pflegten, fleißig daran fort, so daß er im April seinem Freunde Meyer das Gedicht als fertig ankündigt. Die vier ersten Gesänge wurden zum Druck abgesandt, nachdem mit Wilhelm von Humboldt noch „ein prosodisches Gericht gehalten, und so viel als möglich gereinigt worden war". An die übrigen Gesänge legte der Dichter während seines Aufenthalts in Jena vom 20. Mai bis 21. Juni die letzte Hand, Schillers und Humboldt's Bemerkungen nutzend.

Mit diesem Gedichte erwarb sich Goethe aufs neue die ungetheilte Bewunderung seiner Nation. Auch war es eine durchaus nationale Dichtung, in der die Verhältnisse deutschen Familienlebens mit den alles erschütternden Zeitbewegungen in die innigste Verbindung gebracht waren. Obwohl der Dichter selbst anerkennt, daß ihn „der Geist des Dichters der Luise dabei begleitet habe", so führt er uns doch von dem beschränkten Standpunct des idyllischen Familienlebens auf den weitern Schauplatz der Völkerbewegung, des Schicksals der Nationen hinaus, läßt in belebten Gruppen alle bedeutenden Momente des Lebens an uns herantreten und erhebt uns wiederum durch das Gefühl, daß mitten im wechselnden Geschick Liebe und häusliches Glück ein Dauerndes und Unzerstörbares zu begründen und den Wogen der Zeit das feste Ufer entgegenzustellen vermögen. Die künstlerische Form dieses Epos zeigt uns Goethe auf der klaren Höhe epischer Plastik. „Es sind," sagte Wieland, „Figuren in Marmor gehauen; Alles im großen Stil." Goethe selbst bekennt gegen Schiller, er verdanke alle Vortheile, deren er sich in dem Gedichte bedient, der bildenden Kunst, und an Meyer spricht er den Wunsch aus, daß das Gedicht vor ihm die Probe aushalten möge; denn die höchste Instanz, vor der es gerichtet werden könne, sei die, vor welche der Menschenmaler seine Compositionen bringe.[15])

Seitdem Goethe durch dieses Werk sein Talent für die epische Dichtung zu seiner eigenen Ueberraschung kennen gelernt hatte, folgte eine Reihe epischer Entwürfe, ohne daß es gelungen wäre, dem Hermann ein Seitenstück zu geben. Durch seine philosophirende Umgebung mehr und mehr in die Speculation hineingezogen, machte er sich jetzt mit der Theorie des Epos und der Bestimmung der Grenzen des Epischen und Dramatischen viel zu schaffen und verzehrte seine productive Kraft durch Theoretisiren, Schematisiren und mancherlei dadurch veranlaßte Abschweifungen. Die Resultate der mit Schiller über dies ästhetische Problem gepflogenen Unterhaltungen sind in dem Aufsatze über epische und dramatische Poesie aufgezeichnet; auch ward die Dichtkunst des Aristoteles wieder mit erneutem Interesse studirt. Wolf's Prolegomena regten ein kritisches Studium der homerischen Gedichte an, und das Nachdenken über die epischen Anfänge der Völkergeschichten führte in das verwandte Gebiet der alttestamentlichen Patriarchenidylle. Eichhorn's Einleitung in's alte Testament zog ihn an: „die wunderbarsten Lichter gingen ihm auf." Er versuchte eine neue Berechnung und Erklärung des Zugs der Kinder Israel durch die Wüste und schrieb darüber eine Abhandlung nieder, welche er später in die Erläuterungen zum westöstlichen Divan einschaltete. Indeß war mit dem Abschluß des Hermann zugleich der Entwurf zu einem zweiten epischen Gedicht die Jagd entstanden[1c]); doch mochte er keinen Vers davon niederschreiben, ehe er über das Wesen des Epos ganz im Klaren sei. Es ist, wie kaum zu bezweifeln ist, dasselbe Sujet, welches Goethe späterhin in der Novelle vom Kind mit dem Löwen behandelte. Daß sich dieses zu einer Behandlung in antiker Hexameterform nicht eigene, leuchtete Goethe bald ein, und er war daher geneigt, es in achtzeiligen Stanzen auszuführen. Uebrigens theilten sowohl Schiller als Humboldt das in ihm rege gewordene Bedenken, ob überhaupt dieser Stoff sich zu einer epischen Darstellung eigene; er selbst spricht

die Besorgniß aus, daß das „eigentlich Interessante des Sujets sich zuletzt gar in eine Ballade auflösen möchte." Das neue Epos wollte keine Gestalt gewinnen und machte andern Entwürfen Platz.

Der modernen Reimpoesie war er dadurch wieder näher gebracht und ergriff in Gemeinschaft und im Wetteifer mit Schiller die Balladendichtung, so daß Schiller das Jahr 1797 als das Balladenjahr bezeichnen konnte. Goethe wählte vorzugsweise seine Stoffe aus dem Kreise antiker Vorstellung, während Schiller sich mehr an romantisch-sentimentale hielt. Von jenem erhielten wir die meisterhaften Dichtungen die Braut von Corinth, der Zauberlehrling, der Schatzgräber, der Gott und die Bajadere. In die anmuthigste dramatisch-elegische Form kleidet sich der neue Pausias und sein Blumenmädchen. Ibykus ward an Schiller überlassen, gleichwie später Hero und Leander.

Goethe fand sich jetzt (im Juni 1797) wieder in geeigneter Stimmung, den Faust fortzusetzen. „Unser Balladenstudium hat mich wieder auf diesen Dunst- und Nebelweg gebracht". In der Spannung, in der ihn das Project der Reise nach Italien erhielt, fühlte er sich zu keiner größeren zusammenhangenden Composition aufgelegt; dagegen ließen sich bei den fragmentarischen Scenen des Faust einzelne günstige Momente nutzen, und es gelang ihm, diese Dichtung „in Absicht auf Schema und Uebersicht in der Geschwindigkeit recht vorzuschieben". In diesen Tagen ward die Zueignung — „Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten" — und der Prolog im Himmel gedichtet, auch das xenienartige Intermezzo Oberons und Titania's goldene Hochzeit, womit die Brockenscene ausgestattet ward. Die Liebe zum Faust verschwand bald wieder, als gegen Ende des Juni Hofrath Hirt, der gelehrte Kenner antiker Kunst, zum Besuch nach Weimar kam; „die nordischen Phantome wurden durch die

südlichen Reminiscenzen verdrängt". Hirt's Aufsatz über Laokoon regte Goethe an, seine Ansichten über diesen schon früher behandelten Gegenstand zusammenzustellen, und er konnte nach wenig Tagen seine Abhandlung an Schiller übersenden. „Sie haben" — erwiderte Schiller — „mit wenig Worten und in einer kunstlosen Einkleidung herrliche Dinge in diesem Aufsatz ausgesprochen, und eine wirklich bewundernswürdige Klarheit über die schöne Materie verbreitet. In der That, der Aufsatz ist ein Muster, wie man Kunstwerke ansehen und beurtheilen soll; er ist aber auch ein Muster, wie man Grundsätze anwenden soll; in Rücksicht auf beides habe ich sehr viel daraus gelernt". Nebenher nährte Goethe seine Sehnsucht nach den Kunstgenüssen des Südens durch den Entwurf zu einer Schilderung der Peterskirche und die Fortsetzung des Benvenuto Cellini. Vornehmlich regten die Briefe seines Freundes Meyer dies Verlangen immer von neuem an, indem er sich durch dessen Abwesenheit von allem Genuß der bildenden Kunst getrennt sah und sich zugleich bewußt war, daß auch der Freund das, was seine Briefe schilderten, ohne ihn nur halb genösse. So lange der Krieg sich über Oberitalien daherwälzte, war an eine Ausführung des Reiseplans nicht zu denken, und die Freunde mahnten dringend ab. Als aber im Frühling 1797 der Waffenstillstand von Leoben Ruhe brachte, lebte die Hoffnung, den Freund auf italienischem Boden wiederzusehen, aufs neue auf: „seitdem bin ich mit aller Welt Freund".

Schiller versprach sich für Goethe von einem längern Aufenthalt in Italien nicht viel Gewinn „für seinen höchsten und nächsten Zweck". Er war überzeugt, daß Goethe auf dem Gipfel, wo er jetzt stehe, mehr darauf denken müsse, die schöne Form, die er sich gegeben habe, zur Darstellung zu bringen, als nach neuem Stoffe auszugehen, und die Folgezeit bewies, daß er richtig geurtheilt habe. Goethe's Aeußerung: „nicht eher will ich wiederkommen, als bis ich wenigstens eine Satt-

heit der Empirie empfinde, da wir an eine Totalität nicht denken dürfen" — deutet auf die Gefahr hin, welche die realistische Tendenz seines diesmaligen Reiseunternehmens seiner poetischen Productivität zu bringen drohte. Meyer war inzwischen seiner leidenden Gesundheit wegen in seine Heimath zurückgegangen, und Goethe schickte sich daher an, dort mit ihm zusammenzutreffen: „sind wir nur einmal erst wieder zusammen, so wollen wir fest an einander halten und unsere Wege weiter zusammen fortführen". Da Goethe die Rückkehr des Herzogs, der ihn über Manches zu sprechen wünschte, abwarten mußte, so verzögerte sich seine Abreise bis zum Ende des Juli. Kurz zuvor verbrannte er noch „aus entschiedener Abneigung gegen Publication des stillen Ganges freundschaftlicher Mittheilung" einen großen Theil der seit 1772 an ihn gesandten Briefe (nicht, wie er sagt, alle; denn er legte noch Eckermann die großen Convolute der „seit 1780" von den bedeutendsten Männern Deutschlands an ihn eingegangenen Briefe vor).

Fast möchten wir, wenn wir ihn auf seiner diesmaligen Reise begleiten, diesem Autodafé der Jugenddenkmale eine symbolische Deutung geben. Er scheidet von der poetischen Fülle seiner Jugendwelt, die noch zuletzt in Hermann und Dorothea herrlich vor uns ausgebreitet lag. Nicht mehr wie sonst sprechen Natur und Menschenwelt tausendstimmig zu seinem Herzen; der Strom des Lebens reißt ihn nicht mehr anregend und erwärmend in seine Mitte hinein. Wenn wir diese brieflichen Relationen und Tagebuchsskizzen mit den früheren Berichten aus der Schweiz und Italien vergleichen, in denen selbst das flüchtig hingeworfene Blättchen von der Lebenswärme der Poesie durchdrungen ist, so drängt sich uns die Bemerkung auf, daß er an jene Scheide der Lebensperioden gelangt war, wo der dichterische Genius die Flügel zu senken beginnt. Noch bewahrte sich der Geist den klaren, scharfbeobachtenden Blick und die Lust des

Forschens; allein wir begegnen nicht mehr der lebendigen, jugendfrischen Auffassung, die, das Detail leicht und rasch überfliegend, an das Große und Bedeutende sich heftet. „Für einen Reisenden", bekennt er, „geziemt sich ein skeptischer Realism; was noch idealistisch an mir ist, wird in einem Schatullchen wohlverschlossen mitgeführt, wie jenes Undinische Pygmäenweibchen". Dies Idealistische tritt jetzt an die Gegenstände mehr als ein Hang zu symbolischer Deutung heran, wodurch eine Neigung zum Sentimentalen gefördert wird, während er zu poetischem Produciren sich wenig aufgelegt fühlt. Deutlich genug ist die Aenderung in seiner Auffassung der Außenwelt dadurch bezeichnet, daß er auf den Einfall geräth, „eine sentimentale Reise" zu schreiben. Durch symbolisch-sentimentale Auffassung wird das Kleine bedeutend, und das Große verliert seine Erhabenheit, es tritt mit dem Alltäglichen auf gleiche Fläche.

Schon die Hinreise nach Frankfurt ward mit einer Bedächtigkeit betrieben, wie nie zuvor; vier Tage war er unterwegs. Christiane und seinen Sohn führte er zum erstenmal der Mutter zu, welche sich über die neue Bekanntschaft sehr erfreut zeigte und ihnen viel Liebe bewies; von Frankfurt sandte er die Seinigen wieder nach Weimar zurück. Die Schilderungen aus Frankfurt führen uns in seine neue bedächtige Reisemethode ein, in die unbegrenzte Breite des Stoffsammelns, wobei ihm die Ueberzeugung wohl thut, daß er jetzt erst reisen lerne und zum Bewußtsein seiner Besonnenheit komme. Er glaubte einzusehen, worin gewöhnlich der Fehler der Reisebeschreibungen liege. „Man mag sich stellen wie man will, so sieht man auf der Reise die Sache nur von Einer Seite und übereilt sich im Urtheil; dagegen sieht man aber auch die Sache von dieser Seite lebhaft, und das Urtheil ist im gewissen Sinne richtig. Ich habe mir daher Acten gemacht, worin ich alle Arten von öffentlichen Papieren, die mir jetzt begegnen, Zei-

tungen, Wochenblätter, Predigtauszüge, Verordnungen, Komödienzettel, Preiscourante einheften lasse und sodann auch sowohl das, was ich sehe und bemerke, als auch mein augenblickliches Urtheil einschalte. Ich spreche nachher von diesen Dingen in Gesellschaft und bringe meine Meinung vor, da ich denn bald sehe, inwiefern ich gut unterrichtet bin und in wiefern mein Urtheil mit dem Urtheil wohlunterrichteter Menschen eintrifft. Sodann nehme ich die neue Erfahrung und Belehrung auch wieder zu den Acten, und so giebt es Materialien, die mir künftig als Geschichte des Aeußern und Innern interessant genug bleiben müssen. Wenn ich bei meinen Vorkenntnissen und meiner Geistesgeübtheit Lust behalte, dieses Handwerk eine Weile fortzusetzen, so kann ich eine große Masse zusammenbringen.“ Wie sehr diese anschwellen mußte, wird uns erklärlich, wenn wir selbst in den zum Druck redigirten Auszügen weitläufige Berichte über Lage und Bauart der einzelnen Städte, Betragen, Kleidung und Beschäftigung Einheimischer und Fremder bis zu dem Feldbau und den Holz- und Butterpreisen herab angemerkt finden.

Von Frankfurt, wo er sich drei Wochen aufgehalten hatte, ging am 25. August die Reise weiter nach Heidelberg, wo er sich freute die Freundin früherer Jahre, Fräulein Delf, wiederzusehen, und dann über Heilbronn nach Stuttgart, wo er neun Tage verweilte. Hier bot sich seinem Kunstsinn in den Werkstätten Danneckers und anderer Künstler manches Bemerkenswerthe dar. Da man gerade damals mit dem weimarischen Schloßbau beschäftigt war, so zogen besonders die Zimmerdecorationen des neugebauten Schlosses zu Stuttgart seine Aufmerksamkeit auf sich. Er sandte darüber an den Herzog einen ausführlichen Bericht und unterrichtete sich über das Einzelne durch wiederholte Unterhaltungen mit dem Professor Thouret, der später zur Decoration des herzoglichen Schlosses in Weimar herbeigerufen ward. Da sich Goethe auch mit dem Plane der

Erweiterung und Verschönerung des Weimarer Theaters trug, so fand er auch hier, wie in Frankfurt, Gelegenheit sich über Decorationsmalerei und andern theatralischen Apparat genauer zu unterrichten. Seine Poesie, die bei dem Allen wenig Anregung fand, pflückte sich wenigstens in diesen Tagen ein duftiges Blümchen „der Edelknabe und die Müllerin" („der Junggesell und der Mühlbach"), ein lyrisch-dramatisches Gedichtchen, das der Anfang einer Reihe von romanzenartigen „Gesprächen in Liedern" sein sollte. In den Liedern „der Müllerin Verrath", der Bearbeitung eines französischen Gedichts, und „der Müllerin Reue" ward später dieser idyllische Roman weitergeführt.

In Tübingen logirte er bei Cotta, in welchem er bei näherer Bekanntschaft „so viel Mäßiges, Sanftes und Gefaßtes, so viel Klarheit und Beharrlichkeit fand," daß er ihn zu den seltenen Erscheinungen zählen mußte. Er ward der Verleger seiner spätern Werke. Die Besuche bei einigen Professoren der Universität bereicherten seine naturhistorischen Kenntnisse, und mehrere Naturaliencabinette gaben Stoff zu neuen Beobachtungen.

Von Tübingen fuhr er am 16. September über Tuttlingen, wo er übernachtete, nach Schaffhausen. Hier stand er am 18. wieder an dem Rheinfall, wo er vor 18 Jahren mit Lavater sich über das Erhabene mit poetischem Feuer unterhielt. Jetzt genügten ihm diese allgemeinen Eindrücke der großartigen Naturerscheinung nicht. Mit der Ausdauer eines Naturforschers bemühte er sich, sie im Einzelnen zu zergliedern und verwendete fast den ganzen Tag bis zur sinkenden Sonne, um die Bewegungen der brausenden Wassermassen, die ihren Sturz begleitenden Farbenerscheinungen von den mannigfaltigsten Standpuncten aus, bald an den Ufern, bald vom Strome aus aufzufassen und das Detail der Phänomene und Prospecte zu beobachten und mit den dadurch erregten Ideen in Skizzen niederzuschreiben. An Schiller schrieb er, daß der

Vers des Tauchers „es wallet und siedet und brauset und zischt" rc. sich dabei vortrefflich legitimirt habe und die Hauptmomente der ungeheuren Erscheinung in sich begreife.

Auf dem Wege nach Zürich erblickte Goethe einen Apfelbaum, der unter dichter Epheuumrankung verkrüppelt war. Er ward ihm ein Symbol der in der Umschlingung der Fesseln der Liebe ermattenden männlichen Kraft, welche es nicht über sich gewinnen kann, das harte Heilmittel anzuwenden, die Schlingen der verderblichen Ranken zu zerstören, und es entstand die Elegie Amyntas. Diese schmerzvolle Klage des Leidenden, dem „der gefährliche und doch geliebte Gast" die strebende Kraft abschmeichelt, so daß die gewaltige Wurzel nur zur Hälfte lebendigen Saft hinaufsendet, läßt eine unsern Dichter sehr nahe berührende Deutung zu, wenn wir eine spätere Aeußerung Schillers an Körner, mit der er seine geschwächte Productivität zu erklären sucht, damit zusammenhalten: „Sein Gemüth ist nicht ruhig genug, weil ihm seine elenden häuslichen Verhältnisse, die er zu schwach ist zu ändern, viel Verdruß erregen", worauf Körner erwidert: „Solche Verhältnisse machen den kraftvollsten Mann endlich mürbe; es ist kein Widerstand da, der durch Kampf zu überwinden ist, sondern eine heimlich nagende Empfindung, deren man sich kaum bewußt ist und die man durch Betäubung zu unterdrücken sucht."

Am 20. September traf er mit seinem geliebten Heinrich Meyer in Zürich zusammen, mit dem er sich am folgenden Tage nach Stäfa, dessen Wohnorte, begab. Es folgten genußreiche, geistanregende Stunden, wo er die von seinem Freunde verfertigten oder mitgebrachten Kunstwerke betrachtete und an seiner Seite, zum Theil auf Wanderungen an den freundlichen Ufern des Sees „was Ehrliches zusammen durchschwätzte." Lavater vermied er zu besuchen, obwohl dieser ihn im Gasthof aufgesucht und seinen Namen an die Thür geschrieben haben soll. In einer Allee sah er ihn an sich vorübergehen, ohne

von ihm erkannt zu werden. Er scheute die peinlichen Momente, wo man versuchen würde, die abgerissenen Fäden wieder anzuknüpfen; doch hätte die Erinnerung an schöne Jugendtage, wie weit sie auch seitdem auseinander gekommen waren, mächtiger sein sollen.[17]) Inzwischen hatten die fortdauernden Unruhen in Italien ihm bereits den Plan einer italienischen Reise verleidet. Er begnügte sich mit Meyer eine Reise durch die Urkantone auf den Gotthardt zu machen und dann „vom Gipfel der Alpen wieder zurück dem Falle des Wassers zu folgen und sich wieder nach Norden zu bewegen,“ jetzt durch die Aussicht beglückt, im nächsten Winter wieder mit Schiller „vergnügt am Fuße des Fuchsthurms zusammen zu wohnen.“

Es war die Straße seiner ersten Schweizerreise, als er Lili's Bild im beglückten jungen Herzen trug, als „goldene Träume“ das auf dem klaren Spiegel des Züricher See's dahingleitende Schiff umschwebten, und der schönste Schmuck im Schatz der Kirche zu Einsiedeln ihn an ihre wallenden Locken erinnerte. Mancher Denkstein der Jugenderinnerung stand am Wege; doch fühlte er zugleich, wie er an Schiller schreibt, daß er ein anderer Mensch geworden sei, und die Gegenstände ihm anders erscheinen mußten. Als er am 1 October in Altorf beim Erwachen den nahen Berg, der noch Tags zuvor ihm den braunen Gipfel gezeigt, mit dem über Nacht gefallenen Schnee bedeckt sah, war es wohl ein tief aus dem Herzen quellendes elegisches Gefühl, das in den zart hingehauchten Distichen sich ausspricht:

War doch gestern dein Haupt noch so braun, wie die Locke der Lieben,
  Deren holdes Gebild still aus der Ferne mir winkt.
Silbergrau bezeichnet dir früh der Schnee nun die Gipfel,
  Der sich in stürmender Nacht dir um den Scheitel ergoß.
Jugend, ach! ist dem Alter so nah, durchs Leben verbunden,
  Wie ein beweglicher Traum Gestern und Heute verband.

Am 3. October stand er zum letzten Mal auf dem Gipfel des Gotthardt, noch ein rüstiger Bergwanderer. Mineralogische Schätze wurden reichlich zusammengeladen; er verspricht seinem Freunde von Voigt unter mehreren bekannten Dingen auch einige seltene und vorzüglich schöne Sachen heimzubringen. Von da wandte er sich mit seinem Gefährten aufs neue dem Vierwaldstättersee zu, dessen Umgebungen er diesmal mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete und sich die einzelnen Localitäten so genau einprägte, daß seinen mündlichen Schilderungen Schiller nachmals die treffenden Landschaftszeichnungen in seinem Tell entnehmen konnte.

Goethe hatte nämlich während dieser Reise die Idee zu einem Epos Wilhelm Tell erfaßt und studirte daher das Local und die Natur des Schweizer Landvolks um so sorgfältiger. Er las zu diesem Zwecke gleich nach seiner Rückkehr nach Stäfa (8. Oct.) Tschudi's Schweizerchronik und besprach mit Meyer die Behandlung dieses Stoffs. Es war sein Wunsch, wieder eine größere Arbeit in Hexametern zu unternehmen. „Eine solche Ableitung und Zerstreuung", äußert er, „war nöthig, da mich die traurigste Nachricht mitten in den Gebirgen erreichte. Christiane Neumann, verehlichte Becker, war von uns geschieden, [am 22. September]. Diese hoffnungsvolle Schauspielerin war Goethe zuerst werth geworden, da er sie als Kind in der Darstellung der Rolle des Arthur (in Shakspeare's Johann) unterrichtete, in der sie das Publicum zur Bewunderung hinriß. Seitdem hatte er ihr wachsendes Talent mit innigster Theilnahme begleitet und gefördert. „Sie war mir", schreibt er unterm 25. October an Böttiger, „in mehr als einem Sinne lieb. Wenn sich manchmal in mir die abgestorbene Lust fürs Theater zu arbeiten wieder regte, so hatte ich sie gewiß vor Augen, und meine Mädchen und Frauen bildeten sich nach ihr und ihren Eigenschaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmuthigeres ......

Liebende haben Thränen, und Dichter Rhythmen zur Ehre der Todten. Ich wünschte, daß mir etwas zu ihrem Andenken gelungen sein möchte". Das war die Elegie Euphrosyne, eine Dichtung in edler, streng antiker Haltung, der letzten Elegie des Properz verwandt: der Dichter läßt den scheidenden Geist mitten zwischen den düstern Gebirgsmassen zu sich heranschweben, um von ihm die kindlichen Worte dankbarer Erinnerung und den Auftrag zu vernehmen, ihn nicht ungerühmt zu den Schatten hinabgehn zu lassen, da nur die Muse dem Tode einiges Leben zu gewähren vermöge. [18])

Neue Anhaltpuncte für das Studium der Kunst gewährte die Ankunft des letzten Kastens von Rom, der über Triest, Villach und Constanz endlich glücklich in die Hände des Eigenthümers gelangte. Er enthielt die Copie des antiken Gemäldes der sogenannten Aldobrandinischen Hochzeit, wozu Meyer einen ausführlichen Commentar geschrieben hatte. „Das Bild", schreibt Goethe, „nunmehr, so viel es möglich war, nachgebildet und wieder hergestellt vor sich zu sehen, sich daran erfreuen und sich über seine Tugenden und Mängel besprechen zu können, ist eine sehr reizende und belehrende Unterhaltung". Es ward, sorgfältig eingepackt, auf der Heimreise mitgeführt, um diesen Schatz nicht fremden Händen und neuen Zufällen auszusetzen. Daneben ward auch wieder viel theoretisirt und mit Meyer ein Schema über die zulässigen Gegenstände der bildenden Kunst entworfen. Meyer's Studien waren vornehmlich dahin gerichtet, die Geschichte der Kunst im Sinne Winckelmann's fortzuführen. Mit großer Genauigkeit hatte er die Kunstschätze Italiens verzeichnet, und Goethe war erfreut, „aus diesen Trümmern eine Kunstgeschichte aufsteigen zu sehen, gleichsam wie einen Phönix aus einem Aschenhaufen." Pläne wurden bereits entworfen, den gewonnenen Stoff in ansprechender Form für das deutsche Publicum zu verarbeiten.

Am 26. October brach Goethe mit seinem Freunde zur Heimreise auf. Sie wandten sich über Schaffhausen nach Stuttgart und wählten von da die Straße über Nürnberg, wo sie einige Tage (6. — 15. Nov.) mit Knebel zubrachten und sich an den alten Kunstwerken und sonstigen Merkwürdigkeiten dieser interessanten Stadt erfreuten. Die Unterhaltung mit Meyer ließ zu ausführlichen Tagebuchs-Aufzeichnungen nicht Zeit und Lust, so daß der Reisebericht zuletzt in kleine Blättchen ausläuft.

Die Nachwirkung dieser Reise erwies sich für Goethe's Productivität nicht günstig. Hatte er gleich während seiner Reise die Meinung gehegt, bei der Leichtigkeit, die Gegenstände aufzunehmen, reich geworden zu sein, ohne beladen zu sein, und von dem Stoff nicht incommodirt zu werden, weil er ihn gleich zu ordnen und zu verarbeiten wisse, so vernehmen wir doch bald nach seiner Rückkunft die Klage, daß er das Reisematerial zu nichts brauchen könne und außer aller Stimmung gekommen sei etwas zu thun, so daß ihm kaum gelingen wolle, einen erträglichen Brief zu dictiren. Er erinnerte sich dabei früherer ähnlicher Wirkungen. Eindrücke, meinte er, müßten bei ihm lange im Stillen wirken, ehe sie zum poetischen Gebrauche sich willig finden ließen.

Die Freundschaft mit Schiller war vornehmlich das Band, das ihn an die Poesie fesselte. In dem Briefe, der jene Klage enthält, erkennt Goethe zugleich dankbar an, daß ihn Schiller von der allzustrengen Beobachtung der äußern Dinge und ihrer Verhältnisse auf sich selbst zurückgeführt: „Sie haben mich die Vielseitigkeit des innern Menschen mit mehr Billigkeit anzuschauen gelehrt, Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte." Schiller war aufs eifrigste mit der Bearbeitung des Wallenstein beschäftigt, und Goethe begleitete dies Werk schrittweise mit seinem Rath und seiner aufmuntern-

den Anerkennung. Es war Schiller darum zu thun, sich Goethe's Natur möglichst anzunähern und eine Dichtung zu Stande zu bringen, die dessen Anforderungen Genüge leiste; er war sich's bewußt, daß nur der fortgesetzte Verkehr mit einer ihm objectiv so entgegengesetzten Natur und sein lebhaftes Hinstreben danach ihn fähig gemacht hatten, über seine subjectiven Grenzen so weit hinauszugehen. In längeren Conferenzen wurden alle einzelnen Theile durchgesprochen, ein schöner Beweis, wie bereit stets Goethe war, das Treffliche neidlos zu fördern und anzuerkennen.

Da Goethe sich während des Winters „von aller Production beinahe abgeschnitten" fühlte, so warf sich sein unruhiger Geist in eine zerstreuende Vielgeschäftigkeit. Faust trat ihm wieder nahe. Märchen und Novellen wurden ausgesonnen, die er als einen zweiten Theil den Unterhaltungen der Ausgewanderten anzuschließen gedachte. Die Ilias ward wieder vorgenommen, und die Bemerkung, daß zwischen Ilias und Odyssee ein Epos der Tod des Achilles mitten inne liege, führte ihm ein neues Sujet zu einer epischen Dichtung zu, deren Entwurf viel durchdacht und mit den Freunden besprochen wurde. Meyer zog ihn zu Betrachtungen der Kunst und zu den Studien der Kunstgeschichte, und da er über florentinische Kunstgeschichte schrieb, so nahm Goethe den Cellini wieder vor und schrieb kleine historische Aufsätze dazu. Beide bereiteten eine archäologische Zeitschrift vor, deren erstes Heft im Jahre 1798 unter dem Titel Propyläen ans Licht trat. Goethe bezeichnet sie als eine wahre Wohlthat für seinen Geist, indem sie ihn endlich nöthige, die Ideen und Erfahrungen, welche er so lange mit sich herumschleppe, auszusprechen. Schiller's Horen, im letzten Jahrgange schon ermattet, hörten auf zu erscheinen.

Neben diesen Beschäftigungen blieb auch der Naturforschung ihre Stelle. Abwechselnd zogen ihn Insecten, Mineralien und Farben an. Er schrieb seine Ideen über Metamorphose der

Insecten nieder, theilte in dem Aufsatze „über pathologisches Elfenbein" das Ergebniß seiner Beobachtungen der Elephantenzähne mit, nahm die weitschichtigen Papiere zur Farbenlehre wieder vor und machte den Entwurf zur Geschichte derselben. Schillers reflectirender Geist griff auch hier fördernd und ordnend ein. Physikalische und philosophische Lectüre schloß sich daran. Von Schelling's naturphilosophischen Schriften fühlte Goethe sich lebhaft angezogen, da sie mit seiner speculativen Naturforschung sich nahe berührte. „Die Philosophie" — schreibt er — „wird mir immer werther". Durch den Verkehr mit Meyer trat die Farbentheorie wieder in engere Beziehung zur bildenden Kunst, und in den Propyläen beabsichtigte man die ästhetische Seite der Farbenlehre näher zu beleuchten.

Ein kurzer Aufenthalt in Jena, im März 1798, während dessen über Wallenstein berathen ward, regte die Neigung zu poetischen Arbeiten wieder an. Goethe benutzte „die lyrische Stimmung des Frühlings", um den Faust fortzusetzen, und „brachte ihn um ein Gutes weiter." „Das alte noch vorräthige höchst confuse Manuscript ist abgeschrieben, und die Theile sind in abgesonderten Lagen nach den Nummern eines ausführlichen Schema's hinter einander gelegt; nun kann ich jeden Augenblick der Stimmung nutzen, um einzelne Theile weiter auszuführen und das Ganze früher oder später zusammenzustellen." Da Goethe gegen Schiller äußert, daß ihn die tragischen Scenen sehr angegriffen hätten, so sind unstreitig um jene Zeit die Abschnitte entstanden, welche den ersten Theil schließen. Jene Prosascene zwischen Faust und Mephistopheles dictirte Goethe in raschem Fluß, wie sie jetzt dasteht. Weimar ließ aber Sammlung und ruhige Stimmung nicht aufkommen. Der Ankauf des Oberroßlaer Freiguts brachte neue Wirthschaftssorgen mit sich. Der Schloßbau, zu dessen Decoration Thouret herbeigerufen war, nahm ihn gleichfalls in Anspruch. Für Iffland's Gastspiel, das am 24. April begann, mußten

Vorbereitungen getroffen werden. Uebrigens ließ dies eine gute Nachwirkung zurück, und Goethe fühlte sich wieder zu dramatischen Arbeiten aufgelegt. Doch war es nur ein Zeitverlust, wenn er sich durch Iffland zu der Bearbeitung eines zweiten Theils der Zauberflöte bestimmen ließ, was ihm Schiller vergebens mit einem „Trachtet nach dem, was droben ist" auszureden suchte. Goethe meinte, es könne nicht schaden, die schon vor drei Jahren angefangene Arbeit in Zeiten mittlerer Stimmung durchzuführen. Er hat es jedoch nicht über sich vermocht, diese Nebenarbeit fertig zu machen.

Der Sommer, in den wieder ein längerer Aufenthalt in Jena fiel, gewährte einige poetische Lichtblicke. Achill und Tell, die antike und moderne Welt, stritten um den Vorrang, und noch zögerte die Ausführung, weil die Bedenklichkeiten in der Theorie noch nicht überwunden waren. Das Studium der Ilias „hatte ihn wieder in dem Kreise von Entzückung, Hoffnung, Einsicht und Verzweiflung durchgejagt" und ihn drückte die Furcht, sich im Stoffe zu vergreifen, der mehr tragisch-sentimental, als homerisch-antik sei. Schiller hielt es eher für eine Tugend als einen Fehler des Stoffs, daß er den Forderungen unseres Zeitalters entgegenkomme, indem es für den Dichter ebenso unmöglich als undankbar sei, seinen vaterländischen Boden ganz zu verlassen. Goethe hielt den Gedanken fest, und es hatte sich im Beginn des nächsten Jahres das Gedicht bis in seine kleinsten Theile organisirt; fünf Gesänge waren motivirt, so daß Schiller erstaunt war, wie deutlich Goethe Alles vor sich sehe, ohne es aufzuschreiben. Er entschloß sich endlich, den ersten Gesang auszuführen, welchen er am 2. April 1799 an Schiller übersandte, und hatte so guten Muth zur Fortsetzung, daß er im Lauf des Jahres hoffte fertig werden zu können. Allein dieser verlor sich bald wieder, indem er einsehen mochte, daß die künstlerische Behandlung dem antiken Stoff nicht das warme Interesse von Hermann

und Dorothea zu leihen vermochte. Jener erste Gesang ist uns als Probe geblieben, wie sehr er sich der homerischen Behandlung zu nähern gesucht hatte. Ein späterer Vorsatz, das Sujet als Roman zu bearbeiten, zeigte sich noch weniger ausführbar.

In den Juni 1798 fallen auch außer dem Abschluß der Elegie Euphrosyne die kleineren lyrisch-didaktischen Gedichte, Bakis Weissagungen und deutscher Parnaß (anfangs Sängerwürde überschrieben), sowie die nähere Motivirung der ersten Gesänge des Tell. Die Behandlung des Gedichts trat klarer hervor und ward in den Unterhaltungen mit Schiller viel hin und her überlegt. Tell war in dem Goethe'schen Entwurf als ein kräftiger Lastträger dargestellt, der die rohen Thierfelle und sonstige Waaren durchs Gebirge herüber und hinüber zu tragen beschäftigt ist; ohne sich weiter um Herrschaft noch Knechtschaft zu kümmern, treibt er sein Gewerbe und ist fähig und entschlossen, die unmittelbarsten persönlichen Uebel abzuwehren. In diesem Sinne ist er seinen Landsleuten bekannt und harmlos auch unter den fremden Bedrängern. Der Landvogt war einer von den behaglichen Tyrannen, welche herz- und rücksichtslos auf ihre Zwecke hindringen, übrigens sich gern bequem finden, deßhalb auch leben und leben lassen, dabei auch humoristisch dies oder jenes verüben, was gelegentlich zu Nutzen oder Schaden wirken kann. Diese beiden Charaktere sollten persönlich gegen einander stehen und unmittelbar auf einander wirken. Die älteren Schweizer und deren treue Repräsentanten, an Besitz und Ehre verletzt, sollten das sittlich Leidenschaftliche zur innern Gährung und zum endlichen Ausbruch treiben. Daß die Ausarbeitung dieses epischen Gedichts unterblieben ist, haben wir weniger zu bedauern, indem uns in dem dramatischen Gemälde Schiller's, dem Goethe sein Sujet förmlich abtrat, ein hinlänglicher Ersatz geworden ist, wobei wir zugleich den Ein-

fluß der Goethe'schen Local- und Sittenschilderungen sehr hoch anzuschlagen haben, das Siegel des zehnjährigen Bundes unsrer größten Dichter.

„Sobald ich mich von Jena entferne" — klagt Goethe gleich nach der kurzen jenaischen Junisaison — „werde ich gleich von einer anderen Polarität angezogen, die mich dann wieder eine Weile festhält". Die Propyläen, zu deren erstem Hefte das Manuscript redigirt und abgesandt werden mußte, gestatteten der Muse der Poesie nur flüchtigen Besuch. Ueberdies zerstreute ihn der neue Theaterbau, durch den der Zuschauerraum so erweitert ward, daß er zweihundert Personen mehr als bisher fassen konnte. Die Nothwendigkeit dieser Veränderung war längst fühlbar geworden; die Anwesenheit des Baumeisters Thouret beschleunigte die Ausführung, welche so rasch betrieben ward, daß das neue Haus am 12. October eröffnet werden konnte. Es begann damit eine neue Epoche der deutschen Bühne; denn Wallensteins Lager von Schiller ward zur Aufführung gebracht, eingeleitet durch den köstlichen Prolog, welcher die dem Drama durch die gewaltigen Zeitbewegungen gebotene höhere Aufgabe in glänzender Rede hervorhebt. Goethe hatte nicht die Vorstellung einer eigenen Dichtung jemals mit solchem Eifer betrieben, wie diese. Er hatte bei den Proben die äußeren Anordnungen übernommen; Meyer hatte bei den Costüms und Decorationen mitgewirkt. Die Generalprobe ward im Theatercostüm gehalten. „Wir waren" — berichtet Schillers Schwägerin, Frau von Wolzogen — „mit Goethe und Schiller bei der letzten Probe gegenwärtig und überließen uns ganz dem hinreißenden Vergnügen, diese so ganz eigenthümliche Dichtung in ihrem vollen Leben zu sehen. Es war ein schöner Abend. Schiller war sehr gerührt, und Goethe's herzlicher Antheil äußerte sich höchst liebenswürdig." Die Artikel über den Werth des Werkes und die erste Aufführung wurden von Goethe selbst für die Cottaische

allgemeine Zeitung geschrieben, um schiefen Beurtheilungen anderer Scribenten zuvorzukommen.

Wenn ein lange Zeit in Deutschland verbreitetes Gerücht Goethe einen großen Antheil an der Bearbeitung dieses Drama's zuschrieb, so lag dem allerdings das richtige Gefühl zum Grunde, daß es im Goethe'schen Geiste gedichtet sei. Unmittelbar sind nur von Goethe hie und da einige „Pinselstriche" hinzugethan. Zur Capuzinerpredigt, welche man vornehmlich auf Goethe's Rechnung gesetzt hat, übersandte Goethe seinem Freunde einen Band Predigten des Abraham a Sancta Clara, wonach Schiller die nachträglich eingeschobene Scene rasch componirt hat. [19]) In gleicher Weise machte sich Goethe's freundschaftlicher Beistand im Verlauf des Werkes geltend, indem er überall mit seinem Rathe dem Dichter zur Seite stand. Besonders fühlte sich Schiller durch Goethe's inhaltsschweren Brief über das astrologische Motiv in einem der schwierigsten Puncte der Dichtung gefördert, so daß er erwidert: „Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund, das habe ich bei dieser Gelegenheit aufs neue erfahren." Wenn ihn unter der Last der Arbeit manchmal ein Mißtrauen in seine Kräfte anwandeln wollte, so gab ihm Goethe's Beifall stets neuen Muth.

Am 30. Januar 1799, dem Geburtstage der Herzogin Luise, konnten die Piccolomini zur Aufführung gebracht werden, zu welcher auch Schiller nach Weimar herüberkam. Am 20. April folgte Wallensteins Tod. „Schillers Wallenstein ist so groß, daß zum zweitenmale nichts Aehnliches vorhanden ist" — so äußerte sich Goethe mehr als zwanzig Jahr nach des Freundes Tode. „Es ist mit diesem Stücke", bemerkte er bei anderer Gelegenheit, „wie mit einem ausgelegenen Weine: je älter sie werden, desto mehr Geschmack gewinnt man an ihnen".

Sechstes Capitel.

1799 — 1805.

Seit Schiller durch den Wallenstein das Feld wieder gewonnen hatte, auf dem seinem poetischen Talent noch die schönsten Erfolge vorbehalten waren, stand bei ihm der Gedanke fest, durch die anregende Anschauung der Bühne seine dramatische Production zu beleben und auszubilden und daher Jena, wo er sich besonders seit der Abreise Wilhelms von Humboldt (1797) sehr vereinsamt fühlte, mit Weimar zu vertauschen. Der Herzog kam seinen Wünschen mit liberalen Anerbietungen entgegen, und Schiller zog im December 1799 nach Weimar herüber. Die Freunde kamen dadurch in unmittelbare Nähe und sahen die jenaischen Abende mit ihren anregenden Geistesgenüssen nach Weimar verpflanzt, wenn nicht etwa die mehrmals wiederkehrende Abwesenheit Goethe's sie wieder zu der Aushülfe des brieflichen Verkehrs zu greifen nöthigte. Die Innigkeit ihres Verhältnisses erlitt auch in den folgenden Jahren keine Beeinträchtigung und Störung, wie sie sich's in den letzten Stunden des Jahres, das sie enger zusammengeführt hatte, in ernstem Gespräche gelobten und gern der Ansicht huldigten, daß mit dem Jahre 1800 das neue Jahrhundert begonnen werde. Doch konnte ihre gegenseitige geistige Einwirkung nicht mehr ganz so bedeutend, wie früher, sein, nachdem ihre Naturen sich mehr und mehr dergestalt ausgeglichen hatten, daß sie fast die Rollen vertauscht zu haben schienen. Nicht mehr arbeitete Schiller schüchtern und bedächtig an Goethe's Hand, sondern schritt im Selbstgefühl rüstiger

Productionskraft von einem dramatischen Werke zum andern. Goethe dagegen war jetzt mehr der Zögernde, Unschlüssige, der einen Entwurf von dem andern verdrängen ließ, ohne jene freudig schaffende Kraft, die ihm den Wilhelm Meister und seinen Hermann rasch vollenden half, wieder zurückrufen zu können. Während jener alles Theoretisiren bei Seite warf, um nicht in der Production gehemmt zu werden, und beides jetzt „im Süd- und Nordpol" von einander geschieden sah, stieg Goethe tiefer und tiefer in die philosophische Speculation hinein. Ob er gleich sein Glaubensbekenntniß auch jetzt noch dahin ausspricht, daß die Forderungen von oben herein den unschuldigen productiven Zustand zerstören, und das Werk des Genie's unbewußt entstehe, so wagte er doch kaum noch einen Schritt zu thun, bevor er in der Theorie mit sich im Reinen sei; die Reflexion und ihre Tochter, die Symbolik, beginnt seine Poesie zu trüben.

Goethe war durch Schiller's Thätigkeit fürs Drama und ihr gemeinschaftliches Wirken für die deutsche Bühne ebenfalls in diese Sphäre der Dichtung wieder zurückgeführt worden. Die epischen Entwürfe blieben liegen, wenn auch der Tell noch zu Zeiten sein Nachdenken beschäftigte. Faust, zu dessen Fortsetzung Schiller wiederholt ihn antrieb, rückte „sachte" vor; der Dichter konnte am 1. August 1800 melden, daß darin ein Knoten gelöst sei. Dies war das Auftreten der Helena, jetzt des zweiten Theils dritter Act, dessen Ausarbeitung ihm zum größeren Theil bei einem Herbstaufenthalt in Jena gelang. Da Wilhelm von Humboldt gleichzeitig mit der Uebersetzung von Aeschylus Agamemnon beschäftigt war, so ließ er sich bestimmen, bei diesem antiken Stoff zum erstenmal den Trimeter der griechischen Tragödie in Anwendung zu bringen. Aus der hier beabsichtigten symbolischen Vermittlung des Antiken und Modernen entsprang auch das kleine Festspiel Paläophron und Neoterpe. In einem frohen Cirkel bei Fräulein von

Göchhausen dictirte Goethe, auf- und abschreitend, das Stück, wie es ihm gerade einfiel; am 24. October 1800 ward es zur Feier des Geburtsfestes der verwittweten Herzogin aufgeführt. Es war der erste Versuch eines neuen Genre dramatischer Vorstellungen, indem man die Masken des antiken Drama's anwandte; zu diesem Zwecke wurden nachmals einige Komödien des Terenz zur Aufführung gebracht. [20])

Schon diese Versuche sind uns ein Beweis, daß man seit der Aufführung des Wallenstein darauf bedacht war, das Theaterrepertorium von den momentanen Launen des genießenden Publicums zu emancipiren und für die Bühne die Forderungen eines höheren Kunstgeschmacks zur Geltung zu bringen. In dieser Hinsicht fand Goethe bei seinem Freunde die thätigste, erfolgreichste Unterstützung. Sie theilten sich in die Geschäfte der Leitung der Proben und der Vorbereitung der Vorstellungen, unterstützt durch die Bereitwilligkeit des Goethe in der Theaterintendanz beigeordneten Hofraths Kirms und den Fleiß des tüchtigen Regisseurs Genast. Durch die von Goethe und Schiller mit bewundernswürdiger Ausdauer und Aufopferung geleitete dramaturgische Ausbildung des Theaterpersonals, wodurch junge Talente, wie Wolf und Gruner, zu Meistern der Kunst herangebildet wurden, machten sie die Weimarer Bühne zu einer Theaterschule für Deutschland. „Da ward", sagt Kanzler von Müller, der ein Zeuge jener Jahre war, „keine Art persönlicher Hingebung gespart, mit unermüdlicher Geduld Lese- und Darstellungsproben abgewartet und wiederholt, jeder Charakter genau begrenzt, entwickelt, lebendig hingestellt, die Harmonie des Ganzen immer schärfer ins Auge gefaßt, erspäht und gerundet. Nirgends vermochte Goethe den Zauber seiner imposanten Persönlichkeit freier zu üben und geltend zu machen als unter seinen dramatischen Jüngern: streng und ernst in seinen Forderungen, unabwendlich in seinen Beschlüssen, rasch und freudig jedes Gelingen anerkennend, das Kleinste wie das

Größte beachtend, und eines Jeden verborgenste Kraft hervorrufend, wirkte er im gemessenen Kreise, ja meist bei geringen Mitteln, oft das Unglaubliche; schon sein ermunternder Blick war reiche Belohnung, sein wohlwollendes Wort unschätzbare Gabe. Jeder fühlte sich größer und kräftiger an der Stelle, wo Er ihn hingestellt, und der Stempel seines Beifalls schien dem ganzen Leben höhere Weihe zu gewähren. Man muß es selbst gesehen und gehört haben, wie die Veteranen aus jener Zeit des heitersten Zusammenwirkens von Goethe und Schiller noch jetzt mit heiliger Treue jede Erinnerung an diese ihre Heroen bewahren, mit Entzücken einzelne Züge ihres Waltens wiedergeben, und schon bei Nennung ihres Namens sich leuchtenden Blicks gleichsam verjüngen, wenn man ein vollständiges Bild der liebevollen Anhänglichkeit und des Enthusiasmus gewinnen will, die jene großartigen Naturen einzuflößen wußten."

Nachdem früher auf der Bühne der Conversationston und ein gewisser Naturalismus geherrscht hatte, war mit der Aufführung des Wallenstein das Problem der rythmischen Declamation glücklich gelöst und der Vers wieder in sein Recht eingesetzt. Um auf diesem Wege fortzuschreiten, zog man das französische Drama wieder hervor. Goethe übersetzte 1799 Voltaire's Mahomet, mit dessen Aufführung das Theater den Geburtstag der Herzogin (30. Jan. 1800) feierte. Das Gedicht Schiller's an Goethe als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte läßt einiges Mißwollen gegen diese Wiederbelebung des französischen Pathos blicken, obwohl auch er späterhin mit der Bearbeitung von Racine's Phädra sich anschloß. Daß Goethe nicht zur Bewunderung des einst geschmähten französischen Trauerspiels (die Lustspiele Moliere's hielt er stets in Ehren) zurückgekehrt war, sieht man genugsam aus einer Aeußerung bei Gelegenheit einer Vorlesung der Phädra: „Der Deutsche möchte wohl auf ewig dieser

beschränkten Form, diesem abgemessenen und aufgedunsenen Pathos entsagt haben." Schiller war um diese Zeit mit Maria Stuart beschäftigt und bearbeitete nebenher den Macbeth für die Bühne.

„In Ermangelung des Gefühls eigener Production" begann Goethe im Sommer 1800 Voltaire's Tancred zu übersetzen, zunächst den dritten und vierten Act, indem er bei mehr Muße dem Anfang und dem Ende mehr Fülle als im Original zu geben beabsichtigte. Um mit dieser Arbeit zum nächsten Geburtstag der Herzogin fertig zu werden, begab er sich im December nach Jena. Die geistige Thätigkeit ließ ihn das Unangenehme der kalten Räume des dortigen herzoglichen Schlosses vergessen, selbst eine heftige Erkältung machte ihn in seinem Vorsatz nicht irre. Das Werk ward zu Stande gebracht. Bald nach seiner Rückkehr nach Weimar ward er von einer Fieberkrankheit befallen, welche ihm einige Tage das Bewußtsein raubte und sein Leben ernstlich bedrohte. Die Kraft seiner Natur und ärztliche Pflege ließen ihn die Gefahr glücklich überstehen. Auch sein häusliches Leiden lag gerade damals schwer auf ihm und ward eine Schule der Prüfung; die ergreifenden Zeilen in einem während Goethe's Krankheit geschriebenen Briefe der Frau von Stein lassen uns einen Blick hineinwerfen: „Goethe ist sehr traurig und soll drei Stunden geweint haben; besonders weint er, wenn er den August sieht. . . . Der arme Junge dauert mich, er war entsetzlich betrübt; aber er ist schon gewohnt, sein Leiden zu vertrinken . . . . in einem Club von der Classe seiner Mutter." In den Tagen der Genesung begann Goethe Theophrasts Büchlein von den Farben zu übersetzen. Zu den Vorbereitungen der am 30. Januar 1801 stattfindenden Aufführung des Tancred vermochte er schon Einiges mitzuwirken. Schiller leitete die Proben. Mit Anfang des Februars war er seiner frühern Thätigkeit zurückgegeben und wandte sich mit erneueter Lust zum Faust, der eine Strecke vorwärts geschoben ward.

Erquickende Frühlingstage genoß er in dem ruhigen ländlichen Aufenthalt zu Oberroßla. Seit drei Jahren war er im Besitz des dortigen Freiguts; doch hatte ihm die Verwaltung des ersten Pachters nur ein Deficit eingetragen. Jetzt ward ein neuer Pachter eingesetzt, dessen leidenschaftliche Neigung zur Baumzucht auch Goethe's Interesse für Parkanlagen wieder belebte. Dies veranlaßte manche Hin- und Herfahrten; die heitere Gastlichkeit des Besitzers zog viele Freunde herbei, Wieland war ein geselliger Nachbar in seinem nahgelegenen Gute Osmannstedt. Goethe konnte dankbar rühmen, daß dieser ländliche Aufenthalt ihm zu manchen kleinen poetischen Productionen Stimmung verlieh; das Gedicht „Wanderer und Pachterin" ist unstreitig unter diese zu zählen. Indeß war Goethe froh, im Jahre 1803 das kleine Besitzthum wieder los zu werden „ohne irgend einen Verlust als der Zeit und allenfalls des Aufwandes auf ländliche Feste, deren Vergnügen man aber doch auch für etwas rechnen mußte".

In diesen Frühlingstagen der Genesung ward die Confirmation seines Sohnes August im Innern des Hauses von Herder „nach seiner edlen Weise" verrichtet. Sein Sohn begleitete ihn auf der Reise ins Pyrmonter Bad, dessen Gebrauch Aerzte und Freunde ihm zu fernerer Stärkung seiner Gesundheit angerathen hatten. Die Aussicht auf einen längeren Aufenthalt unter den Gelehrten und den wissenschaftlichen Schätzen der Göttinger Universität machte ihm diese Reise besonders anziehend. Ein Lebehoch der Studirenden empfing ihn, als er am 7. Juni spät Abends in Göttingen eintraf. Einige Tage verflossen im Verkehr mit dortigen Gelehrten und im Beschauen der naturhistorischen und archäologischen Sammlungen; weitere Studien wurden einem zweiten Aufenthalt vorbehalten. Wie ihm Alles zum Studium ward, so beschäftigte er sich auch während seines Badeaufenthalts mit jener Umständlichkeit, die wir von seiner letzten Schweizerreise her kennen,

mit der Natur, dem Geschichtlichen und den gegenwärtigen Zuständen Pyrmonts, so daß auch Badelisten und Komödienzettel zu den Acten gesammelt wurden. Die Muse kam nur zu seltenem Gruß. Einsame Stunden wurden mit der Fortführung der Uebersetzung des Theophrast und der Collectaneen zur Farbenlehre ausgefüllt; doch entspann sich daneben ein Märchen, in welchem das Jahr 1582, wo auf einmal ein Zug von Gästen aus allen Weltgegenden nach Pyrmont strömte, die sich bei völlig mangelnden Einrichtungen auf die wunderlichste Art behelfen mußten, als prägnantes Moment ergriffen war, freilich nur ein Entwurf, dessen Grundzüge uns der Dichter in einem späteren Aufsatze aufgezeichnet hat.

Es war ein Fehlgriff der Aerzte, den kaum von einer entzündlichen Krankheit Genesenden einem so entschieden aufregenden Bade zuzuschicken. Er war auf einen solchen Grad reizbar geworden, daß ihn nachts die heftigste Blutsbewegung nicht schlafen ließ und leichte Anlässe in einen excentrischen Zustand versetzten.

Wenig erbaut von den Resultaten seines Aufenthalts, verließ er Pyrmont am 17. Juli und fühlte sich wohler in der Nachkur gelehrter Göttinger Studien, welche er bis Mitte August fortsetzte. Er hatte ein Verzeichniß aller in sein naturwissenschaftliches Fach schlagenden Bücher, deren er bisher nicht hatte habhaft werden können, mitgebracht und verwandte nun die meisten Stunden des Tages, um theils auf der Bibliothek, theils in seiner Wohnung eine Reihe von Werken, besonders in Bezug auf die Geschichte der Farbenlehre, durchzugehen und auszuziehen, nicht selten in Gefahr, durch die Masse von Gelehrsamkeit, der er nahe war, auf Seitenwege abgelockt zu werden; denn was ließ sich aus dem Bereich seiner Collectaneen ausschließen? Die übrigen Stunden verlebte er in heiterster Geselligkeit. „Ich müßte das ganze damals lebende Göttingen nennen, wenn ich Alles, was mir an freundlichen

Gesellschaften, Mittags- und Abendtafeln, Spaziergängen und Landfahrten zu Theil ward, einzeln aufführen wollte". Die Nächte waren weniger anmuthig; es gab hier keine römischen Nächte, „von weichen Gesängen durchklungen"; sondern die Cadenzen einer eifrigen Sängerin, Hundegebell und der Lärm der Nachtwächterhörner brachte ihn bei seiner noch anhaltenden Nervenreizbarkeit oft um den Schlaf, bis die Polizei um des geehrten Gastes willen mehrere dieser Hörner zum Schweigen brachte. Am 14. August begab er sich über Dransfeld, wo er die Basaltbrüche besuchte, und Münden nach Cassel, wo er die Seinigen in Begleitung Meyer's antraf. Seinen Geburtstag feierte er am Gothaer Hofe in dem befreundeten Kreise, dem er viele schöne Stunden schuldig geworden war, und langte am 30. August wieder in Weimar an.

Schiller führte indeß die Jungfrau von Orleans zu Ende und erfreute sich auch bei dieser Arbeit der unbedingten Zustimmung seines Freundes. Er selbst war der Ansicht, daß sich das Stück nicht zur Aufführung eigne, obwohl Goethe meinte, man habe schon größere Schwierigkeiten überwunden. Die reicher ausgestattete Berliner Bühne unter Iffland's Direction kam diesmal Weimar in der Darstellung eines Schiller'schen Drama's zuvor. Auf die Ausbildung der Weimarer Bühne war indeß das Auftreten der Demoiselle Unzelmann von ähnlichem Erfolge, wie Iffland's Gastspiel. Für die Folgezeit war die bald darauf von Goethe gestiftete Theaterschule von großer Wirkung für künstlerische Fortbildung. Corona Schröter, die einst gefeierte, starb um diese Zeit. Goethe fühlte sich nicht in der Stimmung, ihr eine zweite Euphrosyne als Denkmal zu widmen; was die Liebe der Jugend ihm in „Miedings Tod" eingegeben hatte, war jetzt nicht mehr zu überbieten.

Lessing's Nathan ward im November 1801 in Scene gesetzt; im nächsten Jahre folgte Schiller's Bearbeitung von

Gozzi's Turandot und die dem griechischen Drama sich nähernden Versuche der Brüder Schlegel, Jon und Alarkos, neben der Goethe'schen Jphigenie. Man erkennt auch hier, wie sehr man bemüht war, der Bühne eine Vielseitigkeit des Geschmacks zu geben und durch das Heranziehen classischer Leistungen „eine gewisse Anzahl vorhandener Stücke auf dem Theater zu fixiren und dadurch endlich einmal ein Repertorium aufzustellen, das man der Nachwelt überliefern könne." Niemand fühlte sich durch diese Bestrebungen der Weimarer Bühnendirection tiefer verletzt, als August von Kotzebue, der sich seit kurzem wieder nach Weimar gewandt hatte. Ueber diesen eiteln Neider jedes fremden Ruhmes und Verdienstes sagt Goethe sehr treffend: „er hatte bei seinem ausgezeichneten Talente in seinem Wesen eine gewisse Nullität, die ihn quälte und nöthigte, das Treffliche herunterzusetzen, damit er selber trefflich scheinen möchte." Verfeindet mit den emporstrebenden, an Goethe sich anlehnenden und von ihm bevorzugten Dichterjünglingen, den beiden Schlegel und Tieck, war er erbittert über die Aufführung des Jon. Als darauf der kritische Aufsatz, worin Böttiger, jetzt ein dienstfertiger Knappe Kotzebue's, den Dichter des Jon und die Theaterintendanz angriff, auf Goethe's Veranlassung von Bertuch, dem Herausgeber des Journals für Luxus und Moden, noch nach erfolgtem Abdruck zurückgezogen ward, als Goethe endlich in den Kotzebue'schen Kleinstädtern die Angriffe auf die ihm befreundeten Dichter vor der Bühnenaufführung ausstrich, warb er Partei in den höhern Gesellschaftskreisen Weimar's und suchte durch eine öffentliche Demonstration [21]) zur Verherrlichung Schiller's Rache zu nehmen, zugleich mit der geheimen Absicht den Bund der Freunde zu sprengen. Mehrere der ersten Damen Weimars hatten sich zur Theilnahme bereit erklärt; die schöne Gräfin Egloffstein hatte die Jungfrau, Amalie von Jmhof Maria Stuart übernommen, und Sophie Mereau sollte die Glocke vortragen. Kotzebue beabsichtigte zum Schlusse als Meister Glockengießer aufzutreten; der Schlag

seines Hammers sollte die Form zertrümmern, und aus der fallenden Hülle Schiller's Büste hervortreten, um von schönen Händen mit dem Lorbeerkranze gekrönt zu werden. Schiller selbst war so sehr Feind solcher eiteln Demonstrationen, „daß er vor Ekel darüber fast krank wurde." Das Fest war auf den 5. Mai angesetzt und Alles vorbereitet. Allein der Bürgermeister weigerte sich den neudecorirten Saal des Stadthauses für die Errichtung der Bühne herzugeben, die Bibliotheksverwaltung lieferte die Dannecker'sche Büste Schiller's nicht aus, und da noch andere Hindernisse hinzukamen, war das beabsichtigte Fest vereitelt. Da man dabei Goethe für das feindliche Princip hielt, so richtete sich gegen ihn der Grimm der Gegenpartei.

Bedauernswerther war, daß in Folge dieser Spaltungen der weimarischen höheren Gesellschaft der gesellige Kreis sich auflöste, den Goethe im vergangenen Herbst gestiftet hatte. Mehrere der bei dem Schillerfeste betheiligten Damen gehörten ihm an. „Es geht sehr vergnügt dabei zu", berichtet Schiller über diesen Verein an Körner, „obgleich die Gäste sehr heterogen sind [Kotzebue fand trotz mancher Versuche keinen Zutritt]; der Herzog selbst und die fürstlichen Kinder werden auch eingeladen; wir lassen uns nicht stören; es wird fleißig gesungen und poculirt, auch soll dieser Anlaß allerlei lyrische Kleinigkeiten erzeugen." Diesem Verein verdanken wir Schiller's „vier Weltalter" und „an die Freunde". Zu dem 22. Februar, wo der Erbprinz vor seiner Abreise nach Paris zum letzten Male in diesem Kreise verweilte, dichtete Schiller das Lied „So bringet denn die letzte volle Schale" und Goethe das bekannte „Mich ergreift, ich weiß nicht wie", dessen dritte Strophe durch diese näheren Umstände ihr rechtes Licht erhält. [22])

Wie Goethe in Gemeinschaft mit Schiller für die Bühne thätig war (seine Theaterschule war 1803 auf zwölf Mitglieder angewachsen), so suchte er mit seinem Freunde Meyer den reineren Geschmack in der bildenden Kunst zu fördern. Die

Propyläen wurden bis 1800 fortgesetzt. Da bei der Theilnahmlosigkeit des Publicums der Absatz nicht über 300 Exemplare stieg, so sahen sich die Herausgeber zu ihrem großen Verdrusse genöthigt, die Zeitschrift eingehen zu lassen; einige nachfolgende Aufsätze über bildende Kunst wurden in die allgemeine Literaturzeitung eingerückt. Während die „weimarischen Kunstfreunde" (wie sie sich jetzt zu bezeichnen pflegten) durch die ästhetische Erörterung ihrer Ansichten und Grundsätze von dem Sentimental-Unbedeutenden und Platt-Natürlichen auf die höheren Anforderungen idealer Kunst hinzuweisen bemüht waren, erkannten sie das Bedürfniß, um auf die großen Vortheile einer sorgfältigen Wahl günstiger Gegenstände den Künstler aufmerksam zu machen, diese durch Preisaufgaben zu erleichtern, um bei Gelegenheit der Erläuterung und der Beurtheilung derselben bestimmter auf das im Einzelnen zu verfolgende Ziel hinweisen zu können. Zu den Preisaufgaben wählte man vorzugsweise Scenen aus Homer's Gedichten, „welche von jeher die reichste Quelle gewesen, aus welcher die Künstler Stoff zu Kunstwerken geschöpft haben." Die erste Aufgabe war die Scene aus dem dritten Buch der Ilias, wo Venus dem Paris die Helena zuführt. Sie hatten die Freude, neun Preisstücke eingehen zu sehen, deren Zahl mit jeder neuen Preisaufgabe stieg. Hektors Abschied von Andromache und der Ueberfall des Rhesus waren für das Jahr 1800 ausgeschrieben. Außer den Concurrenzstücken wurden auch mehrere andere Arbeiten neuerer und älterer Meister zu den öffentlichen Ausstellungen in Weimar eingesandt. In den nächsten Jahren ließ man Scenen aus dem Leben des Achill, Perseus Befreiung der Andromeda, Odysseus und Polyphem folgen. Dann ging man 1804 zu einem allgemeinen Problem, dem Kampf der Menschen mit dem Elemente des Wassers, über. Die siebente und letzte Kunstausstellung im Jahre 1805 war den Thaten des Hercules gewidmet. Goethe gab in den Abhandlungen über die Ausstellungen eine sorgfältig eingehende Kritik über

die einzelnen Zeichnungen und Gemälde. Um sich zu dieser Beurtheilung besser vorzubereiten, studirte er die Schilderungen griechischer Gemälde von Philostrat und schrieb die Abhandlung über Polygnot's Gemälde in der Lesche zu Delphi, mit denen uns die Schilderungen des Pausanias bekannt machen; sie enthielten die bedeutendsten Scenen aus den homerischen Gedichten.

Es leuchtet aus allem diesen hervor, daß die weimarischen Kunstfreunde in ihrem Eifer für antike Plastik zu weit gingen nnd von Einseitigkeit nicht freizusprechen waren. Von der Hoheit der griechischen bildenden Kunst erfüllt, würdigten sie zu wenig den idealen Gehalt des modernen Lebens, aus dem unsere neuere Malerkunst eine neue Fülle von Kunstleistungen schöpfte. Die aufblühende Romantik der Kunst, welche ihnen als ein Rückschritt erschien, war die Entfaltung einer neuen Kunstblüthe, eine Ansicht, der später auch Goethe sich nicht zu verschließen vermochte. Ihr Wirken für die Verehrung echter Kunst traf mit der Richtung Winckelmanns zusammen. Diesem setzten sie daher, gleichsam als Schlußstein ihrer Bemühungen für die Kunst, gemeinschaftlich ein Denkmal in dem 1805 erschienenen Werke Winckelmann und sein Jahrhundert; die erste, von Goethe's Hand herrührende Abtheilung ist dem Vollendetsten beizuzählen, was er in deutscher Prosa geschrieben hat.

Wenden wir uns von dieser Abschweifung zu dem Januar des Jahres 1802 zurück, so finden wir Goethe wiederum im Schlosse zu Jena in Knebel's alter Stube, wo er immer „ein glücklicher Mensch ist, weil er keinem Raume auf der Erde so viele productive Momente verdankt". An einem weißen Fensterpfosten hatte er angemerkt, was er von einiger Bedeutung in diesem Zimmer seit dem 21. November 1798 gearbeitet hatte; dies interessante Autographon des Dichters hat man leider! bei späterer Restauration des Zimmers verlöscht. Diesmal rief ihn

ein lästiges Geschäft nach Jena, das ihn den größten Theil des Jahres von Weimar entfernt hielt. Die nachgelassene Bibliothek des verstorbenen Hofraths Büttner war, größtentheils schon bei Lebzeiten des Besitzers, von der herzoglichen Regierung angekauft. In einer Reihe von Zimmern im Seitengebäude des herzoglichen Schlosses, die ihm zur Wohnung angewiesen waren, lagen die Bücher, zum Theil noch ungebunden, massenweis über einander gestapelt; andere Kammern waren mit physikalisch-chemischem Apparat angefüllt. Goethe's persönliche Anwesenheit war nöthig, um „die herculische Büchererpedition" zu leiten, die um so schwieriger war, als die nöthigen Räume für die Wiederaufstellung mangelten, indem das bisher benutzte Local im Schlosse geräumt werden sollte. Die nachgelassenen physikalischen, besonders optischen Instrumente dienten dazu, den Grund zu einem physikalischen Cabinet zu legen.

Goethe wandte diesen längern Aufenthalt zugleich dazu an, im Verkehr mit den vielen ausgezeichneten Männern, die damals die Zierde der blühenden Universität waren, fortwährend zu lernen und sich geistig anzuregen; auch den Bestrebungen der aufstrebenden Jugend verschloß er sich nicht. Niethammer, der Anhänger Fichte'scher Philosophie, hatte schon bei einem früheren Aufenthalt in Jena ihm förmlich philosophische Vorträge gehalten, um ihn in den Gang des neusten Systems einzuführen. Schelling war ihm von Seiten seiner naturphilosophischen Speculation geistesverwandt; er fand in ihm „große Klarheit bei großer Tiefe". Mit Ritter wurde Physik getrieben, mit Loder vergleichende Anatomie fortgesetzt; die vergleichende Knochenlehre führte Goethe „immer mit sich in Gedanken herum". Mit Himly ward Vieles über das Sehen und über Farbenerscheinungen, oft bis tief in die Nacht, verhandelt. Auch mit Mondbeobachtungen beschäftigte sich Goethe gern im Lauf jener Jahre und knüpfte an diese universellen Naturstudien die Idee eines großen Naturgedichts. Aus dem Gedichte „die

Metamorphose der Pflanzen", das er selbst als ein Vorspiel desselben bezeichnet, können wir ungefähr abnehmen, in welchem Sinne er das Ganze aufgefaßt und ausgeführt haben würde. Im Herbste hatte er die Freude, das neuerworbene Mineraliencabinet, das der Fürst Dimitri Gallitzin, als Präsident der neugestifteten mineralogischen Societät, der Akademie geschenkt hatte, in dem dortigen bereits höchst reichhaltigen Museum wohlgeordnet aufstellen zu lassen.

Mitten zwischen diese jenaischen Beschäftigungen fiel der Bau des Lauchstädter Theaters [23]). Bis dahin hatte ein leicht von Brettern aufgeführtes kleines Schauspielhaus, in welchem es für Schauspieler und Zuschauer an aller anständigen Bequemlichkeit fehlte, der weimarischen Truppe zu ihren Darstellungen während der Badesaison gedient. Die Nothwendigkeit eines Neubaus hatte sich längst fühlbar gemacht; doch war es schwierig, auf fremdem Grund und Boden ein solches Unternehmen auszuführen, indem die bis ins Lächerliche getriebene Pedanterie der Stift-Merseburgischen Behörden ein Hinderniß nach dem andern bereitete. Endlich gelang es die Concessionsurkunde zu erwirken und den Plan ins Werk zu richten. Mit Hülfe der zum Schloßbau herangezogenen Baumeister entwarf Goethe den Plan des neuen Gebäudes und betrieb die Ausführung „mit leidenschaftlicher Kunstliebe." Im März lag das accordirte Holz noch bei Saalfeld eingefroren; dennoch konnte die neue Bühne am 26. Juni mit der Vorstellung des Tasso eröffnet werden. Goethe's Vorspiel Was wir bringen, welches er Anfangs Juni in Jena ungefähr in acht Tagen geschrieben hatte, leitete sie ein. Vor den Augen der Zuschauer ward hier die Verwandlung eines schlechten Bauernwirthshauses in einen Palast dargestellt, und die verschiedenen Gattungen des Drama's mit besonderer Beziehung zu den Leistungen der weimarischen Gesellschaft auf symbolische und allegorische Weise vorgeführt. Das in munterer Laune

leicht hingeworfene und lebendig durchgeführte Stück machte großes Glück und mußte mehrmals, nachher auch in Weimar mit einem neuen Prolog, wiederholt werden.

Durch den Aufenthalt in Lauchstädt trat Goethe in ein näheres Verhältniß zu den Professoren der benachbarten Universität Halle. Er war viel mit dem großen Philologen Wolf zusammen, „mit welchem einen Tag zuzubringen ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung einträgt"; mit ihm ward in Lauchstädt die Schrift des Theophrast philologisch durchgenommen. Das Band befestigte sich mehr und mehr, auch durch brieflichen Verkehr; Wolf schrieb späterhin eine Abtheilung der Charakteristik Winckelmann's. Um von Philologen zu lernen, benützte Goethe auch in Jena die Anwesenheit Vossens, den er für die Universität zu gewinnen wünschte. Vornehmlich lag ihm daran, über Vossens metrische Grundsätze aus seinem eigenen Munde belehrt zu werden. Während er in den Morgenstunden sich ganz seinen optischen Untersuchungen hingab, — so berichtet Eichstädt in seiner Gedächtnißrede auf Goethe — unterhielt er sich mehrere Tage hinter einander Nachmittags mit Voß in dessen Garten über die Gesetze der Metrik und die ihnen entsprechende Verbesserung seiner Gedichte so angelegentlich, als ob es sein eigentliches Geschäft wäre, die Regeln der Metrik zu erforschen und Voß' Schrift über die deutsche Zeitmessung mit dem Verfasser durchzugehen.

Indessen konnten Goethe's Freunde, und vor allen Schiller, das Bedauern nicht zurückhalten, daß er auf dem Gebiete der Poesie so selten und höchstens mit unbedeutender Gabe erscheine, hatte man doch seinen Hermann als den Eintritt in eine neue dichterische Jugendfülle begrüßt. Noch bei der Uebersetzung der Voltaire'schen Tragödien hatten ihn die jenaischen Freunde ermahnt, nicht Fremdes zu bearbeiten, da er die Kraft habe, deutsche Meisterwerke selbst zu schaffen. Sie ahneten nicht, daß Goethe schon seit dem Schillerschen Wallenstein mit einer grö-

ßeren dramatischen Dichtung sich trug, von der er diesmal selbst Schillern ein Geheimniß machte, weil er fürchtete, es werde ihm wieder gehen, wie mit der Jagd und der Achilleis, bei denen er durch vieles Hin- und Herberathen unschlüssig und unsicher geworden war. Die erste Idee der Natürlichen Tochter war gegen Ende des Jahres 1799 durch die Lectüre der Memoiren der Prinzessin von Bourbon-Conti angeregt und ein Schema sogleich ausgearbeitet worden. In dem Plane bereitete sich Goethe ein Gefäß, worin er Alles, was er so manches Jahr über die französische Revolution geschrieben und gedacht hatte, niederzulegen hoffte. Bei der Bedächtigkeit und Umständlichkeit, mit der er in der späteren Lebensperiode Alles, was er vornahm, zu behandeln pflegte, motivirte er die dramatische Handlung mit allzu großer Ausführlichkeit und erweiterte sie zu der Breite des Epos, so daß er nach dem Vorgange des Wallenstein eine Trilogie, welche funfzehn Acte umfaßt haben würde, daraus gestaltete. Der erste Theil ward in den Jahren 1801 bis 1803 vollendet. Dieser enthält nur die Exposition der eigentlichen Handlung. In den Parteiungen und Ränken, welche in den höheren den Thron umgebenden Regionen thätig sind, sieht man den Sturm der Revolution drohend herannahen; es ist die trübe Atmosphäre, welche das aufsteigende Gewitter verkündet. Die Personen, welche uns vorgeführt werden, können uns noch nicht durch ihr Handeln anziehen. Dazu kommt der Mangel individueller Charakteristik; selbst das historische Interesse ist verflüchtigt, indem die Charaktere nur symbolisch als Vertreter ihrer Standesinteressen uns entgegentreten. Unstreitig würden sie in der Fortführung der dramatischen Handlung durch schärfere Zeichnung in ein helleres Licht getreten sein; denn der zweite und der dritte Theil, über deren Anlage uns kurze Andeutungen gegeben sind, waren bestimmt, in die eigentliche Volksbewegung einzuführen und die daraus hervorgehende neue Gestaltung der Dinge zur Darstellung zu bringen. Unser Urtheil über den Werth dieses

Drama's bleibt daher unvollständig; als Ganzes kann es nicht befriedigen, da es keine in sich abgeschlossene Handlung hat; dagegen ist es reich an einzelnen tiefgedachten und herrlich entwickelten Scenen, in denen sich die volle Meisterschaft des Dichters aufs neue bewährt, und die kunstvolle Sprache hat noch die Klarheit und den melodischen Wohllaut seiner Iphigenie und seines Torquato Tasso. Auf der Bühne konnte dies Drama kein Glück machen. Die kalte Aufnahme, die es bei der ersten Aufführung zu Lauchstädt (am 2. April 1803) fand, trug viel dazu bei, dem Dichter die Fortsetzung zu verleiden. Er beklagt „den großen unverzeihlichen Fehler begangen zu haben, mit dem ersten Theil hervorzutreten, ehe das Ganze vollendet war". Goethe konnte sich jedoch damit trösten „den Besten genug gethan zu haben". Schiller äußert in einem Briefe an Wilhelm von Humboldt, der sich damals in Rom befand, (18. Aug. 1803): „Goethe's N. T. wird Sie sehr erfreuen. Die hohe Symbolik, mit der er den Stoff behandelt hat, so daß alles Stoffartige vertilgt und Alles nur Glied eines idealen Ganzen ist, diese ist wirklich bewundernswerth. Es ist ganz Kunst, und ergreift dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit. Daß er zu der Zeit, wo Sie, nach meinem letzten Briefe, an seiner Productivität ganz verzweifeln mußten, mit einem neuen Werk hervorgetreten, wird Sie ebenso, wie mich selbst, überrascht haben". Noch enthusiastischer sprach Fichte in einem an Schiller gerichteten Briefe, der auch Goethe mitgetheilt wurde, seine Bewunderung über dies Drama aus, das er für das Meisterwerk des Dichters erklärte. Auch Herder war von dem hohen Sinn, in welchem das Stück gedacht war, ergriffen. Wie sehr er es anerkannte, ersieht man aus Falk's Bericht, wonach er es „die köstlichste, gereifteste Frucht eines tiefen, nachdenkenden Geistes nannte, der die ungeheuern Begebenheiten dieser Zeit still in seinem Busen getragen und zu höhern Ansichten entwickelt habe".

Herder stand in den letzten zehn Jahren nicht mehr in einem innigen Verhältnisse zu Goethe. Mit seiner Kränklichkeit hatte sich sein Widerspruchsgeist, der seit dem ersten Beginn ihrer Freundschaft ihrem Verhältniß zu einander so viel Herbes beigemischt hatte, vermehrt; „man kam nicht zu ihm," äußert Goethe, der nie aufhörte seine edlen Eigenschaften in Ehren zu halten, „ohne sich seiner Milde zu erfreuen, man ging nicht von ihm, ohne verletzt zu sein." Indeß nach der Confirmation des Sohnes hatten sie sich wieder mehr genähert, so daß im folgenden Jahre ein „reines Vernehmen" sich wieder herstellte, doch nicht ohne einen letzten herben Mißklang. Bald nach der Aufführung des neuen Goethe'schen Drama's wohnten beide im jenaischen Schlosse zusammen unter einem Dache und sahen sich häufiger. Herder begann eines Abends sich über die Schönheiten dieser Dichtung in ausführlichem Gespräch ausgelassen. Allein diese schöne Freude sollte Goethe nicht lange gegönnt sein; „denn er endigte mit einem zwar heiter ausgesprochenen, aber höchst widerwärtigen Trumpf, wodurch das Ganze, wenigstens für den Augenblick, vor dem Verstand vernichtet ward." Goethe sah ihn an und schwieg. So trennten sie sich und sahen sich nicht wieder; denn während der letzten Krankheit Herder's ward Goethe nicht vorgelassen. Am 18. December 1803 war Herder geschieden, der erste aus dem Sternenkranze, mit welchem Weimar ins neue Jahrhundert eingetreten war.

In einigem Zusammenhange mit den Vorstudien zu dem erwähnten Drama steht die im nächsten Jahre unternommene Uebersetzung von Rameau's Neffen,[24]) einer damals noch ungedruckten Schrift Diderot's, worin uns das Treiben eines humoristischen Proletariers inmitten der aristokratischen Gesellschaftskreise des alten Frankreichs mit lebhaften Farben geschildert wird. Goethe stand damals in enger Beziehung zur französischen Literatur; die dem Rameau beigefügten literar-

historischen Excurse verrathen nur zum Theil, welche genaue Kenntniß sich Goethe von dem Gange und dem Detail der französischen Literatur und ihrer Koryphäen erworben hatte. Die Vertreterin der modernsten Wendung derselben, Frau von Stael, mit ihr der treffliche Benjamin Constant fanden sich damals in Weimar ein, begierig, das gesellige und literarische Weimar, das jetzt zum Mittelpuncte deutscher Bildung geworden war, kennen zu lernen und die deutschen Ansichten in Wissenschaft und Kunst jenseits des Rheins zur Geltung zu bringen. Auch auf seine Schriften (er übersetzte Schiller's Wallenstein) läßt sich anwenden, was Goethe in Bezug auf das Werk der Frau von Stael über „Deutschland" sagt, das zum größeren Theil aus den weimarischen Gesprächen erwachsen ist: es sei als ein mächtiges Rüstzeug anzusehen, das in die chinesische Mauer veralteter Vorurtheile, die uns von Frankreich trennte, eine breite Lücke durchbrach. Dabei mußte mancher Zeitverlust, manches Unangenehme von der redseligen, oft zudringlichen und rücksichtslosen Französin, die vom December 1803 bis zum Anfang des März in Weimar blieb, in Geduld ertragen werden. Sie fand ihn daher oft steif und abgemessen, kommt jedoch zu dem Urtheil, wenn man ihn zum Reden zu bringen wisse, sei er bewundernswürdig.

Ueberhaupt war um diese Zeit Weimar das Ziel literarischer Wallfahrten; das Salve an der Thürschwelle im Treppenvorsaal des Goethe'schen Hauses begrüßte die ausgezeichnetsten Zeitgenossen. Unter denen, welche in engere Beziehung zu Goethe traten, sind vor allen der Philolog Wolf und der Musikdirector Zelter aus Berlin zu nennen; mit letzterem hatte Goethe in Folge der ihm mitgetheilten Compositionen seiner Lieder einen brieflichen Verkehr eingeleitet, der nachmals zu einer innigen Freundschaftsverbindung führte. Als Erzieher von Goethe's Sohne trat Dr. Riemer in sein Haus, das Meyer 1802, wo er sich verheirathete, verlassen hatte,

Riemer war ein gründlicher Philolog und wurde dem Dichter bei vielen Arbeiten und Studien ein anhänglicher Gehülfe. Er erhielt später eine Anstellung am Gymnasium und zuletzt die Stelle eines Oberbibliothekars.

Auch mit Heinrich Voß, dem Sohne, welchem Goethe 1804 eine Anstellung an dem Weimarer Gymnasium verschaffte, vereinigte er sich manche Stunde zu philologischen Studien. Wenn des Menschen Wesen und Gemüth sich darin spiegelt, wie er geliebt worden ist, so können die, welche Goethe etwa noch für kalt, stolz und abgemessen halten möchten, aus den rührenden Bekenntnissen dieser und anderer jungen Männer, die ihm einer liebevollen Theilnahme würdig schienen, sich überzeugen, mit welcher Gewalt er offene Herzen durch die Sanftheit und Liebeswärme seines Gemüths an sich zog, „durch das Unnennbare", wie Voß sich ausdrückt, „das durch ihn in die Herzen dringt und mit Worten nicht ausgesprochen werden kann." Wir können uns nicht versagen, noch einige charakteristische Stellen aus Voß' Briefen [25]) hier folgen zu lassen: „Goethe hat die Kunst inne, Andere, ohne daß sie es merken, zum Guten und Schönen zu lenken; ja es ist auch gar nicht Absicht, wenn er es thut; es ist vielmehr sein ganzes Wesen, das es, ihm selbst unbewußt, hervorbringt. . . . . Den Mann liebe ich ohne Grenzen; ich sehe ihn als meinen theuren Vater an, und er mich als seinen Sohn, und in diesem Verhältnisse ist er einer meiner ersten Freunde, auf den ich wie auf eine feste Burg baue. Was mir der Mann geworden ist, und wie gut er neben seiner geistigen Größe ist, das wünschte ich Dir einmal mündlich erzählen zu können; dafür kann auch ein Sohn seine Eltern nicht inniger lieben, als ich diesen Vater aller guten Kinder liebe. Ich bin täglich bei ihm, ich lebe ganz unter seinen Augen, ich enthülle ihm die geheimsten Winkel meines Herzens, nicht weil er es fordert, sondern weil ich ohne das gar nicht leben kann. Wenn ich traurig bin, so schütte ich gegen ihn mein Herz aus und gehe getröstet von dannen,

und wenn ich fröhlich bin, — ja, für mich existirt keine Freude, ehe ich ihm nicht mitgetheilt habe, was mich fröhlich macht, — und dann ist ein freundlicher Blick von ihm mir doch das Höchste dabei oder ein väterlicher Kuß oder Händedruck oder der süße Laut, wenn er mich mit einem lieben Namen nennt. . . . . . . Oft bin ich bei ihm bis 10 Uhr Abends auf seinem Studierzimmer. Da sitzt der Goethe im tiefsten Negligé, im wollenen Jäckchen, auf seinem Sopha und unterhält sich oder läßt sich vorlesen; aber seine Gespräche dabei sind das Lehrreichste und Schönste. . . . . . In meinem Leben bin ich nicht so innerlich bewegt und so tief erschüttert gewesen, als damals, wo er meinen Blick durch nie gesehene und betretene Pfade von der Erde zum Himmel führte und dort zu einer Aussicht in die Ewigkeit schärfte." „Allerdings konnte Goethe zurückhaltend und steif sein" sagt Frommann, in dessen elterlichem Hause zu Jena der Dichter häufig verkehrte — „aber eben nur, wenn er in Lagen und Umgebungen war, wo er sich nicht frei äußern konnte, und vorzüglich, wenn er verbildeten, anmaßenden oder neugierigen Menschen gegenüberstand. [Zwei vornehme Russen besahen sich einmal bei einem Besuche den berühmten Dichter, ohne ein einziges Wort zu ihm zu reden]. Am meisten waren ihm aufgespreizte, hohle Patrone zuwider, die nichts leisten konnten, aber doch viel vorstellen wollten. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß gerade diese Menschengattung am meisten gethan hat, ihn in den üblen Ruf des Aristokratismus zu bringen." Diese Worte erinnern uns auch an einen früheren, viel herumgetragenen Vorfall mit Bürger. Als dieser bei seinem Besuche in Weimar sich mit der stolzen, derben Ansprache: „Sie sind Goethe; ich bin Bürger!" vorstellte, wehrte Goethe die zudringliche Brüderlichkeit durch vornehme Haltung ab und unterhielt sich mit ihm, statt über Gedichte, über den Zustand und die Frequenz der Universität Göttingen. Bürger rächte sich hinterher durch ein Epigramm, mit welchem noch Nicolai seine Replik auf die Xenien würzte.

Das strebende, hoffnungsvolle Talent fand bei Goethe die bereitwilligste Anerkennung und Förderung. Als unter den Jenaer Docenten der Physiker Ritter und der Philosoph Hegel noch wenig oder gar nicht beachtet wurden, war Goethe der Erste, der ihren Werth erkannte und mit ihnen in nähere Verbindung trat. Ueberhaupt sah er bei Berufungen für die Universität mehr auf Jugendfrische des Geistes und tüchtiges wissenschaftliches Streben, als auf die bereits gewonnene literarische Celebrität.

Seit 1803 wurde die jenaische Akademie von einem harten Schlage nach dem andern getroffen. Nicht nur verlor sie mehrere bedeutende Männer durch den Tod, unter ihnen den verdienstvollen Batsch: mehr noch entzogen ihr die lockenden Anerbietungen, welche vornehmlich von Preußen und Bayern ausgingen und bei den geringeren Mitteln der thüringischen Akademie nicht aufgewogen werden konnten. Karl August war nicht minder als seine Räthe schmerzlich davon ergriffen, ohne im Stande zu sein, zu halten, was sich nicht durch Dankbarkeit fesseln ließ. Goethe und Voigt suchten der Universität, deren Frequenz sehr abnahm, durch neue Anstrengungen aufzuhelfen. Man berief mehrere tüchtige Gelehrte und erweiterte die vorhandenen Institute. Unter Leitung des von Heidelberg berufenen Professors Ackermann ward 1804 das anatomische Museum errichtet. Goethe selbst übernahm das nach Batsch' Tode erledigte Präsidium der naturforschenden Gesellschaft. Es erschien unter den bedenklichen Umständen, worin sich die Universität befand, als eine Lebensfrage, daß mit dem Abgang des Professors Schütz nicht, wie dessen Plan war, auch die Herausgabe der allgemeinen Literaturzeitung nach Halle verlegt werde. In dieser Angelegenheit schritt Goethe aufs thätigste ein und setzte es durch, daß die allgemeine Literaturzeitung in Jena selbst, unter Eichstädt's Redaction, fortgeführt ward, wenngleich Schütz nicht gehindert werden konnte, ein

ähnliches Institut in Halle zu gründen. Goethe übernahm einen Theil der Correspondenz, um die Mitarbeiter festzuhalten, neue zu gewinnen und die literarischen Kritiken wieder geistreich zu beleben. Auch schrieb er in den nächsten Jahren mehrere Recensionen, unter denen die ausführlichen Beurtheilungen von Voß' und Hebel's Gedichten auszuzeichnen sind.

Böttiger's Weggang nach Dresden (1804) wurde sowohl von Goethe als von Schiller gern gesehen, da er die Achtung, in der er bei ihnen früher seiner vielseitigen gelehrten Kenntnisse halber stand, durch seine Klatschereien und intriguanten Bündnisse mit den ihnen entgegenwirkenden Mittelmäßigkeiten völlig verscherzt hatte. Anfangs war er bei mehreren ihrer Arbeiten ins Vertrauen gezogen worden; als er aber hinterher als Ubique (wie er in ihren Briefen benannt wird) ihnen durch Aushorchen, Ausplaudern und versteckte Invectiven zu schaden suchte, überließen sie ihn den Kotzebue's und Merkel's. „Sie haben nicht Unrecht", sagte Goethe einmal zu einer Freundin, welche Böttigern wegen seiner schätzbaren Gelehrsamkeit vertheidigte, „er brauchte kein Lump zu sein, wenn er es nicht wollte".

Bei diesen von vielen Seiten andrängenden Geschäften blieb für poetische Arbeiten nicht viel Raum, noch weniger Stimmung. Die Scenen der Fortsetzung der natürlichen Tochter besuchten ihn nur manchmal noch „wie unstete Geister, die wiederkehrend flehentlich nach Erlösung seufzen." Nebenbei kam ihm auch wohl der Gedanke, „aus dem Ganzen der erst intendirten drei Theile ein einziges Stück zu machen." Mit seinem Rathe begleitete er inzwischen Schiller's Bearbeitung des Wilhelm Tell, auf den er mehr Einfluß geübt hat, als auf die übrigen dem Wallenstein folgenden Stücke. Schiller war jetzt darin vor ihm bevorzugt, daß er sich ungestörter seinem poetischen Schaffen überlassen konnte, während sein Freund durch Verhältnisse und Geschäfte hin und her gezogen ward. Goethe beschäftigte sich

auch mit der Bühnenredaction des Shakspearischen Julius Cäsar und der Umarbeitung seines Götz von Berlichingen, „um ihn zu einem Bissen zusammenzukneten, den das deutsche Publicum allenfalls auf einmal hinunterschlucke." Die Scenenveränderungen wurden vermindert, das Darzustellende ward in größere Massen vereinigt; jedoch wurde allzuviel von dem früheren Stücke geopfert, und die hinzugefügten Scenen entbehren der Jugendfrische, wie er denn nicht einmal mit besonderer Liebe an diese Arbeit gegangen war. Des Dichters eigene Redaction hat dem Stücke einen eben so schlechten Dienst geleistet, wie früher beim Egmont die Redaction Schiller's, welcher diesmal der Bearbeitung des Götz sich nicht hatte unterziehen wollen. Im September 1804 ging das Stück in dieser neuen Form zum ersten Mal über die Bühne.

Bei dem Mangel an productiver Stimmung fiel die poetische Ausbeute des Jahres 1804 nur gering aus. Sogar bei den Festlichkeiten, welche im November ganz Weimar in freudiger Aufregung erhielten, reichte ihm die sonst so gefällige Muse der Feste keine poetische Gabe dar. Der Erbprinz hielt mit seiner jungen Gemahlin, der kaiserlichen Prinzessin Maria Paulowna, seinen Einzug, bewillkommt von dem diesmal aufrichtigen Jubel der Weimaraner, welche das neuvermählte Fürstenpaar in festlichem Zuge durch eine Ehrenpforte in die Residenz einführten. Wie hätten die Dichter Weimars, der Metropole deutscher Poesie, inmitten dieser Festlichkeiten sich stumm verhalten können? Die ganze Welt, wie Schiller an Körner schreibt, erwartete etwas von ihnen. Da Goethe nichts vorbereitet hatte, so half Schiller aus; rasch arbeitete er das kleine inhaltsschwere Vorspiel die Huldigung der Künste aus, in welchem er in würdigster Weise die Huldigung, die der liebenswürdigen Fürstin dargebracht wurde, mit den erhabensten Ideen des Schönen umkränzte. Bei der Aufführung am 12. November ward die edle Dichtung gewürdigt, wie sie es

verdiente. Die Fürstin vergoß Thränen der Wehmuth und Freude, und Alle fühlten sich ergriffen und erhoben von dem Gefühl, daß die Hoffnung, die des Dichters Phantasie in reizenden Bildern vorführte, sich erfüllen und der das Edle und Schöne liebevoll pflegende hohe Sinn des weimarischen Fürstenhauses in seinen jüngeren Gliedern fortleben werde. „Ich danke dem Himmel", schreibt Wieland, „daß er mich lange genug leben ließ, um des beseligenden Anschauens eines solchen Engels in jungfräulicher Gestalt noch in meinem 72. Jahre zu genießen. Mit ihr wird ganz gewiß eine neue Epoche in Weimar angehen; sie wird durch ihren allbelebenden Einfluß fortsetzen und zu höherer Vollkommenheit bringen, was Amalie vor mehr als vierzig Jahren angefangen hat."

Die „Huldigung der Künste" war die letzte Dichtung, welche Schiller vollendete. In den besseren Stunden, die ihm noch gewährt waren, arbeitete er an seinem Demetrius, dessen Plan mit Goethe bis ins Einzelne berathen ward. Aber unter den Krankheitsanfällen der rauheren Jahreszeit brach der letzte Rest seiner physischen Kräfte zusammen. Auch Goethe litt während der Wintermonate schwer an einer von Krämpfen begleiteten Nierenkolik, welche zweimal zurückkehrte; sein Arzt zweifelte, ihn ganz herstellen zu können. Seine Stimmung war daher sehr niedergedrückt; trübe Ahnungen stiegen auf. Als ihm beim Neujahrsbriefe an Schiller zufällig die Worte „zum letzten Neujahrstage" aus der Feder geflossen waren, und er den Brief deßhalb zerrissen hatte, äußerte er an Frau von Stein, es ahne ihm, daß entweder er oder Schiller in diesem Jahre sterben würde. Es war ein wehmüthiges herzliches Wiedersehen, als nach einer längeren Krankheitsperiode Schiller, der sich zuerst wieder erholt hatte, in Goethe's Zimmer trat. Heinrich Voß, welcher dabei zugegen war, konnte nie ohne Rührung daran zurückdenken. Sie fielen sich um den Hals und sprachen ohne Worte die Freude der Wiedervereinigung

in einem langen Kusse aus. An guten Tagen war Goethe mit Rameau und Winckelmann beschäftigt und begann einige Capitel zur Geschichte der Farbenlehre zu dictiren. Beide hofften auf den Genesung bringenden Frühling; aber Schiller's Auge sollte sich nicht mehr an der ersehnten Blüthe des Maies erquicken. Am 30. April sahen sich die Freunde zum letzten Mal. Schiller ging ins Schauspiel; Goethe ward durch sein Befinden abgehalten, ihn dahin zu begleiten, und so schieden sie vor Schiller's Hausthür, um sich nie wiederzusehen. Während Schiller's Krankheit war Goethe sehr niedergeschlagen. Voß traf ihn einmal weinend in seinem Garten; er erzählte ihm viel von Schiller; Goethe hörte es mit Fassung an: „das Schicksal", war seine einzige Aeußerung, „ist unerbittlich, und der Mensch wenig." Am Abend des 9. Mai war Schiller nicht mehr.

Niemand hatte den Muth, Goethe bei seinem jetzigen krankhaften Zustande die Nachricht von dem Tode des Freundes zu bringen. Meyer war gerade bei ihm, als die Nachricht draußen anlangte: er ward herausgerufen, wagte aber nicht zurückzukehren, sondern ging weg, ohne Abschied zu nehmen. Die Verwirrung, die Besorgniß, welche Goethe um sich herum wahrnahm, ließ ihn nichts Tröstliches ahnen; „ich merke es", sagte er endlich, „Schiller muß sehr krank sein." Man hörte ihn in der Nacht weinen. Am Morgen sagte er zu einer eintretenden Freundin: „nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank." Diese Betonung wirkte so heftig auf sie, daß sie in lautes Schluchzen ausbrach. „Er ist todt?" sagte Goethe mit Festigkeit. „Sie haben es selbst ausgesprochen!" war ihre Antwort. „Er ist todt!" wiederholte Goethe noch einmal und bedeckte sich die Augen mit den Händen.

Sein erster leidenschaftlich ergriffener Gedanke war, über das Grab hinaus das geistige Zusammenwirken fortzusetzen und den mit Schiller durchdachten und durchsprochenen Demetrius in seinem Geiste zu vollenden; so schien es ihm, als ob er

den geschiedenen Freund ins Dasein zurückrufe und sich seinen Verlust ersetze; so dünkte er sich gesund und getröstet. Allein in diesem Zustande, wo ihn überdies körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten und er in traurigster Einsamkeit seinem Schmerze überlassen war, konnte nicht ein Werk gedeihen, das nur durch die höchste Anspannung productiver Kraft einigermaßen möglich gemacht wäre. „Meine Tagebücher", berichtet Goethe, „melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand, und was sonst noch an Nachrichten sich findet, zeugt nur, daß ich den laufenden Geschäften ohne weiteren Antheil zur Seite ging, und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten."

Gleich nach Schiller's Hinscheiden eine Todtenfeier auf der Bühne zu veranstalten, wie von mehreren Seiten gewünscht ward, schien ihm verletzend; er spricht sich gegen Zelter bitter aus über „die Sucht der Menschen, aus jedem Verlust und Unglück wieder einen Spaß herauszubilden." In gefaßterer Stimmung veranstaltete er zu würdiger Feier des Andenkens am 10. August auf dem Theater zu Lauchstädt die Aufführung der Schiller'schen Glocke. Die mannigfaltigen einzelnen Rollen waren unter die Gesellschaft vertheilt, und die Vorstellung des Glockengusses belebte das Ganze durch dramatische Handlung. Am Schlusse trat unter der emporschwebenden Glocke die Muse hervor und sprach den Epilog Goethe's, jene bekannte Elegie in hohem Stil, eingegeben von inniger Liebe und hochherziger Anerkennung des mit ihm ringenden großen Dichtergeistes. „Von seinem Grabe her — so schloß er den ihm wie später auch Winckelmann gewidmeten Nachruf — stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer fortzusetzen."

Dieser trüben Stimmung, in der er mit dem Verlust seines Freundes die Hälfte seines Daseins verloren zu haben beklagte,

entrissen ihn im Juni einige erheiternde und geistvoll anregende Freundesbesuche. Am 30. Mai langte Wolf von Halle in Weimar an, „begleitet von seiner jüngeren Tochter, die in allen Reizen der frischen Jugend mit dem Frühling wetteiferte", und brachte vierzehn Tage in Goethe's gastlichem Hause zu. Die tief eingehenden Unterhaltungen über alte Kunst und Literatur wurden durch den heitersten Humor und selbst den Widerspruchsgeist, der Wolf eigen war, gewürzt, so daß Goethe bekannte, „durch die Gegenwart dieses so höchst tüchtigen Mannes in jedem Sinne gestärkt zu sein". Bald darauf ward er durch die Anmeldung Jacobi's erfreut, der nach vielen prüfungsreichen Jahren, seit er sein idyllisches Pempelfort verlassen hatte, jetzt auf der Reise nach Süddeutschland begriffen war, um in seine neue Stellung an der Akademie der Wissenschaften in München einzutreten. Seine Ankunft machte Goethe sehr glücklich; die alte Freundschaft war wieder lebendig wie sonst; es zeigte sich, wie Goethe sich äußert, „das unbedingte liebevolle Vertrauen in seiner ganzen Klarheit und Reinheit". Freilich that sich im Verlauf der Unterhaltungen, da Jacobi in ausführliche Erörterungen über sein philosophisches System einging, die geistige Differenz wieder hervor; Goethe verstand nicht mehr die Sprache seiner Philosophie, und Jacobi konnte sich in der Welt der Goethe'schen Dichtung nicht recht behagen. In Jacobi's Frage, was er denn eigentlich mit der natürlichen Tochter gewollt habe, war es ihm vor Allem deutlich geworden, wie weit sie in allen geistigen Beziehungen von einander gekommen seien. Ließ sich gleich hier keine Vereinigung vermitteln, so bekräftigten sie doch wieder treulich und liebevoll den alten Bund.

Der Sommeraufenthalt in Lauchstädt brachte Goethe wieder in Wolf's Nähe, mit dem er von neuem heitere Tage verlebte. Außer den höchst lehrreichen Unterhaltungen mit dem gründlich gelehrten Freunde (mehreren seiner Vorlesungen hörte er hinter einer Tapetenthür zu) hatte er noch den Gewinn, daß Dr. Gall

in den ersten Augusttagen in Halle seine Vorlesungen über Schädellehre begann, welche mit Goethe's Naturforschung in inniger Berührung stand und von ihm als der Gipfel vergleichender Anatomie anerkannt ward. Goethe suchte von Gall's öffentlichen Vorlesungen wie von seinen Privatunterhaltungen den möglichsten Nutzen zu ziehen. Die geistige Anstrengung wirkte jedoch ungünstig auf seinen körperlichen Zustand. Während dieser Krankheitsanfälle behandelte ihn Dr. Reil, mit dem er dadurch in ein engeres Freundschaftsverhältniß trat. Gall hatte die Gefälligkeit, den Apparat jeder Vorlesung auf das Zimmer des Erkrankten zu schaffen und ihm den Verfolg seiner Theorieen mitzutheilen, so daß er seinen ferneren Unterricht nicht vermißte. Es versteht sich, daß bei diesen Unterhaltungen die Gall'sche Schädeltheorie auch an den Mitgliedern des gelehrten Kreises erprobt ward, bei welcher Gelegenheit Gall unserm Dichter ganz ernstlich versicherte, er sei nicht sowohl zum Dichter, als zum Volksredner geboren.

An diese vielseitig belebten Tage, in welche auch ein Besuch Zelter's in Lauchstädt fiel, schloß sich gegen Ende des Augusts ein Ausflug in die Harzgegend. Begleitet von Wolf und seinem Sohne August, reiste Goethe nach Magdeburg, wo er sich vorzüglich mit den Alterthümern des Doms beschäftigte, und von da nach Helmstedt, welches, zu jener Zeit noch braunschweigische Landesuniversität, mehrere tüchtige Männer besaß. Ueber die originelle Persönlichkeit des gelehrten Sonderlings Hofrath Beireis und seine confuse Raritätensammlung, wie über manche Specialitäten dieser Reise hat uns Goethe in seinen Annalen eine anziehende Schilderung aufgezeichnet. Auf dem Rückwege berührte er noch einmal den Harz und ging, zum drittenmale in seinem Leben, an dem rauschenden Wasser der von Granitfelsen eingeschlossenen Bode hin, ergriffen von bedeutenden Momenten vergangener Jahre.

Viertes Buch.

Goethe im Alter.

Universalismus geistiger Interessen.

Noli turbare circulos meos!

Erstes Capitel.

1806 — 1813.

Die Literaturperiode des letzten Jahrzehends, in deren Mittelpunct Goethe und Schiller standen, hatte reiche Früchte getragen. Eine jüngere Generation hatte sich an ihnen emporgearbeitet und den Kampf gegen die abgestandenen Literaturtendenzen, welchen die Xenien eröffneten, erfolgreich fortgekämpft. Ueber Schiller's Grabe schwieg die Stimme der Mißgunst, und einzelne Anfechtungen der ästhetischen Kritik, welche namentlich von den neidischen Wortführern der romantischen Schule ausgingen, konnten der Anerkennung und Verehrung der Nation keinen Eintrag thun. Um Goethe schaarten sich enger die Genossen der jüngeren Dichterschule; jedoch verschmähte er es, ein Parteihaupt zu sein, und ließ sich von ihrem anhänglichen Lobe nicht bestechen, da die Absicht nicht zu verkennen war, ihre einseitige ästhetische Richtung durch berühmte Namen zu decken. Indeß waren sie die Ersten, welche den dichterischen Charakter Goethe's in helleres Licht setzten und die richtige Einsicht in seine Dichtungen eröffneten; kaum daß jetzt noch einer, wie zur Zeit des Xenienkampfes, seine Dichtergröße in Zweifel zu stellen wagte. Auch das hatte Goethe vor seinem frühgeschiedenen Freunde voraus, den Glanz des Ruhmes noch ein langes glückliches Alter hindurch genießen zu können.

Daß für ihn mit Schiller's Tode die Sonne der Poesie sich verhüllt habe, daß der productive Trieb, den des Freundes aufmunternde und anregende Gegenwart stets lebendig erhalten

hatte, ermattet sei, fühlte er selbst, und in dem schwermüthigen Worte an Zelter: „ich sollte eigentlich eine neue Lebensweise anfangen", liegt eben das Bekenntniß, daß die Fäden, die ihn an die Poesie knüpften, fürs erste zerrissen seien. Es war ihm daher gewissermaßen der Abschluß einer Lebensepoche, daß er im Jahre 1806 zum erstenmal eine vollständige Sammlung seiner poetischen Werke zur Herausgabe ordnete, so daß im März des nächsten Jahres die erste Lieferung erscheinen konnte. Er blieb dabei seinem Grundsatze getreu, „nichts eigentlich umzuschreiben oder auf einen hohen Grad zu verändern". Mit dieser Gesammtausgabe ward auch der erste Theil des Faust (im Winter 1806 bis zum Mai 1807) in der Form zusammengestellt, wie er uns jetzt vorliegt. Es traf diese genialste der Goethe'schen Dichtungen gerade den rechten Zeitmoment, um in einer von philosophischen Bestrebungen erregten Generation zu zünden. An eine Fortsetzung des fragmentarisch begonnenen zweiten Theils wurde zunächst nicht gedacht; auch den wieder auftauchenden Plan, das Epos Tell wieder vorzunehmen und in Hexameterform auszuführen, drängten die Stürme der Zeit bald wieder zurück.

Schon mit dem Beginn des Jahres 1806 zog sich über das nördliche Deutschland, das sich während eines zehnjährigen Friedens über das Ziel der Napoleonischen Politik getäuscht hatte, die drohende Kriegswolke dichter zusammen. Der Rheinbund ward geschlossen; Preußen zog die kleineren norddeutschen Staaten zu einem engeren Bunde an sich. Während noch unterhandelt ward, sammelten sich die Armeen im Centrum Deutschlands. Auch der Herzog von Weimar übernahm wieder das Commando eines preußischen Armeecorps. Goethe verbrachte die Sommermonate in Karlsbad, dessen Heilquellen er diesmal eine besondere Stärkung seiner wankenden Gesundheit verdankte. Als er im September nach Thüringen zurückkehrte, fand er Alles in kriegerischer Aufregung und die nächsten Freunde

in ängstlicher Erwartung der Entwicklung der Ereignisse. Mit seinem Collegen von Voigt hatte er „viele sorgenvolle Verhandlungen"; er war unzufrieden mit dem Gang der Dinge, und diese Ahnung einer nahebevorstehenden trüben Zukunft war auch unstreitig der Inhalt der letzten „höchst prägnanten" Unterhaltung mit seinem Herzoge im Hauptquartiere zu Nieder-Roßla. Nach dem Treffen bei Jena war man in Weimar auf das Schlimmste gefaßt, da Napoleons Zorn über die Parteinahme der Herzogs nicht unbekannt war. Die Herzogin-Mutter, der Erbprinz und die Erbprinzessin hatten die Stadt verlassen. Nur die Herzogin Luise blieb im Schlosse zurück, inmitten von Plünderung und Brand, der auch das Schloßgebäude bedrohte, ein ermuthigendes Vorbild für die geängstigten Bürger [26]). In der ersten Nacht herrschte Todesangst in der der Plünderung preisgegebenen Stadt. Goethe erhielt nicht, wie Wieland, welcher Mitglied des Nationalinstituts war, eine Schutzwache; doch war sein Haus, das zum Quartier des Marschalls Ney bestimmt war, von der Plünderung ausgenommen; der ihm die Nachricht brachte, war ein junger Husarenofficier von Türkheim, ein Sohn Lili's. Da der Marschall die Nacht nicht anlangte, so ward in Goethe's Haus mehrmals hereingestürmt. Zwei eingedrungene Tirailleurs, die er anfangs durch seine imponirende Persönlichkeit zur Ordnung gebracht hatte, schlichen, vom Wein erhitzt, ihm auf sein Zimmer und bedrohten sein Leben. Es gelang Christianen, die sich überhaupt in diesen Stunden der Angst sehr standhaft benahm, einen andern der ins Haus Geflüchteten zu Hülfe zu rufen, der ihn von den Wüthenden befreite. Er fand am nächsten Tage in seinem Hause überall zerstreutes Pulver und gefüllte Patronen; in einem Hause ihm gegenüber war förmlich Feuer angelegt, das nur durch Zufall entdeckt und gelöscht wurde. Am Morgen kam der Marschall und sogleich trat eine Schutzwache vor das Haus. Napoleon langte am nächsten Vormittage im Schlosse an, wo ihn die Herzogin an der Treppe empfing. Nach einer

rauhen Begrüßung begab er sich sogleich in die für ihn bereitgehaltenen Gemächer. Bei der nachfolgenden Unterredung stand ihm die Herzogin mit solcher Würde und Festigkeit gegenüber, daß sie ihm Anstand und Achtung abnöthigte, und er der Zügellosigkeit seiner Truppen Einhalt that. Dem Herzog wurde Verzeihung versprochen, wenn er binnen 24 Stunden die preußische Armee verlasse; nur mit Mühe erlangte man, daß diese Frist auf drei Tage ausgedehnt wurde.

Goethe hatte nichts verloren; am meisten hatte er den Verlust seiner Sammlungen und Papiere gefürchtet, das Unersetzlichste seiner Habe; die Manuscripte zur Farbenlehre waren das Erste, was er in Sicherheit zu bringen gesucht. Sein Freund Meyer hatte Alles verloren, auch seine Zeichnungen; der Herdersche handschriftliche Nachlaß war vernichtet. „Da eine trübe Zeit heranrückt", sagte Goethe zu seinen Freunden, „so müssen auch wir enger an einander rücken". Dies erfüllte er auch in Bezug auf sein häusliches Verhältniß. Am ersten Sonntag nach den Schreckenstagen, den 19. October, fuhr er mit Christianen, seinem Sohne und Riemer, als Zeugen, Morgens nach der Schloßkirche und ließ vom Oberconsistorialrath Günther in der Sacristei den Act der ehelichen Trauung vollziehen. Die vorwaltende Rücksicht war dabei ohne Zweifel, für den Fall einer unglücklichen Wendung der politischen Ereignisse die Zukunft seines Sohnes sicher zu stellen.

Der Herzog, welcher sein Armeecorps muthig an die Elbe zurückgeführt hatte, wurde von Preußen selbst aufgefordert, sich dem Sieger zu unterwerfen. Er kehrte in seine Residenz zurück, begrüßt vom Jubel der Seinigen. Seine Staaten mußten sich jetzt dem Rheinbunde anschließen; indeß setzte man noch immer französischerseits großes Mißtrauen in ihn; er war von Horchern umgeben, und sein künftiges Schicksal noch zweifelhaft. Von der an-

hänglichen und wahrhaft deutschen Gesinnung Goethe's unter diesen gefahrvollen Zuständen hat uns Falk ein schönes Zeugniß aufbewahrt, wenn wir auch einiges Phrasenbeiwerk in Abzug zu bringen haben. Dieser, als Dolmetscher bei den französischen Behörden angestellt, hatte Gelegenheit gehabt, eine Reihe von Beschwerdepuncten gegen den Herzog aufzufangen und theilte eines Tages Goethe ein Verzeichniß derselben mit. In lebhafteste Aufregung versetzt, vertheidigte Goethe seinen fürstlichen Freund. „Was wollen sie denn, diese Franzosen?" sagte er unter Anderm, „sind sie Menschen? Warum verlangen sie gerade das Unmenschliche? Was hat der Herzog gethan, was nicht lobens- und rühmenswerth ist?..... Ich sage euch, der Herzog soll so handeln, wie er handelt! Er muß so handeln! Er thäte sehr Unrecht, wenn er je anders handelte. Ja, und müßte er darüber Land und Leute verlieren..., so soll und darf er doch um kein Haarbreit von dieser edeln Sinnesart und dem, was ihm Menschen- und Fürstenpflicht in solchen Fällen vorschreibt, abweichen. Unglück! Was ist Unglück? Das ist Unglück, wenn sich ein Fürst dergleichen von Fremden in seinem eigenen Hause muß gefallen lassen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme...., daß beides, sein Fall und sein Unglück gewiß wäre, so soll uns auch das nicht irre machen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn.... ins Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zu einander sprechen: das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war..... Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist: die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden und damit meinen Herrn wieder auf dem Thron herauf- und euch von dem euern

herunterſingen ...." Falk ſtanden beim Abſchied die Thränen in den Augen.

Solche Anhänglichkeit an ſein edles Fürſtenhaus machte Goethe noch nicht zum „Hofmann" und „Fürſtenknecht", wie es manchmal dem Aberwitz heuchleriſcher Liberalen ihn zu benennen beliebt hat. Neben Falk's Berichte möge eine andere Erzählung, die ebenfalls dem Jahre 1806 angehört, eine Stelle finden. „Einmal bei Tiſche" — ſo berichtet Oehlenſchläger, der damals in Weimar ſich aufhielt — „ſprach er ſo feurig und mit ſo vieler Achtung und Kraft für Bürgerrechte und Bürgerehre gegen einen kalten Hofmann, der zur Unzeit über das wackre Betragen eines Bürgers ſpotten wollte, daß ich nicht laſſen konnte, als der Fremde weg war, ihm um den Hals zu fallen und zu küſſen. „Ja, ja! lieber Däne" — ſagte Goethe — „Ihr meint's auch treu und gut in der Welt!"

Goethe erwartete eine Wiedergeburt Deutſchlands (denn ſchon in jenen Tagen äußerte er, es beginne eine neue Epoche der Weltgeſchichte) beſonders von innen heraus, von den geiſtigen Beſtrebungen. Gegen Fernow ſprach er ſich bei Gelegenheit eines Geſprächs über das deutſche Journalweſen ſehr ernſtlich dahin aus, daß man jetzt beſonders, wo Deutſchland nur eine große und heilige Sache habe, die, im Geiſte zuſammenzuhalten, um in dem allgemeinen Ruin wenigſtens das bis jetzt noch unangetaſtete Palladium unſerer Literatur aufs eiferſüchtigſte zu bewahren, keine Frivolitäten, die nur zum Geklatſch der Müſſiggänger dienen, in den Journalen hegen und pflegen dürfe; nach dem 14. Oct. dürfe kein „Freimüthiger" (das Kotzebue-Merkelſche Literaturblatt) mehr exiſtiren. Jetzt, wo Alles auf der Spitze ſtehe, ſei es eine wahre Verrätherei, mit dem alten Leichtſinn fortzufahren; ſonſt würden die Franzoſen die einzige Achtung, die ſie noch für die Deutſchen haben könnten, die Achtung für unſre Cultur und für

unser geistiges Streben verlieren und uns um so weniger ehren, je weniger wir vor uns selbst Achtung bewiesen.

Bald regelten sich wieder die Angelegenheiten in Weimar, und man kehrte zu den gewohnten Geschäften der friedlichen Zeiten zurück. Das Theater, das eine Zeitlang zum Lazareth gedient hatte, wurde gegen Ende des Jahres 1806 wieder eröffnet. Tasso ward auf lebhaftes Dringen der Schauspieler zur Aufführung gebracht, und der Dichter selbst war überrascht von dem glücklichen Gelingen. Nicht ohne Beziehung auf die Zeitereignisse ließ Goethe den „standhaften Prinzen“ von Calderon, ein Drama, das er sehr hoch schätzte, einstudiren und eröffnete damit den Cyklus spanischer Tragödien. „Das Leben ein Traum“ und zuletzt die „Zenobia“ reihten sich nach und nach an. Calderon's „Andacht zum Kreuz“ liebte und bewunderte Goethe sehr und hatte die Absicht, dies Drama ebenfalls auf die Bühne zu bringen.

Auch die geselligen Kreise belebten sich wieder. Schon im November nahmen die Abendgesellschaften der Hofräthin Schopenhauer ihren Anfang. [27]) Der anfangs kleine Kreis erweiterte sich mit jedem Donnerstag Abend. Wir brauchen nur die Namen Goethe, Wieland, Meyer, Fernow, Falk, Einsiedel zu nennen, um ihn als die Elite des geistreichen Weimars zu bezeichnen. Fremde von Bedeutung wurden stets hier eingeführt, auch fürstliche Personen nahmen Theil. Eine ungezwungene Unterhaltung verbreitete sich über das Schönste und Tiefste in Poesie und Wissen; nur die Politik ward vermieden. Manchmal wurden auch wissenschaftliche Vorträge gehalten. Goethe war gern in diesem Kreise, den seine belebte Unterhaltung oft stundenlang an seine Lippen fesselte. Indeß ward sein geselliges Talent sehr von der Stimmung beherrscht, und da man wußte, daß er manchmal nicht zum Reden aufgelegt war, so stand für ihn ein Tisch bereit, an den er sich schweigsam setzen konnte; hier brachte er manche Landschaften zu Stande.

Im Frühling 1807 ward Weimar von einem tief von Allen empfundenen Verlust getroffen. Die Herzogin Amalie schied nach kurzer Krankheit aus dem Kreise, den sie so viele Jahre durch Geist und Anmuth belebt hatte. Ihre Kraft war unter den Erschütterungen der letzten Zeit, welche auch ihrem Bruder, dem Herzog von Braunschweig, den Tod brachte und seine Familie ins Exil trieb, zusammengebrochen. „Wir wollen uns glücklich preisen", schrieb Fernow, der in den letzten Jahren als ihr Bibliothekar ihr nahe stand, damals an einen Freund, „daß wir in dieser Zeit gelebt und diese Fürstin gekannt haben; eine bessere sehen wir nicht wieder, auch ihres Gleichen nicht. Das fühlt jeder hier, und das ist das Gefühl, mit welchem wir um sie trauern. Ja, es liegt selbst ein Trost darin, das Vortreffliche und Unersetzliche gekannt zu haben und es betrauern zu dürfen." Und in gleichen Gefühlen schrieb Goethe die ihrem Andenken gewidmeten Blätter, welche zunächst zu dem Zweck geschrieben waren, beim Trauergottesdienst in den Landeskirchen vorgelesen zu werden.[28]) Das Lebensbild, das er vorführte, schloß er mit den erhebenden Worten: „Das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dorther gleich Sternen entgegenleuchten, als Richtpuncte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hülfereichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen, als Vollendete, Selige."

Getreu seinem Vorsatze „von seinem geistigen Dasein zu retten, was er könne", verfolgte Goethe eifrig die seinem Geiste vorgezeichneten Bahnen, indem er sich der Sorgen um die Zeitläufte möglichst entschlug und sich von der Außenwelt so sehr abschloß, daß er zeitweise auch das Zeitungslesen von sich wies. Am meisten war daher sein Sinn zu der friedlichen Stille der

Naturwissenschaft hingewandt, in deren Mittelpunct jetzt die Bearbeitung seines größeren Werkes über die Farbenlehre stand, dessen Druck im Jahre 1806 begonnen ward. Die Tafeln dazu wurden gezeichnet und gestochen, und die Geschichte der Farbenlehre, vornehmlich durch jenaische Studien, fortgeführt. Erst im Mai 1810 ward er von dieser Arbeit befreit und sah mit Freuden „achtzehn Jahre nach dem Gewahrwerden eines alten Irrthums, in Gefolg von unablässigen Bemühungen" das letzte Blatt in die Druckerei wandern, fürs erste entschlossen, diesen Betrachtungen, insofern es möglich wäre, sobald nicht weiter nachzuhangen. Den gesammten Apparat zur Farbenlehre schenkte er an das physikalische Cabinet zu Jena. Auf die Polemik der Physiker von Fach neben vereinzelter freudiger Anerkennung des Geleisteten, z. B. von Seiten Hegel's, können wir hier nicht weiter eingehen. Goethe ließ sich dadurch nicht irre machen. Er war sich bewußt, wie er an Frau von Stein schreibt, durch diese Arbeit zu einer Cultur gelangt zu sein, die er sich auf anderm Wege schwerlich verschafft hätte, und was er von der Zukunft hoffte, ist in seinen Worten zusammengefaßt: „mir können sie nichts zerstören, denn ich habe nicht gebaut; aber gesäet habe ich, und so weit in die Welt hinaus, daß sie die Saat nicht verderben können, und wenn sie noch so viel Unkraut zwischen den Weizen säen." Es war sein Vorsatz, nichts zu erwidern, sondern nach gewohnter Weise „allen öffentlichen und heimlichen Angriffen auf sein Thun und Bemühen nichts entgegenzustellen, als fortwährende Thätigkeit."

Da sich die Karlsbader Kur während des Sommers 1806 seiner Gesundheit sehr zuträglich erwiesen hatte, so besuchte er während der nächsten Jahre bis 1813 regelmäßig die böhmischen Bäder [29]) mit alleiniger Ausnahme des durch den östreichischen Krieg beunruhigten Jahres 1809. Hier zog ihn der Verkehr in freier Natur vornehmlich zu mineralogisch-geognostischen Forschungen hin, und, immer von neuem angeregt,

durchstreifte er, seine Sammlungen bereichernd, Thal und Höhen längs der Eger; reiche Ausbeute ward in der Sammlung der mineralogischen Gesellschaft zu Jena niedergelegt. Höchst belehrend waren für ihn auch manche schon an Ort und Stelle vorhandenen Sammlungen, namentlich die reichhaltige Joseph-Müllersche zu Karlsbad, die er 1807 in die neue Ordnung brachte, welche sie seitdem behalten hat, so daß sie auch die Goethe'sche genannt zu werden pflegt. Es erwuchsen aus diesen geognostischen Forschungen mehrere Abhandlungen, „Sammlung zur Kenntniß der Gebirge von und um Karlsbad", „Beschreibung des Kammerbergs bei Eger" u. and.

Von großem Einfluß auf seine geistige Thätigkeit und seine gelehrten Verbindungen ward ihm der Aufenthalt in den Bädern durch den Verkehr mit vielen bedeutenden Gelehrten und ausgezeichneten Zeitgenossen. Besonders war in dieser Hinsicht der Sommer des Jahres 1807, wo er vom Mai bis in den September in Karlsbad verweilte, von vielseitiger Anregung und dauerndem Gewinn. Durch die Anwesenheit des Herzogs von Weimar ward er in die höchsten Kreise der Gesellschaft eingeführt, welche der geistvolle Fürst vornehmlich belebte. Die Fürstin Solms, nachmalige Königin von Hannover, mit der Goethe damals bekannt wurde, gab bei späteren Gelegenheiten wiederholte Beweise, wie sehr sie den Dichter verehre. In der Gesellschaft der reizenden Fürstin Bagration lernte er den Fürsten von Ligne kennen, dessen heitere, geistreiche Persönlichkeit ihn sehr anzog. Eine engere freundschaftliche Verbindung schloß er mit dem französischen Gesandten Grafen Reinhard, der auch im französischen Staatsdienst den Sinn für deutsche Bildung sich erhalten hatte. Von Goethe's Seite hatte eine Auseinandersetzung seiner Farbentheorie, von Reinhard's Seite die Erzählung der Geschichte seines vielbewegten Lebens [30]) ein engeres Anschließen vermittelt. Mit Wärme erfaßte Reinhard, wie seine eigenen Worte aussprechen, in Goethe „diese mit allem

Menschlichen und Göttlichen sich befreundende Aneignungsfähigkeit, dieses allseitige Eindringen in Wissenschaft und Kunst, diese Gelehrsamkeit mit diesem Schöpferblick, diese Toleranz bei dieser Entschiedenheit, diesen Muthwillen bei diesem hohen Gefühl fürs Würdige und Edle, diese Jugendlichkeit bei dieser Reife", und nennt es einen unschätzbaren Gewinn, „in ihm nicht nur den Dichter und Schriftsteller, sondern den Menschen gekannt zu haben, indem er erst dadurch jenen völlig begreifen gelernt habe". Er unterhielt seitdem mit Goethe einen Briefwechsel, welcher, wenn gleich verstümmelt herausgegeben [31]), doch ein schätzbares Document dieser auf gegenseitige Hochschätzung gegründeten Freundschaft bleibt. Er zeigt uns, wie Goethe's sittliche Natur die an ihn fesselte, denen er sein Innerstes aufschloß. Der sächsische Oberhofprediger Reinhard, zu dessen Unterhaltung er durch das Bedürfniß der ernsten Seite seines Wesens sich hingezogen fühlte, war überrascht, mit dem Dichter in den Hauptpuncten einer sittlich-ernsten Lebensansicht zusammenzutreffen. Goethe spricht bei Erwähnung dieser Bekanntschaft, ein bedeutsames Wort aus, das bei Beurtheilung von einzelnen seiner Aeußerungen nicht zu übersehen ist: „er mochte einsehen, daß mein scheinbarer liberalistischer Indifferentismus doch nur eine Maske sein dürfte, hinter der ich mich sonst gegen Pedanterie und Dünkel zu schützen suchte".

Zwischen Goethe und Alexander von Humboldt, der 1804 von seiner großen amerikanischen Reise zurückkehrte und die reichste Ausbeute für Naturkunde heimbrachte, ward das alte Verhältniß erneuert und die geistige Wahlverwandtschaft unterhielt ein enges Freundschaftsband, das erst der Tod löste. Jene höhere Einsicht in die organische Bildung der Natur, wohin Goethe's Forschung gerichtet war, erschloß sich in schönster Fülle in Humboldt's Ideen zur Physiognomik der Gewächse und verwandten Schriften. Goethe verglich ihn „einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man nur Gefäße

unterzuhalten braucht, und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt"; einige Tage in seiner Gemeinschaft waren ihm, als hätte er Jahre verlebt.

Auch die osteologischen Forschungen wurden nicht außer Acht gelassen. Im Jahre 1808 gründete Goethe das osteologisch-zoologische Cabinet in Jena, zu welchem er Vieles aus seinem Eigenthum schenkte. 1812 ward zu Jena die Sternwarte in dem ehemaligen Schillerschen Garten errichtet. Die Oberaufsicht zu übernehmen lehnte Goethe anfangs ab, weil er sich die dazu erforderlichen mathematischen Kenntnisse nicht zutraute, gab jedoch nachher seine Bedenken auf.

Ueberhaupt wenn sich auch Goethe in sicherumschriebenen Kreisen geistiger Bestrebungen bewegt und Manches, was seiner Natur nicht gemäß ist, ablehnt, so bewahrt er sich doch, auch im höchsten Alter, die Elasticität des Geistes dadurch, daß er überall mit warmer Theilnahme sich dahin wendet, wo geistiges Leben sich regt, immer zu fördern und selbst zu lernen sucht, und nicht, wie es auch ausgezeichneten Geistern so oft begegnet ist, von den neuern Bestrebungen weggewendet, mit seiner Bildung abschließt. „Von dem Standpuncte aus" — so lautet ein schönes Bekenntniß seiner letzten Jahre — „worauf es Gott und der Natur mich zu setzen beliebt und wo ich zunächst den Umständen gemäß zu wirken nicht unterließ, sah ich mich überall um, wo große Bestrebungen sich hervorthaten und andauernd wirkten. Ich meines Theils war bemüht, durch Studien, eigene Leistungen, Sammlungen und Versuche ihnen entgegenzukommen und so, auf den Gewinn dessen, was ich nie selbst erreicht hätte, treulich vorbereitet, es zu verdienen, daß ich unbefangen ohne Rivalität oder Neid ganz frisch und lebendig dasjenige mir zueignen durfte, was von den besten Geistern dem Jahrhunderte geboten ward. Und so zog sich mein Weg gar manchen schönen Unternehmungen parallel, nahm seine Richtung grad' auf andere zu; das Neue war mir deshalb niemals

fremd, und ich kam nicht in Gefahr, es mit Ueberraschung aufzunehmen oder wegen veralteten Vorurtheils zu verwerfen".

Mitten unter der Anspannung seiner Kräfte für die Naturforschung begegnen wir den vielseitigsten Interessen für Kunst und Literatur. Mit großer Freude spricht er von den jährlichen Acquisitionen werthvoller Zeichnungen, Kupferstiche und Bildwerke älterer und neuerer Zeit, an denen sich sein Kunstsinn in wiederholtem Studium erbaute. Meyer's Bearbeitung der Geschichte der bildenden Kunst hielt Betrachtung und Unterhaltung über diese Gegenstände stets rege. Das Interesse für Musik steigerte sich durch den Verkehr mit Zelter. Goethe brachte 1808 in Weimar nach dem Muster seiner Theaterschule einen kleinen Gesangverein, eine „Hauscapelle", unter Eberwein's Leitung zu Stande. Donnerstags Abends war Probe, nach der man meistens zu einem fröhlichen Mahl zusammenblieb, Sonntags Aufführung vor großer Gesellschaft, wobei ein Frühstück gereicht ward. Aeltere und jüngere Theatersänger, Choristen und Liebhaber nahmen Theil. Seit 1810 konnten von dieser Gesellschaft öffentliche Musikvorträge im Theater gehalten werden, wobei solche Musikstücke gewählt wurden, welche zu hören das Publicum sonst nicht leicht Gelegenheit fand. Doch löste sich im folgenden Jahre dieser Verein wieder auf. Wie innig bei Goethe die ästhetischen Genüsse mit der Erforschung der Naturgesetze verbunden sind, sieht man aus den Tabellen der Tonlehre, welche „nach vieljährigen Studien", besonders nach den Unterhaltungen mit Zelter, 1810 abgefaßt wurden; auch über dies Capitel der Physik wollte er dadurch zu klarer Einsicht gelangen.

Auch mit den recitirenden Schauspielern wurden die Didaskalien fortgesetzt, mit den geübtesten nur bei neuen Stücken, mit den jüngeren bei frischer Besetzung älterer Rollen. „Ganz allein durch solches Nachholen und Nacharbeiten", äußert Goethe, „wird ein ungestörtes Ensemble erhalten". Die

Höhe der Leistungen der weimarischen Bühne fand eine glänzende Anerkennung bei den Darstellungen in Leipzig im Sommer des Jahres 1807, welche am 24. Mai mit einem Prologe Goethe's eröffnet wurden; schöner hat er nicht die Anhänglichkeit an Leipzig, die er stets bewahrte, ausgesprochen. „Im Ensemble, wie im Einzelnen ist Kunst, deutsche Kunst", schrieb Graf Reinhard, nachdem er der meisterhaften Aufführung des Torquato Tasso beigewohnt hatte; „Sie sind", fügte er hinzu, „der Einzige, der in dieser Art etwas geschaffen hat, das sich den Franzosen gegenüberstellen läßt". Von dramaturgischen Redactionen, welche er in dieser Epoche zum Behuf der theatralischen Darstellung unternahm, ist die bedeutendste die Bearbeitung von Shakspeare's Romeo und Julie, wobei er nach ähnlichen Grundsätzen die Scenen um die Haupthandlung zusammenzudrängen suchte, wie in seinem Götz, und sich daher von den Verehrern Shakspeare's keinen Dank erwarb, da nicht zu verkennen war, daß er in diesem „concentrirten Romeo" viele der wesentlichen Schönheiten der Shakspearischen Dichtung geopfert hatte. Den Versuch, seinen Faust für die Bühne zu bearbeiten, gab er bald wieder auf. Die französische Spionerie ward 1811 auch in Betreff der Bühnenvorstellungen so lästig, daß Goethe nicht länger die Verantwortlichkeit allein haben wollte. Daher stand ihm sein Freund, Kanzler von Müller, in der Prüfung der Stücke bei, und es gelang jeden Anstoß zu vermeiden.

In Bezug auf Goethe's Verhältniß zu der Literaturbewegung der romantischen Schule ist vornehmlich bemerkenswerth, daß er von dem strengen Festhalten an den antiken Formen nachließ und bis zu einem gewissen Grade die Berechtigung der modern-romantischen Wendung der poetischen Literatur anerkannte, so daß er sich zum großen Verdruß des alten Voß sogar der früher abgelehnten Sonettenkünstelei annahm. Er war umsichtig genug, die Tendenzen zum Mittel-

alter „als einen Uebergang zu höheren Kunstregionen“ zu betrachten; nur konnte er sich weder mit Werner's mystischen Tragödien noch mit Arnim's romantischen Extravaganzen befreunden. Was seinem klaren Geiste behagen sollte, mußte sich durch Gesundheit und Naturwahrheit empfehlen. Dem regenerirten Minnegesang konnte er keinen Geschmack abgewinnen, aber er entzückte sich an den altdeutschen Volksliedern, die in „des Knaben Wunderhorn“ (1806) zusammengestellt waren. Unter den wiedererweckten epischen Dichtungen der Vorzeit würdigte er das Lied von den Nibelungen nach Verdienst. Wie er früher dem Vossischen Homer durch seine Vorträge mehr Eingang und tieferes Verständniß verschaffte, so machte es ihm auch jetzt Freude, das deutsche Nationalepos durch neudeutsche Versionen zugänglich zu machen, und lebhaft leuchteten die Strahlen seines Auges, wenn er die herrliche Dichtung in befreundeten Kreisen vorlas. Es erwuchs daraus weiter keine poetische Production, als die dem 30. Januar 1810 gewidmeten Stanzen zur Erklärung eines Maskenzugs, die romantische Poesie, in denen wir den Namen Siegfried, Brunhild, König Rother ꝛc. begegnen.

Obwohl Goethe sich in dieser Epoche von den höheren Kunstformen der Poesie mehr weggewendet hatte, so zieht sich doch auch durch diese Jahre ein poetischer Faden hindurch. Die Balladen- und Liederdichtung trieb auch jetzt noch manche Blüthe hervor, wenn auch nicht mehr ganz so frühlingsfrisch, wie in verschwundenen Tagen. In der Muße des Badelebens richtete sich sein Blick hauptsächlich auf leidenschaftliche Verwicklungen des gesellschaftlichen Lebens, welche er in Novellenform zur Darstellung brachte. Es war dabei Plan, diese einzelnen Bilder socialer Verhältnisse unter dem Titel Wilhelm Meisters Wanderjahre zu einem Ganzen an einander zu reihen. Während des Karlsbader Aufenthalts von 1807 entstanden die Erzählungen St. Joseph der zweite, die

neue Melusine, die pilgernde Thörin, die gefährliche Wette und der schon früher begonnene Mann von funfzig Jahren. Die Wahlverwandtschaften dehnten sich zu einem größeren Roman aus, dem die wunderlichen Nachbarskinder eingefügt wurden. 1810 wurde in Karlsbad das nußbraune Mädchen geschrieben. Das erste Buch der Wanderjahre erschien 1810 im Taschenbuch für Damen; in den nächsten zehn Jahren unterblieb die Fortsetzung.

Wie aber stets die Goethe'sche Poesie in des Dichters eignen Busen griff, so hatten auch an diesen anscheinend rein objectiven Darstellungen einzelne leidenschaftliche Beziehungen Antheil. Während des gesellschaftlichen Verkehrs in den Badeorten hatte er nicht nur Gelegenheit, manche wahlverwandtschaftliche Verwicklung zu beobachten, sondern auch des Dichters Gemüth bewahrte sich noch bis ins höchste Alter die jugendliche Empfänglichkeit für weibliche Reize, und es entzückte ihn, von Geist und Anmuth der Frauen, welche er durch die Anziehungskraft seiner liebenswürdigen Persönlichkeit an sich fesselte, in einen kleinen Roman, der über die Alltäglichkeit den Schimmer der Poesie breitete, verstrickt zu werden. Aus solchen Verhältnissen erwuchs der Plan zu einer Erzählung „der Sultan wider Willen", der ihn besonders 1806 beschäftigte. Der Grundzug war darin das Interesse, womit vier Damen von ganz verschiedenen Charakteren sich Einem Manne zuwenden, jede in ihrer Art liebenswürdig.

Das seltsamste Document eines romantischen Liebesverhältnisses zwischen dem bejahrten Dichter und einem jugendfrischen Mädchen würde „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" sein, wenn nicht diese durch ihr lebhaftes Colorit geistreich täuschende Composition den factischen Vorfällen und Beziehungen jener Momente ein späteres Phantasiebild unterschöbe. Wer sie vorurtheilsfrei prüft und das Detail dieser Berichte mit dem, was wir über Goethe's dermalige innere und äußere Zustände

wissen, zusammenhält, muß sich zu dem Resultat der Kritik Riemer's bekennen, der in seiner nahen Stellung zu ihm am meisten zu einem Urtheil befähigt war, „daß das Ganze ein Roman sei, der von der Wirklichkeit Zeit, Ort und Umstände entlehne.“ Für den wahrheitliebenden Biographen ist er ganz werthlos; selbst die eingeflochtenen Geschichten aus Goethe's Kindheit sind durch phantastisches Ausmalen entstellt, und noch weniger wird man wagen dürfen, die sinnlich-übersinnlichen nächtlichen Besuche, wobei der Geheimerath keinen Anstand nimmt, den Gastwirth zum Elephanten um 3 Uhr Nachts aus dem Bette zu treiben, Promenaden und Mantelscenen zur Charakteristik des fast sechzigjährigen Dichters heranzuziehen. Auch das ist schon aus dem Stil der Briefe, der doch auch für die Kritik ein Hauptmoment ist, unzweifelhaft zu beweisen, daß die Goethe's Namen untergelegten Briefe stellenweise interpolirt und überarbeitet sind, und daß ebenfalls die Partieen in den Briefen der Bettina Brentano, welche sich für Präludien Goethe'scher Gedichte ausgeben, nichts als spätere Prosaauflösungen sind, welche noch einen Theil der Reime mit sich schleppen. Aus dem, was uns für authentische Nachricht gelten muß, geht hervor, daß Goethe Bettinens phantastischer Liebe gegenüber eine ablehnende Haltung beobachtete.

Bettina Brentano war die Tochter der in die Wertherdichtung verflochtenen Maximiliane. Sie war viel um die Frau Rath Goethe, der sie durch ihr munteres Wesen manche Stunde des Alters erheiterte. Im Jahre 1807 kam sie, damals fast zwanzig Jahr alt, zum erstenmal nach Weimar und brachte dem Dichter, der sie freundlich empfing, die schwärmerischen Huldigungen ihrer Liebe dar. Goethe äußerte sich damals gegen Riemer als Bewunderer „ihres geistreichen, wenn auch barocken Wesens“; nichts deutete indeß auf eine leidenschaftliche Neigung, und Bettina beklagte sich eines Tages gegen Riemer, daß Goethe sich gegen sie so wunderlich und sonderbar zeige.

Diesem abwehrenden Verhalten entspricht auch Goethe's Gemessenheit, als Bettina als *von Arnim's* Gattin 1811 in Weimar sich aufhielt. Als sie ihm bei ihren abendlichen Besuchen (so berichtet Riemer) von ihren Herzensangelegenheiten vorerzählen wollte, kam er ihr beständig dadurch in die Quere, daß er sie auf den Kometen, der gerade in seiner völligen Pracht und Größe am Abendhimmel stand, aufmerksam machte, ein Fernrohr nach dem andern herbeiholte und sich weitläufig über dies Meteor erging. Endlich kam es aber in diesen Herbsttagen zu einem völligen Bruch, dessen nähere Ursachen unbekannt sind; Goethe's Zorn traf sie (nach der Bezeichnung von Stephan Schütze) wie ein Donner vom Sinai. Goethe ließ ihre späteren Briefe, wenn wir diesem Theile des Romans einige factische Wahrheit zugestehen dürfen, unbeantwortet; „ich mag sie mir gern vom Leibe halten“, äußerte er gegen einen Freund, als sie ihn später in Weimar wieder aufsuchte. Bei ihrem letzten Besuch weigerte er sich, sie zu sehen, trotz inständiger Bitte.

Durch jene Jahre jedoch, in welchen Bettina's Roman spielt, zieht sich ein *anderes* leidenschaftliches Verhältniß zu einem jungen Mädchen. Daß wir darüber nichts als einige wenige Andeutungen haben, und selbst Riemer, was er sagen konnte, verschweigen zu müssen glaubte, ist um so mehr zu bedauern, als dieser Kampf des Herzens gegen die Gluth der Neigungen mit mehreren Dichtungen Goethe's in unmittelbarer Verbindung steht. Wenig enthüllen uns nur die *Sonette*, welche 1807 während eines Jenaer Aufenthalts, wo die Sonettisten A. W. Schlegel, Gries und Werner ihn mit einer „Sonettenwuth“ entzündet hatten, entstanden; ein Dutzend derselben wurde vom Adventstage (29. November) bis zum 16. December gedichtet. Wer die Muse dieser Liebessonette gewesen sei, hat der Dichter in das Geheimniß einer Charade gehüllt [32]; daß sie außer Beziehung zu Bettina stehen, ist erwiesen, obwohl sie sich einige derselben zuzueignen gesucht hat.

„Wie Petrarka's Brust der Charfreitag", so ist dem Herzen unsers Dichters der Advent von 1807 als ein ewiger Maitag eingegraben, wo ihm die schon als Kind Geliebte nun als blühende Jungfrau wieder erschien und mit allen Banden zärtlicher Liebe an sich fesselte. Die meisten der Sonette sind Elegieen der schmerzlichen Scheidestunde und der Trennung der Liebenden; einige herzliche Zeilen, vom 24. December 1807, begleiten ein kleines Christgeschenk. Bringen wir damit in Verbindung, was Goethe über seine nächstfolgenden größeren Dichtungen äußert, daß Pandora sowohl als die Wahlverwandtschaften das schmerzliche Gefühl der Entbehrung ausdrücken, daß niemand an diesem letzteren Romane eine tief leidenschaftliche Wunde verkenne, die im Heilen sich zu schließen scheue, ein Herz, das zu genesen fürchte, daß er darin wie in einer Grabesurne so manche herbe Geschicke tief bewegt niedergelegt habe, so deutet dies wohl hinreichend den Kampf der Resignation an, durch den er sich nochmals, und noch nicht zum letztenmal, aus den Wellen der Leidenschaft rettete, und läßt uns auch diese späteren Dichtungen als den poetischen Ausfluß derselben erscheinen.

Zu der dramatischen Dichtung Pandora erhielt Goethe eine äußere Veranlassung durch einen Besuch der Herausgeber der Wiener Zeitschrift Prometheus, Leo von Seckendorf und Stoll, welche sich von ihm einen poetischen Beitrag erbaten. Es wurde dadurch die ihm so geläufige Prometheusmythe wieder in seiner Phantasie lebendig und bildete sich zu einer symbolischen Dichtung, welche er streng im Charakter der antiken Tragödie zu halten gedachte. In „Pandora's Wiederkehr" sollte die aus lebendigster Erinnerung des genossenen Glückes quellende Sehnsucht nach dem Schönen, und die allen Widerstreit der Leidenschaft verklärende Hoffnung der Wiederkunft des Glückes symbolisch dargestellt werden. Nicht die frühere Titanenidee des Prometheus kehrt wieder, sondern es läutert und versöhnt

das besonnene Streben und die gottergebene Resignation, welche zuletzt zum Besitz der idealen Schönheit führen.

„Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es;
Was zu geben sei, die wissen's droben.
Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen
Ist der Götter Werk; die laßt gewähren".

Der größere Theil dieser Dichtung, voll tiefen Sinnes, obwohl in etwas schwerfälliger Form („ein abstruses Werkchen" nennt es Goethe in einem Briefe an Frau von Grotthuß), wurde in Jena gleichzeitig mit jenen Sonetten fertig, deren elegischer Ton sich in den Klageliedern des Epimetheus wiederholt, und ward 1808 in den ersten Heften des Prometheus veröffentlicht. Goethe hatte damals große Liebe zu dieser poetischen Arbeit; „Pandora", schrieb er um jene Zeit an Reinhard, „ist mir eine liebe Tochter, die ich wunderlich auszustatten gedrungen bin". Aber sei es, daß die voreilige Herausgabe eines Bruchstücks und die geringe Theilnahme des Publicums sie ihm verleidete, oder daß die Idee der Wahlverwandtschaften ihn davon abzog: sie gedieh nicht über den ersten Act, welcher 1810 herausgegeben wurde. Später ward sie nicht wieder aufgenommen. Die Wiederkehr der Pandora, in der die Fülle der Gaben des Schönen sich verkörpert, und ihr Emporschweben mit dem verjüngten Epimetheus sollten den Inhalt der nicht ausgeführten Theile bilden. [31])

Der Roman die Wahlverwandtschaften wurde 1808 entworfen und während der Sommermonate des Jahres 1809 ausgearbeitet. Wie Goethe es seit den Zeiten seiner ersten Jugenddichtungen als die Hauptaufgabe seiner poetischen Darstellung angesehen hatte, „Herzensirrung und Weltverwirrung zu betrachten", so führte er in diesem epischen Gemälde den Conflict der Naturgewalt der Leidenschaft mit den Gesetzen sittlicher Verhältnisse in seiner tragischen Entwicklung vor. Da

es durch die Natur des Stoffes etwas Düsteres hat, und die im Sinn der antiken Tragödie behandelte erschütternde Katastrophe mit der epischen Ruhe des modernen Romans contrastirt, so war diese Dichtung, obwohl sie ihrer Tendenz nach gerade die sittliche Macht der wahren Ehe zur Anschauung bringt, vielen Mißdeutungen ausgesetzt, weil die beschränkte Auffassung die objective Schilderung der Krankheit als einen Rechtfertigungsversuch ansah, gleichwie man einst dem Werther die Absicht der Vertheidigung des Selbstmords unterlegte.

Es lag in dem Wesen dieser letzten Dichtungen und der sie begleitenden Herzenserfahrungen, daß sich vielfach die Jugenderinnerungen des Dichters darin verschlangen. Daher kam ihm mit den Wahlverwandtschaften zugleich der Gedanke, die Geschichte seiner Jugend zu schreiben. Im August 1808 sprach er zuerst seine Absicht gegen Riemer aus und setzte die Ausführung auf das nächste Jahr fest. Wenige Wochen nach diesem Entschlusse versiegte die Quelle, aus der ihm für die Schilderung der Ereignisse seiner Kindheit die reichste Mittheilung hätte zufließen können. Seine Mutter starb in ihrem achtundsiebenzigsten Jahre, in der Nacht des 13. Septembers sanft entschlummernd. Ihr muntrer Sinn war ihr bis ans Ende auch unter den Beschwerden und Leiden des Alters geblieben.[31]) Kurz vor ihrem Ende hatte sie noch die Freude gehabt, ihren Enkel August auf seiner Durchreise nach Heidelberg, wo er seine Studien begann, bei sich zu sehen. Frau von Goethe reiste auf einige Wochen nach Frankfurt hinüber, um dort die Familienangelegenheiten zu ordnen.

Uebrigens wurde die biographische Arbeit noch durch manche andere Umstände hinausgeschoben. Außer der Ausarbeitung des Romans und dem Abschluß der Farbenlehre drängte sich noch ein Geschäft dazwischen, das nicht aufzuschieben war. Der Maler Philipp Hackert, uns von der italienischen Reise her als Freund Goethe's bekannt, war 1807

gestorben, und Goethe erhielt mit der Nachricht von seinem Tode ein Packet biographischer Aufsätze, deren Redaction und Herausgabe er ihm bei seinen Lebzeiten zugesagt hatte. Nach der Beseitigung der Farbenlehre nahm Goethe diese biographische Arbeit vor, welche 1811 herausgegeben und der Erbprinzessin Maria Paulowna zugeeignet ward. Da Goethe's Absicht hauptsächlich dahin ging, die Hackert'schen Papiere zu ordnen und in eine gefällige, lesbare Form zu bringen, so hatte er in diesem Buche nur stellenweise Gelegenheit, die Kunst der biographischen Schilderung geltend zu machen. Während dieser literarischen Beschäftigung, die ihn vielfach an den eigenen Lebensgang erinnerte, entwarf er zuerst das Schema seines autobiographischen Werks.

Man hat es Goethe in neuester Zeit (der patriotische Jahn nahm 1810 keinen Anstand, ihn den deutschesten Dichter zu nennen) oft zum Vorwurf gemacht, daß er, statt an den Bestrebungen patriotisch thätiger Männer theilzunehmen, das Nationalgefühl gegen die Unterdrückung aufzurufen und eine Volkserhebung gegen die Fremdherrschaft vorbereiten zu helfen, sich während der Zeit der Erniedrigung Deutschlands in Naturstudien, Novellistik und biographische Schilderungen der Vergangenheit zurückzog. Ein solches politisches Wirken lag nun einmal Goethe's contemplativer Natur fern, und niemals griff er da ein, wo er nicht ein seinen Anlagen gemäßes Gebiet der Thätigkeit fand. Er sah ein, daß er, der sich durchaus zu einem literarischen Charakter ausgebildet hatte, auf ruhiges Forschen und Bilden hingewiesen sei; was ihn in diesem folgerechten Schaffen stören konnte, lehnte er von sich ab. Was hätte er überhaupt als Minister in einem kleinen, von dem mächtigen Gewalthaber nur tolerirten Staate für Deutschlands Rettung thun können? In Weimar ließen sich weder Fichte'sche Reden an die deutsche Nation halten, noch ein Tugendbund stiften. Die Schmach des Vaterlandes hat auch er tief

empfunden — „unsrer Herrlichkeit Verhöhnen, der Erniedrigung Gewöhnen", wie er im Epimenides sich ausdrückt; aber zu dem Erfolg vereinzelter patriotischer Bestrebungen hatte er zu wenig Vertrauen, als daß er sich ihnen hätte anschließen mögen, und überdies nicht jenes specifische Nationalgefühl, das manches Herz mit glühendem Haß gegen die Franzosen und ihren Herrscher wegen der den Deutschen zugefügten Unbilden erfüllte. Auf seinem kosmopolitischen Standpuncte konnte er der Heldengröße, der Energie und dem Herrschertalente Napoleons seine Achtung nicht versagen, und mag man es immerhin unpatriotisch nennen wollen: er war Napoleonisch gesinnt.

Viel trug dazu auch die Macht des persönlichen Eindrucks bei. Während des Congresses zu Erfurt im Herbst 1808, wo die Kaiser Napoleon und Alexander über Europa's Geschicke Rath hielten, wurde auch Goethe, der sich anfangs fern gehalten hatte, von seinem Herzoge dahin beschieden und blieb mehrere Tage dort. Die ausgezeichneten Darstellungen der französischen Schauspieler, die den Kaiser der Franzosen begleiteten, um vor einem „Parterre von Königen" zu spielen, vor Allem die Kunstleistungen Talma's, bereiteten ihm großen Genuß. Nach jeder Vorstellung unterhielt er sich mit dem Herzog voll Feuer stundenlang über die Stücke und die Leistungen der Darstellenden. Am 2. October wurde er zu dem französischen Kaiser gerufen. [35]) Die Audienz dauerte fast eine ganze Stunde. Talleyrand, Berthier und Savary waren gegenwärtig, nachher trat auch Daru hinzu. Der Kaiser saß an einem großen runden Tische frühstückend, und indem er ihm winkte, näher zu kommen, fragte er nach seinem Alter und sprach seine Verwunderung aus, ihn so frischen Aussehens zu finden. Als das Gespräch sich auf Goethe's poetische Werke lenkte, nahm Daru Gelegenheit, von der Uebersetzung des Mahomet zu sprechen, worauf Napoleon auseinandersetzte, weßhalb es ein schlechtes Stück sei. Den Werther ver-

sicherte er siebenmal gelesen zu haben, und bewies seine genaue Kenntniß desselben durch eine ausführliche Analyse, wobei er bemerkte, daß an einigen Stellen die Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe vermischt seien; „das", sagte er, „ist nicht naturgemäß und schwächt bei dem Leser die Vorstellung von dem übermächtigen Einfluß, den die Liebe auf Werther gehabt hat. Warum haben Sie das gethan"? Goethe hörte ihm mit heiterem Gesichte zu und erwiderte: er wisse zwar nicht, ob ihm jemand denselben Vorwurf gemacht habe; aber er finde ihn ganz richtig und gestehe, daß hier etwas Unwahres nachzuweisen sei; allein es sei dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines Kunstgriffs bediene, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen natürlichen Wege nicht hätte erreichen können. Der Kaiser schien mit dieser Antwort zufrieden und ging wieder zum Drama über, wobei er sich über die Schicksalsstücke mißbilligend aussprach, die einer dunkleren Zeit angehört hätten. „Was will man", sagte er, „jetzt mit dem Schicksal? die Politik ist das Schicksal." Jedesmal, wenn er etwas zu Ende gesprochen, setzte er hinzu: Qu'en dit Mr. Goet?

Die Unterhaltung ward unterbrochen, indem Napoleon mit Daru über die großen Contributionsangelegenheiten sprach. Dann trat Soult ein, mit dem über polnische Angelegenheiten verhandelt ward. Der Kaiser stand auf, ging auf Goethe zu und fragte nach seiner Familie und dem herzoglichen Hause. Noch einmal zum Drama überspringend, äußerte er: „Das Trauerspiel sollte die Schule der Könige und der Völker sein; das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie sollten z. B. den Tod Cäsars auf eine würdige Weise, besser als Voltaire, schreiben; das könnte eine würdige Aufgabe ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie Alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne

auszuführen. Kommen Sie nach Paris; ich fordere es durchaus von Ihnen. Dort giebt es größere Weltanschauung; dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Darstellungen finden". Als Goethe endlich Abschied nahm, hörte man den Kaiser zu Berthier und Daru sagen: Voilà un homme!

Man konnte es Goethe anmerken, daß diese Audienz einen mächtigen Eindruck hinterlassen hatte, obgleich er vermied, von ihren Einzelheiten zu reden und selbst den Anfragen des Herzogs möglichst auszuweichen suchte. Mit dem Gedanken an eine Reise nach Paris beschäftigte er sich lange Zeit.

In den nächsten Tagen beabsichtigte Napoleon zu einem Besuche nach Weimar zu kommen. Der Herzog forderte Goethe auf, etwas zur Verherrlichung dieser Tage auszusinnen. Mehrere großartige Pläne wurden in Vorschlag gebracht, aber die Zeit zur Vorbereitung erschien zu kurz. Eine große Jagd auf dem Schlachtfelde von Jena und ein glänzender Hofball ward zur Unterhaltung der hohen Gäste veranstaltet. Da Napoleon „zu Ehren der Herzogin" seine Schauspielertruppe in Weimar spielen lassen wollte, so begab sich Goethe am 4. October zurück, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Am 6. ward „der Tod Cäsar's" aufgeführt, worin Talma als Brutus glänzte. Auf dem Hofball unterhielt sich Napoleon lange mit Goethe und Wieland, den er, da er nicht erschienen war, eigens in einem Hofwagen holen ließ. Das Gespräch wandte sich auf ältere und neuere Literatur. Gegen Goethe drückte der Kaiser aufs neue sein lebhaftes Interesse für Veredlung der tragischen Kunst aus; „das Trauerspiel", sagte er, „steht gewissermaßen über der Geschichte". Dabei sprach er sich für scharfe Abgrenzung der Gattungen aus und that die bezeichnende Aeußerung: „je suis étonné qu'un grand esprit comme vous n'aime pas les genres tranchés." Nachmals wurden Goethe und Wieland noch einmal zum Frühstück geladen und von Napoleon sehr wohlwollend behandelt, doch betraf die Un-

terhaltung mehr ihre persönlichen Lebensverhältnisse. Wenige Tage nach der Rückkehr des Kaisers nach Erfurt erhielten beide den Orden der Ehrenlegion. Vom Kaiser Alexander war Goethe schon das Jahr zuvor mit dem St. Annenorden decorirt worden.

Einige Jahre später kam Goethe in ein engeres Verhältniß zu dem Bruder des Kaisers, dem „grundedlen", Ludwig, eine Zeitlang Könige von Holland. Er lernte ihn bald nach der Thronentsagung bei einem Aufenthalt in Teplitz im Jahre 1810 kennen. Sie wohnten zufällig in Einem Hause und sahen sich häufig. Das edle zartsittliche Wesen des trefflichen Fürsten, das sich auf eine tiefe religiöse Weltanschauung gründete, zog Goethe's Gemüth sehr zu ihm hin; er gestand, man verlasse ihn nicht, ohne sich besser zu fühlen [36]).

Die politische Windstille des Jahres 1810 und der zunächst folgenden Zeit war Goethe für sein biographisches Werk höchst günstig; er konnte sich um so leichter von der Gegenwart abschließen und sich mit seiner Phantasie ganz der Vergangenheit hingeben; „die entschwundenen Geister", sagt er, „mußte ich in mir hervorrufen und manche Erinnerungsmittel gleich einem nothwendigen Zauberapparat mühsam und kunstreich zusammenschaffen." Es kam ihm bei dieser Arbeit nicht auf historische Vollständigkeit an, sondern seine Absicht war vornehmlich, den Leser in Stand zu setzen, sich daraus den Begriff stufenweiser Ausbildung einer durch ihre Arbeiten schon bekannten Persönlichkeit zu bilden. „Denn dieses" — so spricht er sich in dem Vorworte aus — „scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu sein, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen, und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus bildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abspiegelt." Als nun mit dem Jahr 1811 der erste Band unter dem Titel: Aus meinem Leben, Dichtung und

Wahrheit ans Licht trat, wußte sich ein großer Theil der Leser in diese poetische Kindheitsidylle nicht zu finden; „die Deutschen“, so äußert sich Goethe unmuthig in einem Briefe an einen Freund, „haben die eigene Art, daß sie nichts annehmen können, wie man es ihnen giebt; reicht man ihnen den Stiel des Messers zu, so finden sie ihn nicht scharf, bietet man ihnen die Spitze, so klagen sie über Verletzung; sie haben so unendlich viel gelesen, und für neue Formen fehlt ihnen die Empfänglichkeit; erst wenn sie sich mit einer Sache befreunden, dann sind sie einsichtig, gut und wahrhaft liebenswürdig“. Und das ist denn auch an diesem köstlichen Werke, das nicht nur in das individuelle Leben, sondern mit diesem tief in die ganze Bildungsperiode unserer Literatur einführt, in Erfüllung gegangen. Zur Erläuterung des Titels und der Behandlungsweise mögen noch einige Worte Goethe's dienen: „Es war mein ernstestes Bestreben, das eigentliche Grundwahre, das, insofern ich es einsah, in meinem Leben obgewaltet hatte, möglichst darzustellen und auszudrücken. Wenn aber ein solches in späteren Jahren nicht möglich ist, ohne die Rückerinnerung und also die Einbildungskraft wirken zu lassen, und man also immer in den Fall kommt, gewissermaßen das dichterische Vermögen auszuüben, so ist es klar, daß man mehr die Resultate und wie wir uns das Vergangene jetzt denken, als die Einzelheiten, wie sie sich damals ereigneten, aufstellen und hervorheben werde....... Dieses alles, was dem Erzählenden und der Erzählung angehört, habe ich hier unter dem Worte Dichtung begriffen, um mich des Wahren, dessen ich mir bewußt war, zu meinem Zweck bedienen zu können“.

Ein großer Theil dieses Werkes wurde während des Aufenthalts in den böhmischen Bädern in heiterster Muße ausgearbeitet. Die Naturwissenschaft trat für den Augenblick mehr in den Hintergrund. Dagegen erwachte mit der lebhaften Erinnerung der Jugend wieder ein reger Trieb zur lyrischen

Dichtung, welche durch die Schilderungen seines Lebens überall mit ihren sanften Tönen hindurchklingt. In dem idyllischen Badeleben zu Karlsbad entsprang 1810 eine erotische Dichtung im Geiste der römischen Elegieen, worin der Dichter in einem Ariostischen Gemälde den Conflict von Pflicht und Liebe durchführt. Weil die Schilderung der Scenen sinnlichen Liebesgenusses eine allzu lebhafte Farbengebung erhalten haben, so theilt dies Gedicht das Schicksal der unterdrückten römischen Elegieen, von Goethe's Werken ausgeschlossen zu bleiben; es ist in mehreren Abschriften vorhanden, und die Echtheit nicht zweifelhaft. Er bedurfte also nicht erst der in Karlsbad mehrfach geübten Gelegenheitsdichtung, um sich zu prüfen, „ob noch einiger poetischer Geist in ihm walte". Er ward zu dieser in den Sommern von 1810 und 1812 durch die Anwesenheit der Kaiserin von Oestreich veranlaßt, deren Liebenswürdigkeit er seine Huldigung in einer Reihe von Gedichten darbrachte, die im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad überreicht wurden. Von der Kaiserin wurde er sehr ausgezeichnet und bewahrte ihr stets eine anhängliche Gesinnung. Auf ihren Wunsch verfaßte er 1812 in Teplitz innerhalb weniger Tage das kleine Lustspiel die Wette, wobei die Aufgabe war, das Betragen zweier durch eine Wette getrennten Liebenden darzustellen. Am 28. Juli ward der Auftrag ertheilt, am 5. August konnte die Aufführung stattfinden. Im Grunde war diese Art höfischer Gelegenheitspoesie eine Sphäre, in der wir das Talent eines Goethe ungern verweilen sehen. Der Beglückwünschung der Kaiserin der Franzosen hätte der deutsche Dichter wohl überhoben sein können, wenn er gleich, wie er an Frau von Stein berichtet, von einem der ersten Staatsmänner Böhmens die Versicherung erhielt, eine bedenkliche Aufgabe glücklich gelöst zu haben. Der Umschwung der Ereignisse, den er damals nicht ahnete, nöthigte ihn zu der Palinodie in den Motto-Stanzen des Epimenides.

Der dritte Band von Dichtung und Wahrheit konnte noch beinahe zum Abschluß gebracht werden, ehe die Kriegsereignisse von 1813 von der sinnigen Betrachtung vergangener Zustände abzogen. Wenn er hier so manchem bedeutenden, vor ihm hingeschiedenen Freunde ein liebevolles Denkmal gesetzt hatte, so ward ihm noch durch das am 20. Januar 1813 erfolgte Scheiden Wieland's, welches ihn so tief erschütterte, daß ihn die Freunde kaum jemals weicher gestimmt gefunden hatten, eine besondere Veranlassung, die Verdienste auch dieses Freundes mit beredter Anerkennung zu feiern. Die von Goethe in der Freimaurerloge gehaltene Gedächtnißrede ist der schönste Denkstein auf Wieland's Grabe.

Zweites Capitel.

1813 — 1819.

Mit dem Beginn des Jahres 1813 ging ein neuer Geist durch Deutschland. Das gewaltsam niedergehaltene, tiefverletzte Nationalgefühl loderte in hellen Flammen der Begeisterung auf, und die Hoffnung flog freudig der That voran. Goethe theilte diese Stimmung nicht. Er sah nur neue Verwirrung und schwere Zeiten vor sich und ergriff jedes Mittel, um sich den Ereignissen, auf deren Gang er nicht einzuwirken vermochte, fern zu halten und ihre Rückwirkung von seiner geistigen Thätigkeit abzuwenden. Tags vor der Besetzung Weimars durch die Franzosen, am 17. April, trat er seine Reise in die böhmischen Bäder an. In Dresden, das von den Russen besetzt war, sah er Stein und Arndt [37]). Er machte auf diese keinen erfreulichen Eindruck, da er über die neuen Unternehmungen sich nicht freudig und hoffnungsvoll äußerte, sondern beklommen erschien. Als Körner, dessen Sohn in die Reihen der Freiwilligen getreten war, von Hoffnungen glücklicher Zeiten sprach, fuhr Goethe heftig gegen ihn auf mit den Worten: „Ja, schüttelt nur an euren Ketten! der Mann ist euch zu groß; ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern nur noch tiefer ins Fleisch ziehen“: eine Besorgniß, die allerdings die ersten Kriegsereignisse zu rechtfertigen schienen, da man überdies noch ungewiß war, welche Stellung Oestreich in dem europäischen Kampfe einnehmen werde. Auch von Teplitz aus kommen uns nur sorgenvolle Aeußerungen des nach Frieden verlangenden Dichters entgegen: „Wer es jetzt möglich machen kann“, —

schreibt er unterm 21. Juli — „soll sich ja aus der Gegenwart retten, weil es unmöglich ist, in der Nähe von so manchen Ereignissen nur leidend zu leben, ohne zuletzt von Sorge, Verwirrung und Verbitterung wahnsinnig zu werden". Indeß war er wieder froh, daß er in dieser jetzt zerrissenen Welt, wo man nicht mehr wisse, wem man angehöre, gesund sei und arbeiten könne.

Außer der Vollendung des dritten Theils von Dichtung und Wahrheit beschäftigte ihn eine Abhandlung über Shakspeare, obgleich seine gedrückte Stimmung wohl nicht geeignet war, die großartigen dramatischen Weltgemälde dieses Riesengeistes von einem unbefangenen Standpuncte aus zu betrachten, und zwar in einer Epoche, wo seine Poesie sich schon der orientalischen Contemplation zuneigte. Die Balladen „der Todtentanz", „der getreue Eckart", „die wandelnde Glocke", wurden damals gedichtet, und in einem Opernentwurf „der Löwenstuhl" nahm er das Sujet wieder auf, welches er früher unter dem Titel „die Jagd" episch hatte behandeln wollen; die Idee, daß die losgelassene wilde Gewalt durch Liebe und Sanftmuth versöhnt werde (in der „Novelle" führte er sie nachmals aus) war ihm wieder durch die Zeit nahegelegt worden. Daneben gewährten mineralogische Excursionen und Sammlungen seinem Geiste ebenfalls eine erwünschte Ableitung. Mit innigem Wohlbehagen führt uns seine Schilderung des Ausflugs nach den Zinnbergwerken von Zinnwalde und Altenberg (10—12. Juli) in die Stille der Natur und die idyllische Gewerbthätigkeit der Gebirgsbewohner, welche nicht lange darauf, nach dem Ablauf des Waffenstillstands und dem Eintritt Oestreichs in die Reihen der Verbündeten, allen Schrecknissen des Krieges ausgesetzt waren.

Auf der Heimreise traf Goethe in Dresden mitten unter kriegerische Zurüstungen. In Weimar rückte die jüngste französische Garde ein: General Travers, den er früher in Gesell-

schaft des Königs Ludwig von Holland kennen gelernt hatte, ward in seiner Wohnung einquartiert. Goethe suchte sich durch literarische Beschäftigung mannigfacher und zerstreuter Art über die Sorgen der Zeit, welche die Unfälle von 1806 noch einmal über Weimar bringen konnten, hinwegzuhelfen; sogar die Beschäftigung mit chinesischer Geschichte schien für den Augenblick ein willkommenes Beruhigungsmittel. Von poetischen Arbeiten ist der Epilog zu dem Trauerspiele Essex zu erwähnen, welchen Goethe für die Schauspielerin Wolf schrieb, um ihre fatale Rolle der Elisabeth zum Schluß noch einigermaßen glänzend auszustatten. Diese nach vorgängigen geschichtlichen Studien sorgfältig ausgeführte Dichtung steht in Beziehung zu den Geschicken Napoleons und giebt der unter dem Abfall der Freunde sich kühn behauptenden muthvollen Gesinnung einen Ausdruck, nicht ohne die tragische Ahnung des Sturzes: „Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag, ein letztes Glück und einen letzten Tag.“ Dies ward gerade am 18. October, dem Tage der Leipziger Schlacht, geschrieben. An eben dem Tage fiel das Brustbild Napoleons von Gyps, das in Goethe's Zimmer hing, von der Wand herab; doch nur der Rand hatte gelitten; Goethe ließ um den Rand des Bildes, den Vers eines römischen Dichters parodirend, die Worte setzen: scilicet immenso superest ex nomine multum.

Dem Rückzuge der französischen Armee entging Weimar über Erwarten glücklich. Die Oestreicher rückten ein, und der Herzog trat am 1. November vom Rheinbund zurück. Bald darauf zog er an der Spitze des dritten preußischen Armeecorps nach den Niederlanden.

Goethe, vor Allem erfreut, der Ruhe seiner Studien zurückgegeben zu sein, blieb den Ereignissen gegenüber in der Haltung des parteilosen Beobachters. Der Macht des Augenblicks, dessen Kind der Enthusiasmus ist, schien ihm der nicht unterworfen zu sein, „der in der Weltgeschichte lebt“. Seine

Natur war, wie er selbst erörtert, der „höheren" Culturstufe gemäß, auf der der Nationalhaß verschwindet, wo man gewissermaßen über den Nationen steht und ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Wenn er daher inmitten der patriotischen Aufwallung Anderer den Strom der Ereignisse in ruhiger Haltung an sich vorbeigleiten ließ und die politischen Zukunftsträume erregter edler Männer nicht theilte, so konnte es nicht fehlen, daß er Manchem theilnahmlos erschien. Indeß war diese scheinbare Kälte nicht, wie Stein sie glaubte entschuldigen zu müssen, eine Folge seines Alters, sondern stimmt nur zu der seit dem Beginn der Revolutionszeit erworbenen und geübten Mäßigung. Er rückt sich die Ereignisse der Gegenwart in die Ferne und betrachtet sie gleichsam vom historischen Standpuncte, weßhalb auch der nachherige Erfolg in den meisten Fällen der Klarheit seines politischen Urtheils Gerechtigkeit hat widerfahren lassen. Dabei bewahrte er dennoch in der Tiefe seiner Seele eine warme Liebe für sein Volk und den Glauben an dessen steigende Entwicklung und höhere Bestimmung. Wer in jenen Jahren Gelegenheit hatte, mit ihm die Geschicke der Gegenwart zu besprechen, schied (wie namentlich Varnhagen von Ense und Luden ausdrücklich versichern) mit der Ueberzeugung, „daß die im ärgsten Irrthum seien, welche den Dichter beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe, kein Gefühl für Deutschlands Ehre und Schande, keinen Glauben an unser Volk gehabt." „Er sieht nur", schreibt Varnhagen von Ense gleich nach seinem Besuche bei Goethe (im Nov. 1817) „früh und schnell die Dinge, wie die Meisten erst spät sie sehen; er hat Vieles schon durchgearbeitet und beseitigt, womit wir uns noch plagen, und wir verlangen, er soll unsere Kindereien mitmachen, weil wir sie noch als Ernst nehmen."

Das schönste Denkmal von Goethe's vaterländischer Gesinnung wie politischem Scharfblick hat uns Luden aufbewahrt;

es ist um so schätzbarer, da der Charakter dieses trefflichen Historikers die beste Bürgschaft treuer Berichterstattung ist. Luden theilte im November 1813 Goethen die Absicht mit, eine zunächst gegen Napoleon und die Franzosen gerichtete Zeitschrift unter dem Titel „Nemesis“ herauszugeben. Goethe rieth ihm von dieser publicistischen Thätigkeit ab, indem er auf dieser Bahn sich in vielfache Händel verwickeln und bald ermüden werde. „Glauben Sie ja nicht“, fuhr Goethe darauf fort, „daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Theil unseres Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen, und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinweg zu kommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn so fest, als Sie, diesen Glauben; ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt“. Nachdem er unter Hinweisung auf die frühere Weltstellung des deutschen Volks dies näher begründet hat, fährt er fort: „Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volks und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen, und mit Gut und Blut theuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirk-

lich das Volk erwacht? weiß es, was es will und was es vermag? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, von den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen, die Freiheit; vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen, nämlich Befreiung, nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosacken, Baschkiren &c..... Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur auf Westen zu richten, und alle Gefahr von dorther zu erwarten; aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus". Das aber bezeichnete Goethe als die Pflicht jedes Einzelnen, „nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken, und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht".[38])

Goethe fühlte keinen Beruf, die Zeitereignisse poetisch zu verherrlichen. Die poetische Stimmung während des Frühlingsaufenthalts (1814) zu Berka an der Ilm veranlaßte den Entwurf zu einem Vorspiel zu den Sommervorstellungen der Weimarer Schauspielergesellschaft auf dem 1811 erbauten Theater zu Halle. Allein er überließ die Vollendung desselben an Riemer, indem er der Aufforderung Iffland's, für die preußische Hauptstadt ein auf den Befreiungskrieg bezügliches Festspiel zu dichten,

nachgab. Im Mai 1814 ward des Epimenides Erwachen begonnen. Da die Festdichtung auf den preußischen Hof und seine Gäste berechnet werden mußte, so blieb bei so nahe liegenden Begebenheiten und so delicaten Beziehungen kaum eine andere Form als die allegorische übrig, welche überdies, obgleich an und für sich undramatisch, der beabsichtigten opernartigen Ausstattung günstig war. Der Dämon der Unterdrückung — das sind die Grundzüge der Haupthandlung — hat im Verein mit den Dämonen der List und des Kriegs den Glauben und die Liebe in Fesseln gelegt, doch nicht die Hoffnung. Diese verbinden sich unter einander und stärken sich zu unüberwindlicher Kraft. Sie werden durch gütige Genien ihrer Bande entledigt und besiegen den Dämon der Unterdrückung. Zum Rahmen dieses allegorischen Zeitgemäldes wählte der Dichter die Erzählung von Epimenides aus Kreta, welcher, der altgriechischen Sage nach, über funfzig Jahr in einer Höhle schlief und bei seinem Erwachen verwundert war, die Welt um sich ganz verändert zu finden. Durch die musikalische Composition, welche Capellmeister Weber in Berlin übernahm, und anderweitige Vorbereitungen ward die Aufführung bis zum nächsten Frühjahr hingezögert. Am 30. März 1815 fand sie zum erstenmal in Berlin statt und ward am nächsten Tage in Gegenwart des Hofes wiederholt. Nach Zelter's Bericht war „der Beifall wüthend", und die auf die Zeitereignisse bezüglichen Stellen wurden lebhaft applaudirt; waren doch auch dem alten Blücher bei dem Chorgesange des Vorwärts-Liedes die Thränen geflossen. In Weimar ward der 30. Januar des folgenden Jahrs durch die Aufführung des Festspiels gefeiert. Eine nachhaltige Wirkung war von dieser Dichtung nicht zu erwarten. Ungeachtet der Zierlichkeit und Künstlichkeit der Composition hat sie kein rechtes inneres Leben, und der Dichter selbst hat zugegeben, daß es diesem allegorischen Drama an Einbildungskraft und Wärme fehle. Die Schlußstrophe, welche (an das Gespräch mit Luden erinnernd) auf die wiederum den

politischen Horizont verdüsternden Wolken hinweist, ward bei der Aufführung weggelassen oder ist später hinzugedichtet:

Verflucht sei, wer nach falschem Rath
Mit überfrechem Muth
Das, was der Corse-Franke that,
Nun als ein Deutscher thut.
Er fühle spät, er fühle früh:
Es sei ein dauernd Recht!
Ihm geh' es trotz Gewalt und Müh'
Ihm und den Seinen schlecht!

Den glücklichen Zustand Deutschlands nach der Befreiung von dem Joch der Fremdherrschaft, „die große politische Atmosphären-Veränderung" äußerte auch auf Goethe eine verjüngende Wirkung, und er fühlte, daß es jetzt „dem Epimenides nicht heilsam sein würde, im Schlummer zu verharren". Ein dichterisches Wohlgefühl kommt wieder über ihn, als er in den nächsten beiden Jahren 1814 und 1815, statt in dem engen Karlsbader Thale Pflanzen und Steine zu sammeln, „zu des Rheins gestreckten Hügeln — weingeschmückten Landesweiten" hinzieht und in offenem Verkehr mit vertrauten Freundekreisen Herz und Sinn wieder der Fülle des Lebens öffnet: „der Wunsch in die freie Welt" — das sind seine eignen Worte — „besonders aber ins freie Geburtsland, zu dem ich wieder Lust und Antheil fassen konnte, drängte mich zu dieser Reise".

Einen besonderen Reiz hatte dieser Ausflug an den Rhein noch dadurch, daß er in Wiesbaden einige Wochen mit seinem Freunde Zelter zusammen zu sein hoffte. Das Verhältniß zu diesem hatte sich seit einigen Jahren zur innigsten Freundschaft gesteigert; das Unglück hatte das Band fester geschlungen. In der schmerzlichen Lebensepoche im November des Jahres 1812, da Zelter über den Tod seines ältesten Sohnes, der sich selbst entleibt hatte, in tiefe Trauer versetzt war, gaben ihm Goethe's tröstende Zeilen das brüderliche Du; die vielsagenden Worte: „Du hast Dich auf dem schwarzen Probirsteine des Todes als

ein echtes geläutertes Gold aufgestrichen; wie herrlich ist ein Charakter, wenn er so von Geist und Seele durchdrungen ist" — waren eine fürs Leben gewonnene Ueberzeugung, die niemals wankte. Seit diesem Briefe durfte Zelter, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, denken, an die Stelle eines verlorenen Sohnes einen lebendigen Bruder gewonnen zu haben. Zwar gehörte Zelter als Musiker einer ganz anderen Sphäre der geistigen Thätigkeit an, als Goethe, und konnte diesem nicht, wie Schiller, so viel zurückgeben, als er empfing; aber Goethe hatte seinen rein-menschlichen Werth, die Kernhaftigkeit seiner sittlichen Natur erkannt und schätzte in ihm vor Allem die Tüchtigkeit und Geradheit seines Charakters, der „von allen seltenen Gaben die seltenste ein Freund zu sein" in reichem Maße besaß. [29])

Schon während des frischen Naturgenusses auf der Hinreise fand Goethe die innigen, heiteren Töne seiner Lyrik wieder, die viele Jahre hindurch geschlummert hatten.

„Und da duftet's, wie vor Alters,
Da wir noch von Liebe litten,
Und die Saiten meines Psalters
Mit dem Morgenstrahl sich stritten."

(Fulda, 26. Juli.)

Zwar erneuern sich auch in Wiesbaden die Karlsbader Studien, indem das mineralogische Cabinet des Bergraths Cramer die Merkwürdigkeiten der dortigen Gebirgsbildung, unter andern viele „Prachtstücke" aus den Bergwerken des Westerwaldes, vor Augen legte. Allein in all seinen Schilderungen der Ausflüge ins schöne Rheingau weht uns wieder die poetische Fülle des Naturgenusses entgegen. Er fühlt sich der bewegten Menschenwelt wieder näher und mischt sich froh in das rege Leben des munteren Rheinvolkes. Dem St. Rochusfest, welches am 16. August in der St. Rochuscapelle bei Bingen von einem Strom Wallfahrender festlich begangen ward, widmete er wieder die Aufmerksamkeit, wie einst in friedlichen Tagen den römischen Kirchenfesten, und ließ sich, um

alle Vorgänge im bunten Menschengewimmel anzuschauen, in und außer der Kapellr hin und her drängen. Es rührte ihn die innige Freude der Menge, welche mit diesem Feste das Glück des wiedergekehrten Friedens und den Beginn goldener Zeiten feierte. In den ersten Septembertagen verlebte er schöne Stunden auf dem Landsitz Winkel bei der Familie Brentano, in deren Begleitung er viele Ausflüge längs des Rheins machte und bei Schlössern und Kapellen, schönen Aussichten und weinbegrünten Landschaften wieder mit dem entzückten Blick der Jugend verweilte. Er bekennt es selbst, seit dieser Reise an den Rhein eine größere Milde und Schonung gegen die Menschen gewonnen zu haben. Es ist die „milde Sonne seiner letzten Jahre“, welche seit jenen am Rhein genossenen Tagen ihren freundlichen Glanz über den Abend seines Lebens verbreitete.

Seine Vaterstadt Frankfurt hatte er in siebenzehn Jahren nicht gesehen. Inzwischen hatte er ihr noch vor kurzem in seiner Biographie den schönsten Tribut dankbarer Anhänglichkeit gezollt. Diesmal bereitete man ihm einen Empfang, in welchem sich die lebhafteste Verehrung aussprach. Die Vorstellung des Tasso wurde angeordnet, und Goethe von den Directoren des Frankfurter Theaters feierlich dazu eingeladen. Als er Abends in die für ihn bestimmte Loge trat, welche mit Blumengewinden und Lorbeerkränzen geschmückt war, empfing ihn das überfüllte Haus mit lautem Jubel, der während einer Symphonie von Haydn noch fortwährte. Erst als sich der Vorhang hob, trat eine feierliche Stille ein, und ein Prolog begrüßte den Dichter. Während des am Schluß gesprochenen Epilogs wurden die Kränze von den Büsten Ariost's und Virgil's genommen und ihm überreicht. Als er das Theater verließ, waren Treppen und Gänge von dichtgedrängten Reihen von Zuschauern gefüllt, durch die er freundlich dankend hindurchging. Auch ein schönes öffentliches Fest genoß er hier; er konnte in seiner befreiten Vaterstadt der ersten Feier des 18. Octobers beiwohnen.

In Frankfurt freute er sich besonders des vielseitig angeregten Interesses für Kunst und Naturwissenschaften; was in Privatsammlungen an Kunstsachen und sonstigen belehrenden Schätzen vorhanden war, ward im Einzelnen sorgfältig betrachtet und beschrieben. Viel Genuß und Belehrung fand er in Hanau im Umgang mit dem Geheimrath von Leonhard, mit dem er schon seit Jahren über Mineralogie correspondirt hatte; bei ihm fand er ein ausgezeichnetes Mineraliencabinet. Unter den Sammlungen des Darmstädter Museums hatte er seines wackern Merck zu gedenken; Manches, was er früher in dessen Privatbesitz gesehen und bei seinen ersten naturwissenschaftlichen Studien benutzt hatte, fand er hier wieder.

Nach Heidelberg zog ihn Sulpiz Boisserée. Im Jahre 1811 war dieser begeisterte, sinnvolle Kenner mittelalterlicher Kunst mit einer wichtigen Folge von darauf bezüglichen Zeichnungen und Kupfern nach Weimar gekommen und hatte schon damals Goethe's Kunstbetrachtung auf den Werth der Kunst des Mittelalters hingelenkt; „es ward ein treuer Sinnes- und Herzensbund mit dem edlen Gaste geschlossen, der für die übrige Lebenszeit folgereich zu werden versprach". Diese Einwirkung trat jetzt in gemeinsamen Studien erst nach ihrer ganzen Bedeutung hervor. Die Boisserée'sche Sammlung niederländischer und altdeutscher Gemälde, die Pläne und Risse des Kölner Doms und anderer altdeutschen Gebäude gewährte Goethe eine klare Einsicht in ein Gebiet der Kunstgeschichte, das er bis dahin nur flüchtig durchstreift hatte. Auf dieser Reise an den Rhein, von der er am 27. October zurückkehrte, waren ihm so „unendliche Schätze des Anschauens und der Belehrung geworden, vom Granit an bis zu den Arbeiten des Phidias und von da rückwärts bis auf unsere Zeiten", daß er sich angetrieben fühlte, sie im nächsten Jahre zu wiederholen.

Zwar war 1815 der politische Horizont nicht mehr so heiter, wie das Jahr vorher: „Napoleons Wiederkehr von

Elba erschreckte die Welt; hundert schicksalschwangere Tage mußten wir durchleben". Als er in Wiesbaden gegen die Mitte des Juni anlangte, fand er dort die preußische Garde. Die Schlacht von Waterloo ward in Wiesbaden zu großem Schrecken voreilig als verloren gemeldet, und viele Badegäste machten schon in Furcht vor schneller Ausbreitung der französischen Truppen Anstalten zum Einpacken. Die rasche Entscheidung brachte bald wieder alle Verhältnisse ins Gleiche. In der Nähe und Ferne wurden die Rheingegenden von unserm Dichter wieder durchstreift, und neue Bekanntschaften mit ausgezeichneten Männern schlossen sich an altbewährte an. Zu Biberich traf er mit dem Erzherzog Karl zusammen, welcher ihn durch seine belehrenden Unterhaltungen sehr anzog und mit seinen Werken über seine Feldzüge beschenkte. Mit Bergrath Cramer ward eine Reise durch das Lahnthal ausgeführt, von wo sie geognostische Ausbeute heimbrachten. In Gesellschaft des Ministers von Stein war Goethe auf der Fahrt nach Köln, wohin er sich in der Absicht, in die altdeutsche Kunst durch gründlicheres Anschauen einzudringen, begab; „der Aufenthalt, so kurz er war, ließ doch unvergängliche Wirkungen zurück".

Die Seele dieser kunstgeschichtlichen Forschungen war der Umgang mit Sulpiz Boisserée. Mit ihm machte Goethe die Reise von Wiesbaden über Mainz, Frankfurt und Darmstadt. In seiner Gesellschaft betrachtete er abermals die werthvollen Sammlungen dieser Städte. Jene Studien der Kunst, denen Boisserée sein Leben gewidmet hatte, waren fast der alleinige Inhalt ihrer Gespräche. In Heidelberg fand Goethe bei dem Freunde die gastlichste Aufnahme. Bei einem Aufenthalt von mehreren Tagen hatte er die schönste Gelegenheit die kostbaren Sammlungen mehrere Tage zu betrachten und sich in historischer wie artistischer Hinsicht von ihrer charakteristischen Vortrefflichkeit zu überzeugen. Die Kölner Studien kamen bei den Zeich-

nungen und Rissen alterthümlicher Gebäude wieder zur Sprache, und durch vielfache Verhandlungen fühlte man sich befähigt, „aus einer großen, oft wunderlichen und verwirrenden Masse das Reine und Schöne, wohin der menschliche Geist unter jeder Form strebt, herauszufinden und sich zuzueignen".

Von Heidelberg auf Würzburg reiste Goethe noch in Gesellschaft von Sulpiz Boisserée; „da uns beiden der Abschied wehe that, so war es besser, auf fremdem Grund und Boden zu scheiden, als auf dem heimischen". Ueber Meiningen, den Thüringer Wald und Gotha langte er am 11. October wieder in Weimar an.

Er hatte sich wieder mit liebevollem Entzücken in der Welt umgesehen, und das Gefühl dieses glücklichen Zustandes mußte noch dadurch erhöht werden, daß er kurz vor und nach dieser zweiten Rheinreise die Schilderungen seiner italienischen Reise redigirte, aus denen die Lichtblicke der reinsten Seelenerhebung aufs neue erwärmend und belebend ihm entgegenleuchteten.

Indeß wollte er auch nicht die Früchte der gegenwärtigen Reisen dem deutschen Publicum vorenthalten. Er begann die Zeitschrift Kunst und Alterthum, welche von 1816 bis 1828 die Studien des Greises begleitete und ihm Gelegenheit bot, mit Allem, was die weiterschreitende Zeit Bedeutendes hervorbrachte, in lebendiger Berührung zu bleiben und von dem hohen Standpuncte seiner individuellen Bildung auf die Gegenwart zu wirken. Die ersten Hefte, deren Titel noch die Beziehung auf die Kunstgegenstände der Rhein- und Maingegenden andeutete, enthielten die Ergebnisse der letzten Reisebeobachtungen und waren vornehmlich in Bezug auf die Boissereéschen Sammlungen von entschiedenem Einflusse auf das öffentliche Kunsturtheil. Goethe wies mit kunsthistorischem, vorurtheilsfreiem Blick das Verhältniß der ältesten deutschen Malerei zur byzantinischen Kunst nach und war der Erste,

welcher der Wirksamkeit des Johann van Eyck Anerkennung verschaffte. Uebrigens beschränkte sich diese Zeitschrift nicht auf Kunst und Alterthum; „denn" — sagte er schon im Beginn des Unternehmens — „wie lassen sich die beiden ohne Wissenschaft und diese drei ohne Natur denken?"

Hatte er sich zur Zeit der Propyläen auf seinem antiken Standpuncte mehr abwehrend der Richtung der modernen Kunst zur Romantik entgegengestellt, so war er jetzt mit dem neuen Geiste mehr versöhnt und hatte vielfach Anlaß, fördernd einzugreifen. Als die mecklenburgischen Stände im December 1814 den einstimmigen Beschluß faßten, die Verdienste des Fürsten Blücher durch Errichtung eines Denkmals in seiner Geburtsstadt Rostock zu ehren, ward Goethe von dem damit beauftragten ständischen Ausschuß angegangen, durch seinen Rath und sein Gutachten die Ausführung des Planes zu unterstützen und zu leiten. Nachdem mit Director Schadow in Berlin vorgängig über die Idee des Kunstwerks correspondirt worden war, kam dieser mit dem Modell nach Weimar, wo sich beide über die noch vorzunehmenden Veränderungen verständigten. Im Sommer 1818 wurde der Erzguß der neun Fuß hohen Statue vollendet und im folgenden Jahre das Denkmal aufgestellt. Zwei Relieftafeln wurden von Goethe entworfen; die eine stellt dar, wie der Held vom Sturz mit dem Pferde sich aufrafft, während der Genius des Vaterlandes ihn mit der Aegide beschützt; die andere zeigt den Helden zu Pferde, indem er dämonische Gestalten in den Abgrund jagt. Die Zeilen der von Goethe verfaßten Inschrift lauten:

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß:
So riß er uns
Von Feinden los.

In eben diesem Jahre erhielten Goethe's Kunststudien von vielen Seiten die lebendigste Anregung, so daß ihm das Jahr

1818 in dieser Hinsicht als eine neue Epoche erscheinen konnte. Die Elgin-Marmoren, diese herrlichen Ueberreste griechischer Kunst, aus der Periode ihrer höchsten Blüthe, waren im britischen Museum angelangt. Gypsabgüsse und Zeichnungen gelangten bald auch in Goethe's Nähe, und mit der Begeisterung seiner italienischen Studien ergriff er die, wenn auch nur in mangelhaften Copien, dargebotene Belehrung. Er erzählt uns, wie die Begierde, etwas dem Phidias Angehöriges mit Augen zu sehen, so lebhaft und heftig ward, daß er, an einem schönen sonnigen Morgen ohne Absicht aus dem Hause fahrend, von seinem leidenschaftlichen Verlangen plötzlich ergriffen, aus dem Stegreif nach Rudolstadt lenkte und sich dort „an den erstaunenswürdigen Köpfen von Monte Cavallo für lange Zeit herstellte." Mit Abzeichnungen und Gypsabgüssen gelang es ihm seine eigenen Sammlungen zu vervollständigen. Auch seine Münzsammlung erhielt werthvolle Zugaben. Nach Beobachtungen antiker Münzen verfaßte er den Aufsatz über Myrons Kuh. Diese anhaltende Beschäftigung mit antiker Kunst trieb ihn (1818) zu dem Versuche, die Gemäldeschilderungen des Philostrat, mit denen er sich schon in der Epoche der Propyläen eifrig beschäftigt hatte, zu bearbeiten, „mit dem Vorsatz, das trümmerhaft Vergangene durch einen Sinn, der sich ihm gleichzubilden trachtet, wieder zu beleben."

Manche Belehrung über neuere Kunst ward ihm durch Ankauf von Zeichnungen und Kupferstichsammlungen. Vieles Werthvolle brachte der Herzog von seiner Reise nach Oberitalien heim, unter Anderem Abzeichnungen von Leonardo da Vinci's Abendmahl, welche, in Verbindung mit dem Werke Bossi's, Goethe 1817 zu der ausführlichen Abhandlung über dies fast vernichtete Meisterwerk veranlaßten.

Fast sollte man aus dieser Schilderung seiner umfangreichen Thätigkeit für ältere und neuere Kunst den Schluß ziehen, daß die Naturwissenschaften und andere geistige Interessen dadurch

zurückgedrängt worden seien. Und doch, welche weite Gebiete vermochte dieser große Geist neben einander mit gleicher Liebe und Tiefe zu umfassen! Schon im Obigen wird mehrmals angedeutet, wie angelegentlich er während seiner Reisen in den Rheingegenden sich mit mineralogischen Forschungen beschäftigte. Diese wurden auch fernerhin mit solchem Eifer fortgesetzt, daß er zum Jahre 1817 die Bemerkung machen kann, Geognosie, Geologie, Mineralogie und Angehöriges seien an der Tagesordnung gewesen. Die merkwürdigen Thonschieferplatten aus dem Lahnthal stellte er als Tableau zusammen. Er studirte eine große Anzahl geologischer Werke und Charten; nach v. Leonhard's großen Tabellenwerken ordnete er seine Privatsammlung und die durch neue ansehnliche Anschaffungen bereicherten Sammlungen des Museums. In den Sommermonaten der Jahre 1818 und 1819 hielt er sich in Karlsbad auf und nahm die böhmische Geognosie wieder mit ungeschwächter Energie auf. „Bei dem schönsten denkbaren Wetter" — schreibt er im October 1819 an Zelter — „ging und fuhr ich in der ganzen Gegend umher . . . . . überall Steine geklopft, so daß ich zuletzt die bekannte Müller'sche Sammlung von hundert Stücken ebenso, als wenn der gute Alte noch lebte, zusammenlegen konnte." Auch die Geologie entfernter Länder und Welttheile ward zu diesen Studien mehr und mehr herangezogen, und es verband sich damit eine so umfangreiche Lectüre wissenschaftlicher Reisewerke, daß mancher Besucher nicht wenig überrascht war, Goethe z. B. von den sittlichen und politischen Zuständen Nordamerika's mit der genauesten Detailkenntniß reden zu hören.

Im Jahre 1816 bereitete Goethe die Herausgabe mehrerer naturwissenschaftlichen Abhandlungen vor, welche unter dem Titel „Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie; Erfahrung, Betrachtung, Folgerung, durch Lebensereignisse verbunden" seit 1817 heftweise erschienen. Ein poetisches

Seitenstück zu der Elegie „Metamorphose der Pflanzen" gab er 1819 in dem didaktischen Gedichte „Metamorphose der Thiere." Sein botanisches Studium, dessen Geschichte er damals in einem ausführlichen Aufsatze darlegte, ward durch mannigfache Beobachtungen gefördert. Die chemischen Studien wurden unter Döbereiner's Leitung fortgesetzt. Die Farbenlehre erhielt eine Erweiterung durch die Theorie jener Farbenerscheinungen, welche von „seinem vieljährigen Freunde und Mitarbeiter" Doctor Seebeck zuerst entdeckt und von ihm entoptisch genannt waren. Goethe faßte die Resultate der während dieser Jahre angestellten Versuche, welche er „bis ins Grenzenlose vermannigfacht hatte", als Supplement seiner Farbenlehre in zwei Abhandlungen zusammen, worin er ihren atmosphärischen Ursprung nach seiner Theorie erklärte. „Die Richtigkeit meiner Ansichten" — so spricht er sich in dem Vorworte aus — „kenne ich zu gut, als daß mich die Unfreundlichkeit der Schule im mindesten irre machen sollte; mein Vortrag wirkt in verwandten Geistern fort; wenige Jahre werden es ausweisen."

Kaum läßt unsere bisherige Erzählung ahnen, daß neben dieser vielseitigen Thätigkeit sich ein neues, weit aussehendes Feld geistiger Interessen aufgethan hatte, in dessen Mitte ein anmuthiger Dichtergarten fröhlich emporwuchs. Es war mitten unter den Besorgnissen des Jahres 1813, als Goethe an der Hand des ausgezeichneten persischen Lyrikers Hafis, dessen „Divan" ihm in der von-Hammer'schen Uebersetzung zukam, sich in der freundlichen Phantasiewelt der morgenländischen Dichtung [40]) erging und sich durch diese Beschäftigung „über bedenkliche Zeiten hinweghalf." Mit besonderer Vorliebe ergriff er das innerste Wesen dieses lebensfrohen Dichters und „suchte sich durch eigene Production mit ihm in Verhältniß zu setzen." Es dürften daher wohl schon in den Tagen, als die verbündeten Armeen über den Rhein zogen, nicht erst nach

dem Datum der Ueberschrift ein Jahr später, die Strophen der Hegire gesungen sein:

Nord und West und Süd zersplittern,
Thronen bersten, Reiche zittern.
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten;
Unter Lieben, Trinken, Singen
Soll dich Chisers Quell verjüngen.

Diesen Quell der Verjüngung empfing bald seine lyrische Poesie von innen heraus, als mit der Wiederkehr der Friedenszeit das Gemüth des Dichters wieder von Liebe und heiterer Lebensfreude erfüllt ward. Für diese lyrischen Empfindungen des Greises, die sich von selbst zur Reflexion und allegorischen Einkleidung neigten, schienen die Formen der orientalischen Poesie das zierlichste und geeignetste Gefäß zu sein. „Diese muhamedanische Religion," schreibt er später an Zelter, „Mythologie, Sitte geben Raum einer Poesie, wie sie meinen Jahren ziemt. Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Ueberblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erdetreibens, Liebe, Neigung zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend — was will der Großpapa weiter?"

Während der geistesfrischen Jahre 1814 und 1815 quollen die lyrischen Gedichte so reichlich hervor, daß er nach dem Muster seines Hafis einen westöstlichen Divan gründen und ihn schon nach der Verschiedenartigkeit des poetischen Inhalts in Bücher abtheilen konnte. Einige, wie das Buch des Timur, welches Rückblicke auf die napoleonische Zeit enthalten sollte, gediehen nicht weit; aber die der Liebe gewidmeten Bücher schlangen sich rasch zu vollen Liederkränzen zusammen. Das stärkste der Sammlung ward das Buch Suleika. In diesen liebeglühenden Liedern zieht die Leidenschaft des Dichtergreises den Glanz orientalischer Bilderspache heran, um die

jugendliche Geliebte und ihre beglückende Gegenliebe zu feiern. Der größte Theil derselben ward während des Herbstaufenthalts 1815 in Frankfurt gedichtet und läßt auf ein leidenschaftliches Liebesverhältniß schließen, das ihm die Wärme jugendlicher Liebesempfindung zurückgab.

Du beschämst wie Morgenröthe
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Hatem [Goethe]
Frühlingshauch und Sonnenbrand.

Darauf deuten auch des Dichters Worte hin, wenn er in den Erläuterungen sagt, dies Buch möchte wohl für abgeschlossen anzusehen sein; „der Hauch und Geist einer Leidenschaft, der durch das Ganze weht, kehrt nicht leicht wieder zurück, wenigstens ist dessen Rückkehr, wie die eines guten Weinjahrs, in Hoffnung und Demuth zu erwarten." Daß diese Lieder in keiner Beziehung stehen zu dem schon seit vier Jahren völlig abgebrochenen Briefwechsel mit einem Kinde, das sich auch als Suleika hat eindrängen wollen, bedarf wohl kaum einer Bemerkung.

Es war Goethe's Absicht, im Jahre 1816 mit herannahender guter Witterung die schönen Tage der Rheinreise abermals zu genießen. Meyer wollte ihn begleiten. Man hoffte in den Kunstsammlungen die gemeinschaftlichen Studien zu erneuern und dann in Baden-Baden die Heilkraft der Mineralquellen und der reizenden Naturumgebung zu genießen: „Pläne waren entworfen, wie Alles zu genießen und zu nutzen wäre." Aber kaum war am 20. Juli die Hälfte des Erfurter Weges zurückgelegt, als „der ungeschickteste aller Fuhrknechte" auf ebener Straße den Wagen umwarf. Die Achse brach, und Meyer beschädigte sich so bedenklich an der Stirn, daß sie sogleich nach Weimar umzukehren genöthigt waren, und die Reise wenigstens um 14 Tage verschoben werden mußte.

Goethe hatte, wie alle tiefpoetischen Gemüther, einen Glauben an Ahnungen, an geheimnißvolle Wechselbeziehungen der Ereignisse. Den Lesern von Dichtung und Wahrheit ist bekannt, wie sich dieser Hang seines Gemüths schon in seiner Jugend in mancherlei Combinationen manifestirt. Auch glaubte er späterhin, bei mehreren Gelegenheiten diesen Glauben erprobt gefunden zu haben. „Aus Unmuth und Aberglaube", wie er selbst sich ausdrückt, ward daher die Reise an den Rhein, wo man ihn schon sehnlichst erwartet hatte, übereilt aufgegeben, und die Freunde verweilten einige Wochen in dem kleinen thüringschen Bade Tennstädt in der Nähe der Unstrut. Auch Wolf kam auf ein Paar Tage dorthin und belebte die Unterhaltung, obgleich Goethe seinen Unwillen nicht zurückhalten kann, daß dessen zunehmende Widerspruchslust seinem Umgange mehr und mehr das Erfreuliche und Anregende früherer Jahre entziehe. Viele Freude machte ihm in diesen einsamen Wochen das Studium der Humboldtischen Uebersetzung des Agamemnon von Aeschylus, da er dies Stück „von jeher abgöttisch verehrt hatte." Auch verdanken wir dem Tennstädter Aufenthalt die ausführliche Darstellung des Rochusfestes, welche als ein Seitenstück zu der Carnevalsschilderung im Detail ausgemalt ward.

Der rheinische Liederfrühling war mit dem Jahre 1816 verblüht. Es brachte viele trübe Ereignisse, unter diesen auch den Tod seiner Frau, der ihn mehr, als man erwarten mochte, niederbeugte. In den an ihrem Todestage (6. Juni) niedergeschriebenen Zeilen:

„Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen" —

und in den Worten an Zelter: „Wenn ich Dir, derber, geprüfter Erdensohn, vermelde, daß meine liebe, kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen: so weißt Du, was es heißen will" —

spricht sich ein ungeheuchelter Schmerz aus. Auch der Tod der Kaiserin von Oestreich, welche er innig verehrte, „versetzte ihn in einen Zustand, dessen Nachgefühl ihn nicht wieder verließ.“ Nicht minder tief schmerzte das frühe Hinscheiden der „unvergeßlichen“ Prinzessin Caroline von Weimar, welche mit dem Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin vermählt war. Mitten unter so vielen Gräbern der Geliebten (Zelter verlor in diesem Jahre einen hoffnungsvollen Sohn und eine blühende Tochter) erklang kein Lied der Freude, sondern jener feierliche Gesang der „Trauerloge“: „Ach, von neuen frischen Hügeln Freund an Freunden überdeckt!“ Doch freudige Hoffnung erweckte wieder der Beginn des nächsten Jahres, da sein Sohn August, der bereits in weimarischen Staatsdienst getreten war, sich mit dem Fräulein Ottilie von Pogwisch verlobte. Diese eheliche Verbindung erheiterte den Lebensabend des Dichters durch die geistreiche und liebevolle Nähe einer geliebten Schwiegertochter, und in der zärtlichen Anhänglichkeit an die Enkel genoß er noch einmal das Glück des Vatergefühls. Im nächsten Jahre sang er seinem Walther ein heiteres Wiegenlied.

Wenn gleich in diesen Jahren die Liedersammlung des westöstlichen Divans keinen erheblichen Zuwachs erhielt, und auch der Entwurf zu einer orientalischen Oper bald wieder bei Seite gelegt ward, so wurden gleichwohl die philologisch-historischen Studien orientalischer Literatur mit unausgesetztem Fleiße betrieben. Durch ältere und neuere Reisebeschreibungen suchte sich Goethe ein deutliches Bild von den Culturzuständen und Sitten des Orients zu verschaffen. Viel Belehrung verdankte er den Werken von Jones, den „Fundgruben“ von Hammer's, den Denkwürdigkeiten des Orients von dem Prälaten von Diez &c. Mit letzterem trat er in einen wissenschaftlichen Briefwechsel, der bis an dessen Tod fortgesetzt ward. Diez und der gelehrte Orientalist J. G. L. Kosegarten übersetzten für ihn Manches, wodurch er glaubte in seinen

Studien Aufklärung zu erlangen; auch blieb er nicht ohne Berührung mit Silvestre de Sacy, dem Meister orientalischer Gelehrsamkeit. Um aber diese Literaturkunde nicht bloß aus zweiter Hand zu empfangen, beschäftigte er sich auch, besonders in dem Winter 1817—18, mit orientalischen Sprachstudien und bemühte sich Manuscripte so zierlich wie möglich nachzuschreiben. Von diesen Uebungen im Schönschreiben findet man in den Gedichten des Divans mehrere Spuren.

Da die ersten Proben dieses lyrischen Cyklus im Damenkalender von 1817 mehr irre gemacht als vorbereitet hatten, so entschloß er sich, als er im März 1818 den Druck des Divans beginnen ließ, das Material seiner gelehrten Studien über den Orient in einzelnen erläuternden Abhandlungen zu bearbeiten und mit diesen die vollständige Ausgabe von 1819 zu begleiten. Diese werthvolle Zugabe beweist, wie der sichere klare Blick des Naturforschers sich auch in der Darstellung der Eigenthümlichkeit der Weltansicht und Sitte ferner Völker und Zeiten bewährte.

Mit dem „Buche des Sängers", dessen Lieder sich auf die persönlichen Verhältnisse des Dichters beziehen, verbindet sich, wie er selbst andeutet, dem Geiste nach die Dichtung zu dem Weimarer Maskenzuge, welcher bei Anwesenheit der Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna am 18. December 1818 stattfand. „Der Zug" — berichtet Goethe an Zelter — „bestand beinahe aus 150 Personen; diese charakteristisch zu costümiren, zu gruppiren, in Reihe und Glied zu bringen, und bei ihrem Auftritt endlich exponiren zu lassen, war keine kleine Aufgabe, sie kostete mich fünf Wochen und darüber. Dafür genossen wir jedoch des allgemeinsten Beifalls. . . . Ich habe mich persönlich am wenigsten zu beklagen; denn die Gedichte, auf die ich viel Sorgfalt verwendet, bleiben übrig, und ein kostbares Geschenk von der Kaiserin, erhöht durch freundliche, gnädige und vertrauensvolle Aufnahme, belohnte mich über

alle Erwartung." Indem die Erbgroßherzogin ihn mit der Anordnung dieses Festzugs und der Ausführung der ihn erläuternden Dichtung beauftragt hatte, war es ihr Wunsch, daß dabei die einheimischen Geisteserzeugnisse in beziehungsreichen Bildern vorgeführt würden. Der Dichter hatte daher Gelegenheit, die glänzende Literaturperiode Weimars, als deren Repräsentant er übrig geblieben war, in erhebenden Bildern zur Anschauung zu bringen. Eine große Gesinnung hat jene Strophen eingegeben, welche die dahingeschiedenen Größen Weimars, von denen er im Leben manche unfreundliche Begegnung zu erfahren hatte, charakterisiren. „Eine reine, wohlgefühlte Poesie" — sagt er in den Noten zum Divan in Bezug auf diese Gedichte, augenscheinlich im Hinblick auf Herder, — „vermag allenfalls die eigentlichsten Vorzüge trefflicher Männer auszusprechen, deren Vollkommenheiten man erst recht empfindet, wenn sie dahingegangen sind, wenn ihre Eigenheiten uns nicht mehr stören und das Eingreifende ihrer Wirkungen uns noch täglich und stündlich vor Augen tritt". Von seinen eigenen Leistungen spricht er mit der ihm eigenen wahren Bescheidenheit; von der falschen, die auf eine mit Verstellung verknüpfte Selbstverläugnung und Schmeichelei gegen die behagliche Nullität Anderer hinausläuft, hat er zum „Buche des Unmuths" ein treffendes Wort gesagt.

Uebrigens ward in dem Zeitabschnitt, bei welchem wir jetzt verweilen, Goethe's Geschäftsthätigkeit auch durch anderweitige amtliche Verpflichtungen sehr in Anspruch genommen. Nach wiedererlangtem Frieden zeigte sich in allen deutschen Staaten ein Drang nach neuen Organisationen, und auch Weimar, durch die Wiener Congreßbeschlüsse vergrößert und zum Range eines Großherzogthums erhoben, blieb nicht zurück. 1815 ward das Staatsministerium neu organisirt, wodurch auch Goethe's Ministerialgehalt auf 3000 Thaler nebst einem Zuschuß zur Haltung eigener Equipage erhöht ward. Eine land-

ständische Verfassung wurde versprochen, deren Grundgesetz am 15. Mai des nächstfolgenden Jahres vollzogen wurde. Bei der Huldigungsfeierlichkeit am 7. April 1816 stand Goethe als ältester Diener und Freund des Großherzogs rechts zunächst am Thron. Er erhielt, gleichwie sein College von Voigt, das Großkreuz des am 30. Januar gestifteten weimarischen weißen Falkenordens [41]). „Die Würden, Ehren und Auszeichnungen", berichtet er an Zelter, „die uns zu Theil wurden, sagten jedem Verständigen mit vernehmlicher Stimme, daß er sich in der ersten Zeit nicht selbst angehören werde. Mir wird indessen die heiterste Aufgabe zu Theil; mir liegt nichts ob, als was ich gut verstehe, und ich fahre nur fort, dasjenige zu thun, was ich seit vierzig Jahren gethan habe, mit auslangenden Mitteln, großer Freiheit und ohne Qual und Haß". Goethe behielt unter dem Titel eines Staatsministers (im wirklichen Staatsministerium nahm er auch jetzt seinen Sitz nicht wieder ein) die „Oberaufsicht" (dies war der officielle Titel der großherzoglichen Ministerialcommission) über die landesherrlichen Anstalten für Wissenschaft und Kunst [42]). Theilweise ward er dabei von dem Minister von Voigt unterstützt. Zwischen ihnen bestand, wie Kanzler von Müller sich ausdrückt, „eine Wechselwirkung von Vertrauen, Ideentausch, eigenthümlichster Anerkennung und heiterer Zuthätigkeit, die sich bis zum letzten Lebenshauche treulichst bewährt hat".

Diese Anhänglichkeit an seinen „theuren vieljährigen Mitarbeiter und Beförderer seiner wohlgemeinten Unternehmungen" spricht Goethe auch in poetischer Form in den Strophen aus, welche er ihm zur Feier des Dienstjubiläums, am 27. September 1816, widmete.

„Verwirrend ist's, wenn man die Menge höret,
Denn jeder will nach eignem Willen schalten.
Verharren wir zusammt in gleichem Sinne,
Das rechn' ich uns zum köstlichsten Gewinne".

Diese Schlußzeilen deuten schon auf die politischen Gährungsstoffe der Restaurationszeit hin. Kaum des wiedererrungenen Friedens froh, ward Goethe von den Freiheitsbestrebungen, welche der Anspannung der Gemüther während des Befreiungskrieges folgten, von neuen Besorgnissen erfüllt. Der staatsmännische Blick, welcher die Bewegungen des politischen Lebens in großen Verhältnissen richtig zu beurtheilen und auch in dem Widerstreit der Parteien ein gedeihliches Ringen nach reineren Zuständen anzuerkennen vermag, war Goethe nicht eigen. Seiner innersten Natur war alles Gewaltsame, alles unklare Schwärmerwesen, das sich mit der politischen Aufregung jener Jahre verband, zuwider. Er fürchtete, daß die ruhig fortschreitende Geistesbildung, von der er, wie er auch im Gespräch mit Luden sich äußerte, alles Heil für Deutschlands Zukunft erwartete, aufs neue gestört werde. Weil er in manchen bedenklichen Erscheinungen des öffentlichen Lebens den Mißbrauch der freieren Bewegung vor Augen hatte, so ward er gegen diese überhaupt principiell eingenommen. Mit der Preßfreiheit, welche auch die neue weimarische Verfassung gewährleistete, konnte er sich nicht befreunden, weil er sie alsbald zu Angriffen auf achtungswerthe Persönlichkeiten und nützliche Institute mißbrauchen sah, und dagegen lehnte sich sein sittliches Gefühl auf. Ihre nächste Folge, meinte er, sei „tiefe Verachtung öffentlicher Meinung". Seinen bureaukratischen Standpunct charakterisirt sein Gutachten [43]) über die Unterdrückung von Oken's Isis, einem 1816 gegründeten Oppositionsblatte. Die Angriffe dieser Zeitschrift auf die eben erst verliehene weimarische Verfassung ließen höheren Orts die Mittel in Berathung ziehen, auf welche Weise diesem Beginne zu begegnen sei; auch Goethe erhielt (im October 1816) vom Herzoge den Auftrag, seine Ansichten darzulegen. Die übrigen Vorschläge widerlegend, rieth er in seinem Gutachten, Oken's Person aus dem Spiele zu lassen und den fernern Druck der Zeitschrift polizeilich zu verbieten. „Man fürchte sich ja nicht", heißt es in seinem

Schreiben, „vor den Folgen eines männlichen Schrittes; denn es entstehe daraus, was da wolle, so behält man das schöne Gefühl recht gehandelt zu haben, da die Folgen des Schwankens und Zauderns auf alle Fälle peinlich sind. Mit dem Verbot der Isis wird das Blut auf einmal gestopft; es ist männlicher, sich ein Bein abnehmen zu lassen, als am kalten Brande zu sterben". Der Herzog folgte übrigens diesem Vorschlage nicht, sondern erwartete die Heilung von der Zeit.

Eben so wenig konnte sich Goethe von dem Werth der neueren constitutionellen Formen überzeugen. Er hatte einen tiefgewurzelten Widerwillen gegen die Herrschaft der Majorität der Kopfzahl. „Alles Große und Gescheite", äußerte er einmal, „existirt in der Minorität .... die Vernunft wird immer nur im Besitz einiger Vorzüglicher sein". Aus manchen treffenden Urtheilen, die uns Epigramme und vertraute Gespräche aufbewahrt haben, ersehen wir, daß sein Blick, wenn er auch einseitig auf den Mißbrauch constitutioneller Formen gerichtet war, sich auch hier seine Klarheit und Schärfe bewahrte. Oder kann etwas schlagender die Abwege des Constitutionalismus bezeichnen, als seine Aeußerung: „nichts ist widerwärtiger als die Majorität; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich accommodiren, aus Schwachen, die sich assimiliren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will"? Wo die Menge zu entscheiden hätte, heißt es in einem seiner Epigramme, würden Wellington und Aristides bald bei Seite sein. Daher erschien er selten in den Sitzungen der Stände, weil „er nicht vor Langeweile schwitzen möge; der Mehrheit sei er immer gewärtig." Ungeachtet dieser Abneigung gegen die Formen des modernen Liberalismus blieb er der warme Freund protestantischer Denkfreiheit und begrüßte das Reformationsjubiläum des Jahres 1817 mit lebhaftester Theilnahme. Er bearbeitete um diese Zeit eine große welthistorische Cantate auf Luther, „unsern Heros", welche

sich, wie Kanzler von Müller berichtet, nach allen Abtheilungen aufs vollständigste skizzirt, unter seinen Papieren vorfindet.

Goethe's öffentliche Wirksamkeit beschränkte sich auf die Leitung der ihm untergebenen Anstalten. Die weimarische Bühne war nach Goethe's Bemerkung um das Jahr 1815 auf den höchsten ihr erreichbaren Punct gelangt; „natürliches zugleich und kunstreiches Darstellen" verband sich mit „reiner Recitation und kräftiger Declamation." Goethe's Bemühungen, sie auf dieser classischen Höhe zu erhalten, ließen nicht nach. 1815 ward Calderon's große Zenobia aufgeführt. Goethe's Monodrama Proserpina ward, mit Eberwein's Composition und glänzend ausgestattet durch Decoration und Schlußtableau, zu wirkungsvoller Darstellung gebracht. Am 10. Mai ward eine Leichenfeier zu gemeinschaftlichem Andenken Schiller's und Iffland's veranstaltet. Die Aufführung der „Glocke" wurde erneuert, und der Goethe'sche Epilog, um zwei Schlußverse vermehrt, wieder recitirt. Man führte zugleich die letzten beiden, ein Ganzes bildenden, Acte von Iffland's Hagestolzen auf, und diesen wurde ein von Goethe in Verbindung mit Peucer bearbeitetes Nachspiel, das die Verdienste des Verstorbenen feierte, angehängt. Daß Goethe nicht aufhörte, sich zum Besten der Bühnenvorstellungen solchen untergeordneten Arbeiten zu unterziehen, bewies er noch im Beginn des Jahres 1817, wo er Kotzebue's „Schutzgeist" und dessen Lustspiel „die Bestohlenen" sorgfältig überarbeitete. Um diese Zeit trat sein Sohn ihm in der Theaterintendanz an die Seite, und damit war er wohl schon entschlossen, das zeitraubende Geschäft, das ihm keine Freude mehr machte und ihm besonders durch die Opposition der einflußreichen Jagemann-Heigendorf erschwert ward, bei passender Gelegenheit abzuwerfen. Diese fand sich im Frühjahr 1817. Goethe hatte die Aufführung des nach dem Französischen bearbeiteten Stücks „Der Hund des Aubry" abgeschlagen, weil er die Rolle eines

Hundes für eine Entweihung der Bühne ansah. Man wußte jedoch die Erlaubniß zur Aufführung an höchster Stelle durchzusetzen. Wegen dieser Nichtachtung seiner Autorität legte Goethe die Theaterintendanz nieder und begab sich am Tage der Vorstellung nach Jena. Das innige Verhältniß zum Großherzoge litt jedoch keine Unterbrechung, sondern heitere Stunden vereinigten sie bald hernach in Jena. Goethe war hoch erfreut, die Theaterangelegenheiten im Rücken zu haben.

Goethe hatte nach Jena seine Arbeiten nebst Apparaten und Collectaneen mitgenommen und verweilte dort vier Monate. Da der Großherzog die dortigen akademischen Anstalten „großartig zu beleben" wünschte, so beschäftigte er sich näher mit dem Detail derselben, richtete ein botanisches Museum ein, brachte die 1816 gegründete Thierarzneischule, der manche Vorurtheile entgegenwirkten, in Gang und bearbeitete zu Michaelis einen amtlichen Bericht an den Großherzog über den Zustand der einzelnen Institute.

Unter Goethe's amtlichen Berichten dieses Jahres findet sich auch ein Blättchen, das wegen der darin sich kundgebenden Pietät gegen Schiller's Andenken charakteristisch ist. Er macht darin den Vorschlag, das kleine schon verfallende Häuschen, das Schiller in die Ecke seines Gartens gebaut hatte, als ein durch seinen Aufenthalt geweihtes Plätzchen, das von Fremden häufig aufgesucht wurde, anständig zu restauriren, des Dichters Büste und eine kalligraphische Tafel mit dem Epilog zur Glocke darin aufzustellen und das Zimmer mit einigen Gegenständen, deren er sich im Leben bedient, auszustatten. Goethe's sinniger Wunsch fand keine Genehmigung.

Die schwierigste Aufgabe, der sich Goethe im Herbst des Jahres 1817 zu unterziehen hatte, war die Umgestaltung der jenaischen Bibliothekeinrichtung. Die akademische Bibliothek bestand aus mehreren Sammlungen, welche nach und nach

durch Ankauf und Vermächtniß zusammengekommen waren. Diese waren getrennt neben einander aufgestellt, die Räume langten nicht mehr zu, und die Bücher standen und lagen so ungeordnet durch- und übereinander, daß es beinahe ein ausschließliches Geheimniß mehr des Bibliothekdieners als der höheren Angestellten war, wie und wo man ein Buch finden sollte; ein wohlgeordneter vollständiger Katalog war gar nicht vorhanden. Der Großherzog hatte über diesen Uebelstand mehrmals mit Goethe vertraulich gesprochen und ihn zur Durchführung einer völlig neuen Anordnung der Bibliothek zu veranlassen gesucht; allein „unter diesen Umständen war wohl niemand zu verdenken, wenn er den Angriff des Geschäfts zu beschleunigen Anstand nahm", zumal da bis dahin die Bibliothek unter der unmittelbaren Leitung des akademischen Senats stand und die Hindernisse eben so sehr in den Personen, als in dem verworrenen Zustande der Bibliothek lagen. Endlich brachte im September 1817 die gothaische Regierung den Zustand der Bibliothek zur Sprache mit dem Wunsche, daß die großherzogliche Oberaufsicht diese Angelegenheit übernehmen möchte. Sehr unangenehm war Goethe überrascht, als unterm 7. October an ihn ein höchstes Rescript erfolgte, das ihm die oberste Leitung des Geschäfts der neuen Anordnung übertrug. Jedoch von dem Augenblicke an unterzog er sich dem lästigen „unabsehbaren" Geschäft mit dem entschiedensten Eifer und einer Energie, die alle Hindernisse niederwarf und auch eigenmächtige Schritte nicht scheute, um das Bessere zu schaffen. Er verlangte dazu eine ausgedehnte Vollmacht und die Bewilligung der nöthigen Mittel. „Dieser neuen Umschaffung", sagte er in seiner Relation, „darf nichts im Wege stehen, was nach vermoderten Vorurtheilen schmeckt, welche eigentlich die Hauptursache an der Vermoderung der Bibliothek selbst sind". Am 6. November begab er sich nach Jena und begann trotz vielfachen Widerstrebens einzelner dabei betheiligter Personen und Corporationen die Erweiterung und Verbesserung der bis-

her düsteren und feuchten Räume des Bibliotheksgebäudes. Der große untere Saal ward trocken gelegt, die beschränkende Mauer niedergerissen, unbenutzte anstoßende Localitäten der Universität wurden für die Bibliothek in Besitz genommen. Noch in seinen letzten Tagen blickte Goethe mit Freuden auf die entschlossene That zurück, wie er von dem medicinischen Auditorium trotz des Widerspruchs der Akademie und der medicinischen Facultät, welche den Schlüssel auszuliefern sich weigerte, Besitz nahm, indem er die Wand durchbrach und die Bücherrepositorien aufstellen ließ; sein Verfahren wurde später höchsten Orts vollkommen gebilligt. Zugleich ward die Schloßbibliothek hinübergeschafft, die neue Aufstellung nach wissenschaftlichen Fächern geordnet und durch Katalogisirung ihre Benutzung erleichtert, und alles dieses, ohne daß die Benutzung der Bibliothek unterbrochen worden wäre. Inzwischen arbeitete Goethe auch selbst die neue Anordnung der Rechnungsführung aus, da dies delicate Geschäft nicht wohl einem Andern überlassen werden konnte. Auf seinen Bericht vom 1. December 1819, welcher die mit einem Aufwande von nicht mehr als 2700 Thalern durchgeführte Vollendung des Hauptgeschäfts melden konnte, erfolgte auch die verdiente Anerkennung. „Wir mögen uns nicht versagen“, heißt es in dem höchsten Rescript vom 17. December 1819, „Euch bei dieser Gelegenheit die Bezeigung Unsrer Freude und Unsres Beifalls über die Einsicht und Liebe zu erneuern, womit Ihr in thätigster Förderung dieses mühevollen und schwierigen Geschäfts einen von Uns mit besonderer Neigung aufgefaßten und gehegten Wunsch der völligen Ausführung schon jetzt nahe gebracht habt“.

Sein College, Minister von Voigt, dessen Mitwirkung er sich noch bei diesem Geschäft zu erfreuen gehabt hatte, war schon im Frühling dieses Jahres, am 22. März, geschieden, in letzter Zeit sehr angegriffen von den revolutionären Bewegungen. Goethe pries ihn glücklich, „daß er die Ermordung

Kotzebue's nicht mehr erfuhr, noch durch die heftige Bewegung, welche Deutschland hierauf ergriff, ängstlich beunruhigt wurde". Im Sommer 1819 erfolgten die Karlsbader Beschlüsse. Wenige Tage nach Goethe's Ankunft in Karlsbad, wo er am Abend seines Geburtstages anlangte, ging der Congreß auseinander; mit mehreren diplomatischen Notabilitäten kam er dort noch in nähere Berührung, auch mit dem Fürsten Metternich.

Seinen siebzigsten Geburtstag hatte er im Reisewagen zwischen Hof und Karlsbad in stiller Sammlung, wie er pflegte, begangen. Allen lauten Festlichkeiten ging er an diesem Tage gern aus dem Wege; daher lehnte er auch die Theilnahme an einem Festmahl ab, das man ihm am 29. zu veranstalten beabsichtigte. Erfreulich waren ihm jedoch die Beweise der Liebe, die ihn aus der Ferne in Karlsbad aufsuchten, begrüßende Gedichte von Freunden und Berichte von der sinnvollen Feier dieses Tages, welche seine Verehrer in seiner Vaterstadt veranstaltet hatten. Bei dem dort angeordneten Festmahl prangte ein mit Smaragden kostbar verzierter Lorbeerkranz, welcher Goethe demnächst als Geschenk zugesandt wurde. Im Theater gab man ihm zu Ehren den Torquato Tasso. Die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, welche 1819 durch den Freiherrn von Stein constituirt war, ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. Die mecklenburgischen Stände verehrten ihm zu diesem Tage eine goldene Medaille zum Danke für den Antheil, den er an der Anfertigung der Blücherstatue genommen hatte. Ein sinniges Geschenk ward ihm durch den Großherzog von Mecklenburg. Dieser hatte Gelegenheit gefunden, die Uhr, welche in den Kindertagen des Dichters im elterlichen Hause gestanden hatte, anzukaufen, und ließ sie heimlich im Goethe'schen Hause aufstellen. Als Goethe sie zum erstenmal Morgens fünf Uhr schlagen hörte, rief er seinem Bedienten zu: „Ich höre eine Uhr schlagen, welche alle Erinnerungen meiner Kindheit erweckt; ist es Traum oder Wirklichkeit?" Dann stand

er auf und vergoß bei dem Anblick Thränen der Rührung. [44]) Der Dichter sprach seinen Freunden durch das in einzelnen Druckblättern übersandte Gedicht „die Feier des 28. Augusts dankbar zu erwidern" seinen Dank aus, welchen er an das auf einer Münze ihm dargebotene Bild von dem Ritter, der seine vierundzwanzig Söhne dem Fürsten zur Huldigung vorstellt, anknüpft:

Sieht der Dichter nah' und ferne,
Söhn' und Töchter, lichte Sterne,
Sieht sie alle wohlgerathen,
Tüchtig, von geprüften Thaten,
Freigesinnt, sich selbst beschränkend,
Immerfort das Nächste denkend,
Thätig treu in jedem Kreise,
Still beharrlich jeder Weise,
Nicht vom Weg dem graden weichend,
Und zuletzt das Ziel erreichend.

Bring' er Töchter nun und Söhne,
Sittenreich in holder Schöne,
Vor den Vater alles Guten
In die reinen Himmelsgluthen,
Mitgenossen ew'ger Freuden! —
Das erwarten wir bescheiden.

Drittes Capitel.

1820 — 1825.

„Das Leben" — äußert Goethe in einem Briefe an den Staatsrath Schultz — „gleicht denn doch zuletzt den sibyllinischen Büchern; es wird immer kostbarer, je weniger davon übrig bleibt." Er ward daher, je näher er dem unvermeidlichen Ziel rückte, um so haushälterischer in der Verwendung der Zeit, und sein alter Wahlspruch: „die Zeit ist mein Reichthum und mein Acker" (tempus divitiae meae, tempus ager meus) bewährt sich gerade in den letzten Jahren seines Lebens in vollstem Maße. Zwar widmete er noch in den nächstfolgenden Jahren einen Theil des Sommers den Zerstreuungen und geselligen Aufheiterungen des Badelebens; sonst schloß er sich möglichst in die Einsamkeit seines Studirzimmers ein, wo schon die frühen Morgenstunden ihn regelmäßig an seine Arbeiten und wissenschaftlichen Forschungen riefen. Aus seinen Tagebüchern, die er regelmäßig in zweien Abschnitten des Tags dictirte — so berichtet Kanzler von Müller — ersieht man, „wie noch im höchsten Lebensalter er von frühester Morgenstunde an in ruhig abgemessener Folge sich einer Unzahl von literarischen Arbeiten, brieflichen Mittheilungen, geschäftlichen Expeditionen, Prüfung und Beschauung von eingesendeten Productionen und Kunstwerken, ernster und heiterer Lectüre der mannigfaltigsten Art widmete." Sein Arbeitszimmer, das mehr und mehr seine Welt ward, in der er die ganze Behaglichkeit und Fülle seines geistigen Daseins empfand, lag still nach dem Garten zu, klein und schmucklos, damit nicht Gegenstände des Luxus seinen Geist zerstreuen möchten. Besuche wurden hier

nicht angenommen, und nur den intimsten Freunden öffnete sich dies Heiligthum; sein Bibliothekszimmer und Schlafcabinet lagen daran. Ein kleiner Eckschrank im Arbeitszimmer, berichtet A. von Sternberg, „hatte die Bestimmung Geldrollen aufzunehmen, die als Almosen auf die discreteste und wirksamste Weise vertheilt wurden.“

Seine amtliche Thätigkeit hatte sich, seitdem er die Theaterleitung aufgegeben hatte und die Bibliothekseinrichtung der Hauptsache nach beendigt war, sehr vereinfacht, und was noch zu thun war, wickelte sich ohne große Opfer an Zeit mit Hülfe der Unterbeamten von selbst ab. Aus der Correspondenz mit dem Großherzog geht hervor, wie sehr er auch ferner bemüht war, das Gute in seinem Verwaltungszweige zu fördern. Man durfte durchaus nicht ermangeln, sagt von Müller, ihm bei jeder neuen vaterländischen Anlage, mochte sie eine Chaussee, Kirche, Schule oder auch nur ein Thorhaus betreffen, die Risse vorzulegen. Großes Interesse nahm er 1822 an dem Bau der Weimarer Bürgerschule und berieth den Bauplan mit. Am 17. November ward von Karl August feierlich der Grundstein gelegt. Bei dieser Gelegenheit berühren wir noch einmal das herzliche Verhältniß, das zwischen Goethe und seinem Fürsten bis ans Ende ihres Lebens unverändert fortbestand. Als eine Gabe des Dankes für die neue Stiftung ließ Goethe zum Weihnachtsfest 32 Gedichte sammeln und unter der Aufschrift: „dem Landesfürsten zum Weihnachten von seinen Kindern, 1822“, überreichen; der Goethe'sche Gruß „Bäume leuchtend, Bäume blendend 2c.“, der die Erfüllung der einst in dem Gedichte „Ilmenau“ ausgesprochenen Hoffnungen in einfachem Bilde ausdrückt, eröffnete diese Sammlung. Am nächsten Morgen erhielt Goethe ein Billet des Fürsten, worin wir die schönen Zeilen finden: „Du weißt selbst, wie vielen Theil Du von allem dem, was seit etlichen und zwanzig bei uns zum Guten gediehen ist, Dir zuschreiben kannst, als daß ich nöthig

hätte, Dir zu sagen, daß ich es lebhaft erkannte, indem Du gewiß nicht an meiner Erkenntlichkeit zweifeln kannst, noch an der Gerechtigkeit, die mein Herz Deinen seltenen Verdiensten gern widerfahren läßt." In gleicher Gesinnung begrüßte er auch am nächsten Neujahrstage seinen „lieben alten Freund und Waffenbruder in dieser stürmischen Welt", dankend „für die Ausdrücke der unveränderlichen Freundschaft."

Goethe kam jetzt selten an den Hof. So unabhängig war seine Stellung am weimarischen Hofe, so fern von aller Servilität, die man diesem edlen Verhältnisse so gern hätte andichten mögen, daß dies von Seiten der fürstlichen Familie durchaus keine Mißbilligung erfuhr. Vielmehr suchte sie den Dichter oft in seiner Wohnung auf und führten auch fürstliche Gäste, unter andern den König von Würtemberg und den Großfürsten, nachmaligen Kaiser, Nicolaus mit seiner Gemahlin ihm zu. „Von unserer Großherzogin kann ich nur sagen" — schreibt er an Zelter — „daß Bewunderung und Verehrung gegen sie immer mehr wachsen muß..... Sie besucht mich die Woche gewöhnlich einmal, da ich mich dann jederzeit vorbereite, irgend etwas Interessantes vorzulegen, wo dann ihre ruhige gründliche Theilnahme an Gegenständen aller Art höchst ergötzlich und belohnend wird." Nicht minder war Goethe durch die regelmäßigen bis zu seinen letzten Tagen fortgesetzten Besuche der geistvollen Erbgroßherzogin beglückt. „Was auch im Lauf der Woche an interessanten Gegenständen in Kunst, Literatur und Naturwissenschaften bei Goethe einlief" — so berichtet von Müller — „das Erfreulichste war ihm stets dasjenige, was er seinen erhabenen Fürstinnen vorzeigen, erläutern, ihrer Theilnahme daran gewiß sein konnte. Trat zuweilen eine unwillkürliche Verhinderung jener Besuche ein, so war es ihm, als fühle er eine Lücke in seinem Dasein; denn gerade das Beständige, genau Wiederkehrende jener Tage nnd Stunden verlieh ihnen noch einen besonderen Reiz, der die ganze Woche hindurch erfrischend auf ihn wirkte."

Die friedliche Einsamkeit ward ihm auch durch den fortgesetzten Verkehr mit vertrauten Freunden und Genossen seiner Studien belebt. Am liebsten sah er jeden einzeln in traulichen Abendstunden bei sich, um die wissenschaftlichen Gespräche nach Einer Richtung zu lenken und sie dadurch für sich instructiver zu machen. Mit Meyer wurden Gegenstände der Kunst besprochen. Riemer's Urtheil nutzte er bei der Redaction seiner Schriften und unterwarf sich willig seiner philologischen Kritik, die manche Einseitigkeiten in Goethe's letzten Schriften verschuldet haben dürfte. In ein ähnliches Verhältniß trat als vertrauter Gehülfe der junge Eckermann, der damals nach Weimar kam und durch Goethe Unterstützung und Beförderung fand. Die von ihm aufgezeichneten Gespräche verbreiten ein helles Licht über die letzten Jahre des Dichters und gewähren uns einen tiefen Einblick in dessen geistige Eigenthümlichkeit und in die Lebensfülle seines Gemüths. Auch Hofrath Soret aus Genf, der Erzieher des jungen Erbprinzen, war in jenen Jahren oft um Goethe und diesem besonders durch seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse und Studien sehr werth.[15] Endlich gehörten auch sein Arzt, der Hofrath Vogel, und Kanzler von Müller, einer der wärmsten seiner Verehrer, zu diesem Kreise der intimsten Hausfreunde. Müller war, wie Soret sich ausdrückt, gewissermaßen der Vermittler zwischen Goethe und der Gesellschaft; indem er, begabt mit einer lebhaften poetischen Einbildungskraft, im höchsten Grade das Talent besaß, alle interessanten Vorfälle zu sammeln und sie auf pikante Weise zu erzählen, belebte er seine Unterhaltung mit Allem, was er gesehen und gehört hatte, weßhalb sie für den Dichter stets anregend und erheiternd war. Nur einige kleine Gelegenheitsschriften lassen uns ahnen, welch eine reichhaltige Darstellung wir besitzen würden, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, sein Verhältniß zu Goethe, wie er beabsichtigte, in besonderen Denkwürdigkeiten zu schildern und dadurch für das

Publicum fruchtbar zu machen. Riemer's Mittheilungen berühren nur die Oberfläche, da er nicht im Stande war, Goethe's geistige Tiefe und Größe aufzufassen.

Bedeutende Fremde sah Goethe ebenfalls häufig bei sich. Wolf kam einige Male, noch zuletzt 1824 auf der Reise nach dem südlichen Frankreich, von der er nicht wiederkehrte. Besonders sprach sich eine lebhafte Freude bei den Besuchen der beiden Humboldt aus. Und wie viele Andere bereiteten ihm, neben den lästigen Besuchen mancher Neugierigen, die angenehmsten Stunden! Ein ausgezeichneter Briefwechsel erhielt ihn im geistigen Verkehr mit ausgezeichneten Männern verschiedener Nationen.

Vornehmlich that sich in jenen Jahren Berlin durch den Cultus des Goethe'schen Genius hervor. Obgleich es der Dichter vermied, den von dort an ihn ergehenden dringenden Einladungen Folge zu leisten, so nahm er doch durch Zelter's Vermittlung an allen dortigen Vorgängen den regsten Antheil. Durch Meyer's Aufenthalt daselbst so wie durch den Besuch von Tieck und Rauch, welche seine Büste modellirten, erhielt er sich auch in Kenntniß von den dortigen Kunstschätzen und Bemühungen für die Beförderung der Kunst. Für die Eröffnung des neuen Schauspielhauses in Berlin am 26. Mai 1821 verfaßte er den Prolog, der, von Madame Stich gesprochen, mit großem Enthusiasmus aufgenommen ward, so daß er am 29. wiederholt werden mußte; mit der Goethe'schen Iphigenie wurden die Vorstellungen eröffnet. Den Faust brachte man durch die Bemühungen des Fürsten Radziwill in den Hofkreisen zur Aufführung.

In Frankfurt ging man 1820 mit dem Plan um, dem Dichter schon bei seinen Lebzeiten ein Denkmal zu errichten. „Ich verhalte mich", schreibt Goethe an den Grafen Reinhard, „dagegen ganz stille, contemplirend; denn da es mehr ist, als

was ein Mensch erleben sollte, so muß er sich gar wundersam bescheiden zusammennehmen, um nur die Legung des Grundsteins zu überleben." Man übereilte sich jedoch in Frankfurt nicht, und erst nach dem Hinscheiden des Dichters gelang es, das Erzbild des größten Sohnes der freien Stadt aufzustellen.

In der Zurückgezogenheit des Jahres 1820 machte Goethe die Fortsetzung seines Romans Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden zu seiner Hauptaufgabe. Er war bei diesem Roman von der Grundidee ausgegangen, welche sein Lebensprincip geworden war, daß der Mensch sich selbst beschränken und entsagen müsse. „So viel kann ich Sie versichern" — heißt es in einem Briefe an Plessing — „daß ich mitten im Glück in einem anhaltenden Entsagen lebe und täglich bei aller Mühe und Arbeit sehe, daß nicht mein Wille, sondern der Wille einer höheren Macht geschieht, deren Gedanken nicht meine Gedanken sind". Während dies Gesetz der Entsagung die sittliche Tendenz der Hauptpersonen des Romans ist, bringen die eingeschalteten kleineren Novellen die gesellschaftlichen Verwicklungen, die eine Folge der Leidenschaft sind, in der Weise der Wahlverwandtschaften, die anfänglich ein Glied in dieser Kette bilden sollten, zur Darstellung. Nach der Wiederaufnahme der Dichtung verknüpfte sich mit der Idee der Beschränkung die der Thätigkeit; es trat die Ansicht als leitend in den Vordergrund, daß sich jeder seiner Natur und seinen Anlagen gemäß zu einer für sich und Andere nützlichen geregelten Wirksamkeit ausbilden müsse. Schon in dem ersten Bande — denn mehr erschien 1821 nicht — war viel Tiefgedachtes niedergelegt; aber die fragmentarische, mitunter abstruse, Form, in der die Absicht des Dichters nur unklar hervortrat und die poetischen Partieen nur durch ein schwaches Band erklärender Einschiebsel zusammengehalten wurden, ließ die gespannte Erwartung der Leser unbefriedigt, mußte er doch selbst gestehen, daß das Ganze nicht sowohl aus Einem Stücke,

als in Einem Sinne gebildet sei. Es wurde diese Production zuerst benutzt, um Goethe's gesammte Dichterthätigkeit anzugreifen. Ein gewisser Pustkuchen, Prediger zu Lieme bei Lemgo, machte nicht geringes Aufsehen, als er, anonym und gewissermaßen durch ein Falsum sich eindrängend, unter gleichem Titel ein Gegenstück zu jenem Roman herausgab, worin er, ihn parodirend, das Verwerfliche der Goethe'schen Lebensansicht darzuthun suchte. Goethe schwieg, nur daß er im Stillen seinem Humor in einigen zahmen Xenien Luft machte.

„Und red' ich dagegen, so wird nur der Klatsch
Verschlimmert;
Mein liebliches Leben im nichtigen Patsch
Verkümmert.
Schon bin heraus!
Ich mach' mir nichts d'raus.
Ade!

Diese zahmen Xenien bildeten einen Theil der reichhaltigen Epigrammendichtung, worin der Dichter eine Reihe von Maximen und Urtheilen über Welt und Literatur in leichte Reime band, Einfälle des Augenblicks, meist auf Papierschnitzel und die Rückseite von Visitenkarten in flüchtigen Zügen hingeworfen. Selbst Gervinus, vor dessen einseitiger Kritik keine der späteren Goethe'schen Dichtungen Gnade findet, muß diese Epigramme als ein „unschätzbares Vermächtniß" anerkennen und gestehen: „Mit Beifall und stiller Freude wird jeder wahre Verehrer des großen Mannes diese Aeußerungen über die Mißstände einer überwuchernden Literatur lesen; denn sie zeugen von dem klaren Sinne, den der lebensweise Dichter bis in das höchste Alter festhielt, wo er ein bestimmtes äußeres Object vor sich hatte".

Seine Theilnahme an allem Bedeutenden, was sich in nahen und fernen Theilen der gebildeten Welt, sei es in Literatur oder Kunst, in Naturwissenschaft oder industrieller Technik

hervorthat, schien sich mit seinen höheren Lebensjahren noch zu steigern. Nie war sein Sinn lebendiger der unmittelbaren Gegenwart zugewendet, als auf den letzten Stufen des Lebens. Seine Kenntniß und Beobachtung der Literatur war so umfassend, so fern von einseitiger Vorliebe, daß sich in seinem Geiste die Idee einer Weltliteratur ausbildete, in der die Völker, unabhängig von nationaler Absonderung, durch ein gemeinsames Band der höchsten geistigen Cultur zusammengehalten werden. Dieser ästhetische Universalismus setzte das Entlegenste an die richtige Stelle, überall „das Tüchtige" anerkennend und das Seelenverwandte verknüpfend. Orient und Occident, Alterthum und Neuzeit, eins diente ihm zur Erklärung des Andern. Die Dichtergärten des Orients blieben ihm auch ferner lieb; selbst in der Phantasiewelt der indischen Poesie erging er sich mit Entzücken. Seinen Divan vervollständigte er 1820 mit den blühenden Gedichten des Paradieses, und in dem Paria, einer balladenartigen Trilogie, behandelte er 1821 einen indischen Legendenstoff, der schon vierzig Jahre früher sein Nachdenken beschäftigt hatte. Die Studien altgriechischer Literatur wurden durch Gottfried Hermann's mythologische Forschungen angeregt, an denen er um so lebhaftern Antheil nahm, als auch er auf der Seite der Antisymboliker stand. Diese wissenschaftlichen Probleme wurden bei ihrem Zusammentreffen in Karlsbad im Jahre 1820 vielfach durchgesprochen. Die von Hermann 1821 mitgetheilte Schrift über die Fragmente des Euripideischen Phaethon wirkte, „wie Alles, was von diesem edlen Geist- und Zeitverwandten jemals zu ihm gelangte, auf sein Innerstes kräftig und entschieden", und veranlaßten ihn, aus diesen Bruchstücken die Idee dieses Drama's und den Gang der Handlung nachzuweisen und zu erläutern, eine philologische Arbeit, die den vollsten Beifall des großen Philologen sich erwarb. Das dadurch in ihm wieder angeregte Studium des Euripides, das nachmals noch wieder aufgenommen wurde, flößte ihm unstreitig wieder Liebe zu seiner „Helena"

ein, welche er, nachdem sie seit Schiller's Tode nicht wieder angesehen worden war, 1825 wieder vornahm.

In den Literaturen unserer Nachbarländer, besonders der französischen und englischen, von denen früher nur Werther, doch ohne Einwirkung auf die Richtung derselben, mit Anerkennung aufgenommen worden war, begannen jetzt auch die späteren Goethe'schen Dichtungen wirksam zu werden. Die Faustdichtung warf jetzt ihre hellleuchtenden Strahlen über die moderne Poesie, und auch die milde Wärme und Anmuth anderer Dichtwerke verbreitete ihren stillwirkenden Einfluß. Goethe ward von diesen Bestrebungen um so lebhafter angezogen, als er darin zugleich die Bewegung der Literaturperiode seiner Jugend wiedergespiegelt sah. Denn erst jetzt brach man dort mit der steifen sogenannten Classicität, und das jüngere Dichtergeschlecht, an der Brust der deutschen Literatur genährt, suchte durch freiere Bewegung der Phantasie und lebendiges Eingreifen in das Leben und die Ideenwelt der neuen Zeit die Poese die höhere Bahn hinanzuführen; im Gegensatz zu den herkömmlichen Formen pflegte man sie als die Romantiker zu bezeichnen.

In Italien wagte zuerst Manzoni im Drama und im historischen Roman diese neue Richtung einzuschlagen. Angefeindet von seinen Landsleuten, fand er durch Goethe die erste Anerkennung und Aufmunterung, als dieser 1820 seine Vertheidigung des „Graf Carmagnola" gegen die Angriffe der Kritik siegreich führte. Manzoni hing dem deutschen Dichter mit rührender Pietät an. „Es ist gewiß", äußerte er gegen einen Reisenden, der ihn nach einigen Jahren auf seiner Villa bei Mailand besuchte, „ich bin mir erst selbst dadurch etwas werth geworden, daß ich mich der Liebe und Achtung Goethe's erfreue. Es ist lediglich sein Verdienst, wenn man mir Beifall zollt; vorher ging man schlecht genug mit mir um; seit er aber sich großmüthig meiner annahm, hat sich das freilich

geändert, und ich selbst bin erst durch ihn über mich ins Klare gekommen.“ In gleichem Sinne sprach er sich in einem Briefe vom 23. Januar 1821 aus, der in Goethe's Werken aufbewahrt ist.

Frankreich war zuerst durch Frau von Stael und Benjamin Constant über den Werth der deutschen Literatur belehrt worden. Eine gründlichere Kenntniß Goethe's verbreitete sich seit 1821 durch die Uebersetzungen und Abhandlungen von Stapfer, Cousin und Anderen, und in Zeitschriften, namentlich im Globe, trat eine gediegene Kritik an die Stelle der früheren hochmüthigen Oberflächlichkeit. Goethe begleitete alle bedeutenderen Erscheinungen der neueren französischen Literatur. Dies Interesse erstreckte sich keineswegs bloß auf poetische Werke, sondern auch auf Naturwissenschaft, Reisewerke und geschichtliche Memoiren.

Eine gleiche lebendige Wechselwirkung fand zwischen Goethe und den Führern der englischen Literatur statt. Durch vortreffliche Uebersetzungen und Kritiken wurden die deutschen Meisterwerke im Vaterlande Shakspeare's zur Anerkennung gebracht; Faust, anfänglich in diesem Boden wurzelnd, fand dort eine zweite Heimath. Walter Scott, schon in Jugendjahren der Uebersetzer des Götz von Berlichingen, blieb stets ein dankbarer Verehrer Goethe's [46]) und fand bei diesem die bereitwilligste Anerkennung seines ausgezeichneten Darstellungstalents. Den Lord Byron hielt Goethe in hohen Ehren; er war der Ansicht, daß kaum bei irgend einem Dichter die poetische Naturanlage eminenter gewesen sei, so wenig er sich mit der misanthropischen Beigabe, welche er ls „verhaltene Parlamentsreden“ bezeichnete, befreunden konnte. Die anerkennenden Worte, welche Goethe öffentlich dem Talente Byron's widmete, wurden von diesem mit der verehrungsvollen Dedication des Trauerspiels Sardanapalus erwidert, worin er „als literarischer Vasall seinem Lehnsherrn, dem ersten der jetzt lebenden Schriftsteller, welcher

die Literatur seines eigenen Landes geschaffen und die von Europa verherrlicht hat“ („the first of existing writers, who has created the literature of his own country and illustrated that of Europe“) seine „Huldigung“ darbrachte. Da dies an Goethe vorgängig eingesandte Dedicationsblatt, wegen zufälliger Verspätung, der ersten Ausgabe des Sardanapal nicht mehr vorgedruckt werden konnte, so eignete ihm Byron das Trauerspiel Werner mit den Worten zu: „to the illustrious Goethe by one of his humblest admirers this tragedy is dedicated.“ Durch einen jungen Mann, der im Jahre 1823 mit einigen empfehlenden Zeilen des Lords bei Goethe eingeführt worden war, übersandte ihm dieser als freundlichen Gruß das Gedicht „Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern rc.“, welches gerade in Byron's Hände gelangte, als er, schon auf der Reise nach Griechenland begriffen, in den Hafen von Livorno eingelaufen war. Noch im Augenblicke der Abfahrt schrieb er eine dankbare Erwiderung, und Goethe bewahrte dies Blatt als ein theures Vermächtniß des Dichters, „als werthestes Zeugniß eines würdigen Verhältnisses“. Dem hohen Sinn und edlen Streben des außerordentlichen Mannes, der in Missolunghi ein frühes Grab fand, ist in der Helena von der Hand der Poesie ein schöner Kranz gewidmet worden. Euphorion, der personificirte Genius der Poesie, trägt die Züge des englischen Dichters, und der Chor spricht die edle Todtenklage. „Nun erhebt sich die Ueberzeugung, daß seine Nation aus dem theilweise gegen ihn aufbrausenden, tadelnden, scheltenden Taumel plötzlich zur Nüchternheit erwache und allgemein begreifen werde, daß alle Schalen und Schlacken der Zeit und des Individuums, durch welche sich auch der Beste hindurch und heraus zu arbeiten hat, nur augenblicklich, vergänglich und hinfällig gewesen, wogegen der staunenswürdige Ruhm, zu dem er sein Vaterland für je und künftig erhebt, in seiner Herrlichkeit grenzenlos und in seinen Folgen unberechenbar bleibt“. So schrieb Goethe bald nach

Byron's Tode, Worte, die auch auf ihn selbst im vollsten Maße Anwendung finden.

Gegen so große Ausländer, meinte er nicht mit Unrecht, könnten freilich die neuern Deutschen keine Probe halten. Er bedauerte, daß unserer Poesie so sehr „das Männliche" fehle; Mangel an Charakter sei die Quelle alles Uebels in unserer neusten Literatur. Von der schwäbischen Dichterschule wandte er sich daher entschieden ab und äußerte sich auch dahin, aus der Region, worin Uhland walte, möchte wohl nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehen. Von Rückert hielt er viel und hegte von ihm die besten Erwartungen. Auch das Talent des Grafen Platen achtete er hoch; nur bedauerte er, daß ihm zum Dichter das Wichtigste, die Liebe, fehle.

Goethe's Theilnahme an heimischer und ausländischer Literatur zog einen so weiten Kreis, daß kaum etwas unbeachtet blieb, worin sich die Wahrheit der Poesie, wenn auch nur in den kräftigen Naturlauten origineller Volkspoesie, vernehmen ließ. Das neuangeregte Interesse für Volkslieder und die dadurch hervorgerufenen Sammlungen fanden an ihm einen Beförderer. Aus dieser sinnvollen Theilnahme flossen die klargedachten Abhandlungen über Volkspoesie, vornehmlich über die serbischen und neugriechischen Lieder. Er selbst übersetzte und bearbeitete eine Reihe neugriechischer Poesieen. Unter diesen war Charon sein Liebling; es ist uns berichtet, wie ergreifend dies kleine balladenartige Gemälde des seine Beute entführenden Todes durch seinen dramatischen Vortrag ward.

Eben so ungeschwächt dauerte das Interesse für die Werke der bildenden Kunst fort, wobei ihm Meyer treulich an die Hand ging. Er war diesem wiederum bei der letzten Durcharbeitung und Redaction seiner Geschichte der Kunst behülflich, so daß dies Werk 1825 ans Licht treten konnte, ein Abschluß der gemeinsamen Studien. Während Goethe mit den Elgin=

Marmoren und verwandten Denkmälern altgriechischer Kunst sich enthusiastisch beschäftigte, wandte sich sein gebildeter Schönheitssinn von den indischen und ägyptischen Bildwerken mit Widerwillen ab; er erklärte in seinen Xenien offen, daß ihm die indischen Götzen ein Graus seien. Zur Betrachtung altdeutscher Kunst führte ihn Boisserée's Werk über den Kölner Dom und Moller's „deutsche Baudenkmale" zurück; er schrieb 1823 über altdeutsche Baukunst, sich Glück wünschend, nach funfzigjährigem Streben durch die Bemühung patriotisch gesinnter Männer zu der Klarheit gelangt zu sein, jene Bauwerke nicht mit einem trüben Vorurtheil oder einer übereilten Abneigung, sondern als ein Wissender und in die Hüttengeheimnisse Eingeweihter betrachten und das Vermißte in Gedanken ersetzen zu können. Eine umfassendere Abhandlung über neuere Malerkunst entstand in den Jahren 1820 und 1822, nämlich über den Triumphzug Cäsars von dem Maler Mantegna, zu deren Behuf er fleißige Studien der späteren römischen Historiker vornahm, um den Apparat und die Geschichte der Triumphzüge genauer kennen zu lernen. Manche neuere bedeutende Production ward mit Sorgfalt betrachtet, auch ein Versuch gemacht, in Weimar lithographische Hefte unter dem Titel einer Pinakothek mit erklärendem Text herauszugeben, die zwar Anerkennung, aber wenig Käufer fanden, so daß sie nur langsam fortgesetzt werden konnten. Tischbein erfreute ihn durch seine Zeichnungen zum Homer sowie durch Uebersendung eines Bandes idyllischer Skizzen, welche Goethe auf dessen Wunsch mit Gedichten begleitete. Eine ähnliche Reihe erläuternder Gedichte verfaßte er, als 1821 Schwerdtgeburth „Radirte Blätter nach Handzeichnungen von Goethe" herausgab; es war ihm eine Freude, „ältere längstverklungene Bilder aus dem letheischen Strom wieder hervorgehoben zu sehen."

Für das Studium der Natur blieb sein Geist bis ans Ende der Tage offen, stets mit andächtiger Scheu ihrem ver-

schleierten Heiligthum nahend. Daher schloß er sich auch nie unbedingt einer Secte an, sondern „blieb Liebhaber bis ans Ende.“ „Die Natur“, äußerte er einmal zu Soret, „gleicht einer Koketten; sie macht uns beständige Lockungen und ermuthigt uns durch ihre Avancen; aber im Augenblick, wo wir sicher zu sein glauben sie zu besitzen, macht sie sich aus unsern Armen los und läßt uns nur einen Schatten.“ Die neuen Entdeckungen auf diesem Gebiete der Wissenschaft begleitete er unablässig mit seinen Beobachtungen und Forschungen; hier vor Allem erhielt das schöne Wort des Greises: „ich lerne immer; daran merke ich, daß ich älter werde“, seine volle Wahrheit. Man durchblicke nur die letzten Blätter der Annalen, um die nach allen Seiten der Naturkunde gerichtete Thätigkeit, die sich nichts Bedeutendes, so sehr auch andere geistige Interessen sich daneben geltend machten, entgehen ließ, zu bewundern. Die Theorie der entoptischen Farben ward 1820 beendigt; chromatische Versuche wurden mit Staatsrath Schultz und Professor von Hennings fortgesetzt. Für botanische Studien wurde die Erweiterung der belvedere'schen und jenaischen Anstalten, die zum Theil unter Goethe's Leitung geschah, aufs neue anregend; Goethe verfaßte ein Schema zur Pflanzencultur im Großherzogthum Weimar. Von dem Interesse für Osteologie geben seine Abhandlungen über die Faulthiere, über die Skelette der Nagethiere und fossile Urstiere Zeugniß. Zum Behuf geognostischer Forschungen nahm er 1820 auf der Reise nach Karlsbad seinen Weg über Wunsiedel und Alexandersbad, wo er die Trümmer eines Granitberges, welche er schon 1785 besucht hatte, zum erstenmal wieder durchforschte. Goethe, den gewaltsamen Erklärungen der Vulcanisten abgeneigt, fühlte sich durch diese neue Untersuchung in seiner Theorie bestärkt, die im Allgemeinen an dem Werner'schen Standpuncte festhielt. Auch den Kammerberg bei Eger betrachtete er aufs neue sorgfältig und gewann im Gegensatz zu seinen früher ausgesprochenen Behauptungen die Ueberzeugung, daß er den pseudo-

vulcanischen Gebirgsbildungen beizuzählen sei. Der Aufenthalt in Marienbad in den Sommern von 1822 und 1823 wurde zur Vervollständigung der mineralogischen Sammlungen fleißig benutzt. Zur Kenntniß einheimischer Gebirgsbildung erhielt er manchen erwünschten Beitrag durch den Rentamtmann Mahr zu Ilmenau und den Bergrath Lenz zu Jena; den letzteren begrüßte er zur Jubelfeier am 25. October 1822 mit einem Gedicht, das ein Geschenk des Großherzogs begleitete. Durch seinen Beirath war Goethe auch thätig bei der Herausgabe von Käferstein's geologischem Atlas für Deutschland. Von Eschwege kam 1822 aus Brasilien zurück und belehrte ihn über brasilianische Gebirgsarten, so daß er die Ueberzeugung gewann, „daß die Gebirgsarten der neuen Welt mit denen der alten in der ersten Urerscheinung vollkommen übereinstimmen." Eine von diesem gelehrten Reisenden mitgebrachte Sammlung von Demantkrystallen gab ihm „eine ganz neue Ansicht über dieses merkwürdige und höchste Naturereigniß."

An den meteorologischen Beobachtungen, welche in Deutschland besonders durch die Bemühungen des Professors Brandes in Breslau angeregt wurden, nahm Karl August einen lebhaften Antheil. Er errichtete einen meteorologischen Apparat auf dem Rücken des Ettersberges, verfolgte die Beobachtungen, welche Professor Posselt auf der jenaischen Sternwarte leitete, und ließ im ganzen Großherzogthum meteorologische Anstalten einrichten, welche mit der Sternwarte in Verbindung gesetzt wurden. Goethe, von Jugend auf der Beobachtung der atmosphärischen Veränderungen mit Interesse zugewandt, blieb auch diesem Zweig der Naturforschung nicht fremd. Er studirte Howard's Theorie der Wolkenbildung und legte sie als Schema seinen eigenen Bemerkungen unter. Auch hier knüpfte die Naturbeobachtung wieder an die Poesie an; er verfaßte 1821 einige Strophen zu Howard's Ehrengedächtniß, worin sich ihm die Wolke zum sinnvollen Bilde des

Lebens und des geistigen Dranges, der zum Ewigen emporstrebt, gestaltet. Der treffliche englische Meteorologe ward dadurch zu einem verbindlichen Schreiben und zur Uebersendung seines neuesten Werkes über das Klima von London veranlaßt. Besonders sah sich Goethe durch Brandes und dessen „Beiträge zur Witterungskunde" aufgemuntert und gefördert; hier zeigte sich, „wie ein Mann, die Einzelnheiten ins Ganze verarbeitend, auch das Isolirteste zu nutzen weiß." Dieser lebhafteren wissenschaftlichen Anregung folgte bald darauf seine Reise nach Karlsbad im Frühling des Jahres 1820. Er entschloß sich während dieses Aufenthalts in der freien Natur die atmosphärischen Erscheinungen in der strengsten Folge zu beobachten und zu verzeichnen. Der lange zurückgehaltene Frühling trat im Beginn des Maies in seiner ganzen Fülle herrlich hervor: „der Himmelfahrtstag war ein wahres Himmelsfest." „Es ist", schreibt er unterm 11. Mai an Zelter, „als wenn bei ihrem Erwachen die Bäume verwundert wären und beschämt, sich schon so weit im Jahre zu finden und von ihrer Seite noch so sehr zurück zu sein. Mit jedem Tag eröffnen sich neue Knospen, und die eröffneten entwickeln sich weiter.... Das junge gelbliche Grün scheint völlig durchsichtig, und an diesem stufenweise wachsenden Genusse kann man sich gewiß noch vierzehn Tage ergötzen." Mit solch jugendlich poetischer Empfänglichkeit entzückte sich der Greis an den Reizen des werdenden Frühlings; mit der einfachen Poesie dieses Briefes, den man ganz nachlesen möge, verbinden wir die schönen Worte, die er gleichfalls in jener Zeit einmal gegen Eckermann äußerte: „Die frische Luft des freien Feldes ist der eigentliche Ort, wo wir hingehören; es ist, als ob der Geist Gottes dort den Menschen unmittelbar anwehete und eine göttliche Kraft ihren Einfluß ausübte." In dieser innigen Hingebung an den Genuß der Natur versäumte er nicht sein Tagebuch der Wolkenerscheinungen bis zum 28. Mai, dem Tage seiner Rückreise, ununterbrochen fortzuführen. Später wurden diese Aufzeichnungen gelegentlich fortgesetzt und

durchdacht, besonders während der Badekuren zu Marienbad. Er zeichnete die merkwürdigsten Wolkenbildungen und suchte Künstler dafür zu interessiren. Eine Instruction für die sämmtlichen Beobachter im Großherzogthum ward aufgesetzt, neue Tabellen gezeichnet und gestochen. Aus diesen Studien ging 1825 die Abhandlung Versuch einer Witterungslehre hervor. Wenn diese auch an und für sich nicht von Bedeutung ist, so kann sie doch wiederum beweisen, wie in Goethe's geistiger Thätigkeit stets ein gleiches Streben waltet in dem Schwankenden das Gesetzliche aufzufinden; denn — so äußert er sich auch in diesen Blättern — „das Höchste, was dem Gedanken gelingt, ist gewahr zu werden, was die Natur in sich selbst als Gesetz und Regel trägt, jenem ungezügelten, gesetzlosen Wesen zu imponiren."

„Ein fast blendendes Licht that sich auf" mit Oersted's Entdeckung des Elektromagnetismus. Goethe ließ sich durch Döbereiner in diese physikalischen Phänomene gründlicher einführen und hatte auch die Freude, Oersted 1822 bei sich in Weimar zu empfangen. Gegen Ende dieses Jahres kam Döbereiner nach Weimar, um vor dem Großherzoge und einer gebildeten Gesellschaft die wichtigsten Versuche galvanisch-magnetischer wechselseitiger Einwirkung vorzuzeigen und zu erläutern.

Man ersieht aus diesem Ueberblick von Goethe's wissenschaftlicher Thätigkeit, daß er sich im Lauf dieser Jahre sowohl in Literatur und Kunst, als besonders in den Naturwissenschaften mit einer Vielseitigkeit und einem Ernst nach allen Richtungen bewegte, daß zu einer größeren dichterischen Production nicht Ruhe und Muße blieb. Die Wanderjahre kamen nicht über den ersten Band hinaus; die Kälte des Publicums und die mißwollende Kritik hatte ihm fürs erste diese Arbeit verleidet. Dagegen zog es ihn wieder zur Fortsetzung seiner biographischen Darstellungen, und gern verweilte die Erinnerung bei

dem Liebesverhältniß zu Lili, das in dem Fortgang des Werkes in den Vordergrund der Erzählung trat. Ein Drittheil des vierten Bandes, in diesem die Schilderung des Festes zu Ehren Lili's (von ihm als Geburtstagsfest dargestellt) ward 1821 vollendet. Die Erzählung dieses Bandes wurde erst kurz vor seinem Tode bis zu der Reise, die ihn nach Weimar führte, fortgesetzt und abgeschlossen.

Er wandte sich zunächst in den Jahren 1821 und 1822 zu der Redaction und theilweisen Ausführung der Feldzüge und Rheinreisen der Jahre 1792 und 1793, wobei er den Grundsatz festhielt, „durchaus wahr zu bleiben" und zugleich den gebührenden Euphemismus nicht zu versäumen". Durch diesen ist die Darstellung sehr beeinträchtigt worden, und man muß in dem diplomatischen Stil gar viel zwischen den Zeilen lesen, bis mit der Schilderung der Rheinreise, des Verhältnisses zu Plessing und der Tage von Pempelfort und Münster sich die Erzählung wieder in den Reiz der gemüthvollen Ausführlichkeit kleidet. Gelegentlich beschäftigte ihn auch die Redaction seines zweiten Aufenthalts in Rom. Es war ihm indeß klar geworden, daß es ihm bei seinem vorgerückten Alter kaum noch möglich sein werde, einen bedeutenden Theil seines Lebens in der anziehenden Breite der früheren Darstellungen seiner Nation vorzuführen. Rücksichten auf den weimarischen Hof, mit dem seine Lebensereignisse seit seiner Jugendzeit eng verschlungen waren, sowie die den lebenden Zeitgenossen schuldige Discretion stellten einer offenen und wahrhaften Berichterstattung große Schwierigkeiten entgegen. Er entschloß sich daher, den übrigen Theil seiner Lebensgeschichte nur übersichtlich zu behandeln.

Die erste Veranlassung zu dieser Arbeit fand er, als er der zweiten Gesammtausgabe seiner Werke, welche 1819 mit dem zwanzigsten Bande abgeschlossen ward, eine „summarische Jahresfolge" seiner Schriften beifügte. Er war dadurch zu

chronologischen Auszügen aus Tagebüchern und anderen älteren Papieren genöthigt worden. Um diese genauer zu übersehen, und sowohl die Herausgabe einer Gesammtausgabe seiner Werke vorzubereiten als auch für den Fall seines Todes seine Schriften wohlgeordnet zu hinterlassen, ließ er durch den Bibliothekssecretär Kräuter während des Jahres 1823 seine sämmtlichen gedruckten und ungedruckten Schriften, Tagebücher, eingegangene Briefe und Copien der abgesendeten, die er seit 1807 regelmäßig nehmen ließ, sammeln, ordnen und wie in einem Archiv beschließen. Durch diese Vorarbeit war es ihm möglich, im Lauf der nächsten Jahre einen Auszug seiner Lebensgeschichte annalistisch zu bearbeiten. Die erste Hälfte seines Lebens ist in diesen „Annalen" oder „Tages- und Jahresheften" nur leicht skizzirt und selbst das erste Weimarer Jahrzehend nur obenhin berührt. Erst nach dem Feldzuge von 1792 gewinnt die Erzählung an Reichhaltigkeit des Details, und hin und wieder belebt sich auch die Darstellnng bei dem Ausmalen einzelner Ereignisse. Denn er arbeitete nicht nach dem chronologischen Fortgange, sondern rückwärts, den Knäuel der Erinnerungen abwickelnd, und partieenweise, je nachdem ihn die eine oder andere Epoche gerade anzog. Es können diese Annalen vornehmlich einen Begriff von der staunenswerthen Thätigkeit und Vielseitigkeit seiner letzten Lebensjahre geben.

Im Beginn eben dieses Jahres 1823 ward Goethe's Leben von einer jener gewaltsamen Krisen bedroht, welche seine Natur schon einige Male durchgekämpft hatte. Am 17. Februar wurde er plötzlich von einer Entzündung des Herzbeutels und wahrscheinlich auch eines Theils des Herzens befallen. Am fünften Tage der Krankheit schien alle Hoffnung verschwunden zu sein, und er selbst hielt sich für verloren; „ich fühle", sagte er zu seiner Schwiegertochter, „daß der Moment gekommen ist, wo in mir der Kampf zwischen Leben und Tod beginnt". Wenn er davon komme, meinte er, so müsse man

gestehen, er habe für einen Greis ein zu hohes Spiel gespielt. Mit dem 24. Februar trat indeß eine günstige Wendung der Krankheit ein. Am nächsten Tage konnte er den Großherzog, den die Aerzte Tags zuvor nicht hatten zu ihm lassen wollen, empfangen; er verlangte nach seinem Freunde Meyer. Seine Genesung ging über Erwarten rasch vorwärts; schon am 2. März konnte er aufstehen und ohne Beschwerde in sein Schlafzimmer und wieder zurück gehen.

Aus der Nähe und Ferne kam ihm die wärmste Theilnahme und Freude über seine Genesung entgegen. In einem gesellschaftlichen Verein zu Weimar ward, um nur ein Beispiel anzuführen, ein bereits angekündigter Ball aus Achtung für ihn abbestellt; erst als sein Leben gerettet war, fand er statt, und in der Einladung hieß es: „jetzt ziemt es sich zu tanzen". Am 22. März wurde Torquato Tasso zur Feier seiner Wiedergenesung gegeben, eingeleitet durch einen Prolog Riemer's, der von Frau von Heigendorf gesprochen ward. Seine Büste ward unter lautem Jubel der gerührten Zuschauer mit einem Lorbeerkranz geschmückt. Nach beendigter Vorstellung begab sich Frau von Heigendorf im Costüm der Leonore zu dem Dichter und überreichte ihm den Kranz des Tasso. Goethe bekennt, einige Mäßigung gebraucht zu haben, um nicht allzu lebhaft gerührt zu werden. „Freunde, nach langem Schweigen, belebten das Verhältniß aufs neue; gar manche Schriftzüge erinnerten mich an würdige vorige Zeiten und Verhältnisse, ja was von der größeren Bedeutung zu sein scheint, Personen, die einigen Widerwillen gegen mich hegten, ... wandten sich wieder zu mir; die alte Neigung trat hervor; das Gefühl des Zusammenseins auf Erden und des daraus entspringenden Glücks behielt die Oberhand. Ich vernahm von freundlichen Gastmahlen, bei welchen man festlich dem Aesculap einen Hahn geopfert, von andern mehr zufällig durch eingegangene Nachricht von meiner Wiedergenesung erregten fröhlichen Augen-

blicken. Herzliche Lieder, geistreich poetische Darstellungen erquickten mich, und auch an sinnlicher Labung wollte man mir's nicht fehlen lassen; die Früchte ferner Gegenden gelangten zu mir und erneuerten die Empfindungen einer frischen Kindheit".

In diesen letzten Worten klingt es durch, wovon auch wiederholt die Gespräche mit seinen Freunden Zeugniß geben, daß er gern und mit wehmüthiger Erinnerung sich mit den Erlebnissen seiner Kindheit und Jugend beschäftigte; es giebt den letzten Lebensjahren des Greises einen eigenthümlichen Reiz, wie sein Gemüth sich mit jedem Schritt, der sein Leben dem Ziele näher bringt, tiefer in die Empfindungen der Vergangenheit hineinlebt, an ihren freundlichen Bildern sich erhebt und am dämmernden Nachglanz der gesunkenen Sonne der herrlichen Jugendzeit sich erquickt. Es war gerade in den Tagen, wo ihn die Schilderung seines Verhältnisses zu Lili beschäftigte, als ihm die Vertraute der Freuden und Leiden jener Jahre, seine Jugendfreundin Auguste Stolberg (Gräfin Bernstorff), noch einmal überraschend nahetrat. Mehr als vierzig Jahre, ein Leben, lag zwischen jenem Briefwechsel und jetzt, wo sie sich noch einmal gedrungen fühlte, gegen „den Freund ihrer Jugend" (in einem Briefe vom 22. October 1822) „ihr Herz auszuschütten". Die Jahre nicht nur, sondern weit früher unsägliche Leiden hatten, wie sie hier schreibt, ihr Haar schneeweiß gebleicht, ihr Gatte, ihre Kinder, ihre Brüder waren vor ihr dahingeschieden; sie lebte nur noch „in Hoffnung dessen, was zukünftig ist", und „so gerne nähme ich auch die Hoffnung mit mir hinüber, Sie, lieber Goethe, auch einst da kennen zu lernen". — „Ich las in diesen Tagen wieder einmal alle Ihre Briefe nach, the songs of other times; die Harfe von Selma ertönte — Sie waren der kleinen Stolberg sehr gut, und ich Ihnen auch herzlich gut — das kann nicht untergehen, muß aber für die Ewigkeit bestehen — diese unsre Freundschaft, die Blüthe unsrer Jugend, muß Früchte für die Ewigkeit tragen,

dachte ich oft, und so nahm ich die Feder ..... Ich habe denn einen Wunsch, einen dringenden Wunsch ausgesprochen, den ich so oft wollte laut werden lassen: o ich bitte, ich flehe Sie, lieber Goethe, abzulassen von Allem, was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches und nicht Gutes hat, Ihren Blick und Ihr Herz zum Ewigen zu wenden. Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut; wie hat es mich oft geschmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch Sie so leicht Andern Schaden zufügen. — O machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist, bitten Sie um höhern Beistand, und er wird Ihnen, so wahr Gott ist, werden". Die Worte, womit Goethe diesen, wenn auch pietistisch-zudringlichen, doch von wärmster Liebe dictirten Brief der Jugendfreundin erwiderte, sind zu charakteristisch, als daß sie hier nicht vollständig eingeschaltet werden müßten:

„Von der frühsten, im Herzen wohlgekannten, mit Augen nie gesehenen theuren Freundin endlich wieder einmal Schriftzüge des traulichsten Andenkens zu erhalten, war mir höchst erfreulich-rührend; und doch zaudere ich unentschlossen, was zu erwidern sein möchte. Lassen Sie mich im Allgemeinen bleiben, da von besonderen Zuständen uns wechselseitig nichts bekannt ist.

Lange leben heißt gar Vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.

Redlich habe ich es mein Lebelang mit mir und Andern gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs Höchste

hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immerfort, so lang' es Tag für uns ist; für Andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an ihr hervorthun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten.

Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unseres Vaters Reiche sind viele Provinzen und, da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt sein; vielleicht gelingt alsdann, was uns bis jetzo abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue. —

Vorstehendes war bald nach der Ankunft Ihres lieben Briefes geschrieben, allein ich wagte nicht, es wegzuschicken; denn mit einer ähnlichen Aeußerung hatte ich schon früher Ihren edlen, wackern Bruder wider Wissen und Willen verletzt. Nun aber, da ich von einer tödtlichen Krankheit ins Leben wieder zurückkehre, soll das Blatt dennoch zu Ihnen, unmittelbar zu melden: daß der Allwaltende mir noch gönnt, das schöne Licht seiner Sonne zu schauen; möge der Tag Ihnen gleichfalls freundlich erscheinen und Sie meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht aufhöre, mich jener Zeiten zu errinnern, wo das noch vereint wirkte, was nachher sich trennte.

Möge sich in den Armen des alliebenden Vaters Alles wieder zusammen finden.

Wahrhaft anhänglich

Weimar, den 17. April 1823.

Goethe."

Diesen Worten, welche den Kern von Goethe's religiöser Ueberzeugung berühren und aus dem innersten Heiligthum seines Gemüths sanft hervorklingen, möge noch Einiges sich anschließen, um diese Seite seiner geistig-sittlichen Individualität, gegen welche häufige Angriffe gerichtet worden sind, etwas näher zu beleuchten.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß Goethe kein Anhänger des positiven Dogma's des Christenthums war; in sofern nennt er sich, besonders in der mittleren Lebensperiode, wo sich diese Abneigung am stärksten geltend machte, manchmal einen Heiden. Jedoch haßte er nur jenes beschränkte Christenthum, das die ganze Fülle des Geistes in ein Symbol zu fassen und die Geheimnisse der Seele, die Räthsel des Lebens durch die Formeln des dogmatischen Lehrbegriffs zu lösen unternimmt und jeder individuellen geistigen Entwicklung, die von diesem schmalbegrenzten Pfade abweicht, die Berechtigung abspricht. Eben so sehr haßte er übrigens den Nihilismus der einseitig-rationalen Aufklärung; „Alles", äußert er, „was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich" — und hinsichtlich der Voltaire'schen Opposition gegen positiven Glauben spricht er sich dahin aus, es sei der Welt wenig damit gedient; denn es lasse sich nichts darauf gründen. In demselben Sinn sagt er in den Anmerkungen zum Divan: „Alle Epochen, in welcher der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt; alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanz prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit Erkenntniß des Unfruchtbaren abquälen mag."

Mit jener Ehrfurcht, welcher er in den Wanderjahren eine hohe Stelle unter den Tugenden anwies, spricht er, besonders in dem letzten Abschnitt seines Lebens, von der welthistorischen Bedeutung und der sittlichen Macht des Christenthums. „Die christliche Religion", äußerte er gegen Eckermann, „ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat, und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über alle

Philosophie erhaben und bedarf von ihr keine Stütze.“ Auf der Reise nach Karlsbad 1812 erwähnte ein Mitreisender, daß ein Engländer berechnet habe, wann das Christenthum von der Erde verschwunden sein werde, worauf Goethe erwiderte: „Das Christenthum ist so tief in der menschlichen Natur und ihrer Bedürftigkeit begründet, daß auch in dieser Beziehung mit Recht zu sagen ist: des Herrn Wort bleibt ewiglich!“ In gleichem Sinne sagte er zu Eckermann: „Mag die geistige Cultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will — über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums, wie es in dem Evangelium leuchtet, wird er nie hinauskommen.“ Allein so sehr er diese Weltstellung des Christenthums anerkannte, wollte er doch für sich das Recht in Anspruch nehmen, unabhängig von aller exclusiven Dogmatik, mit freiem Geiste sich das Göttliche anzueignen, wo es ihm auch, sei es im Universum der Natur oder in Geist und Leben des Menschen, sich offenbare; er wollte sich, wie er es kurz zusammenfaßt, „als einem Protestanten, die Freiheit erhalten, sein reines Innere ohne Bezug auf irgend eine bestimmte Religion religiös zu entwickeln.“ Daher durchleuchtet und durchwärmt die Religion sein ganzes Leben und geistiges Schaffen. Die Natur verkündet ihm auf allen ihren Blättern das Dasein Gottes und zeigt ihm „Gottes Handschrift“. Das Göttliche erscheint ihm in allem Edlen der Menschheit, in liebevoller Hingebung und tüchtigem Wirken, in Wissenschaft und Kunst; wer diese besitze, meint er, der habe auch Religion. „Ich glaube an einen Gott: das ist ein schönes, löbliches Wort“ — so spricht er sich in seinen Reflexionen aus — „aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden.“

Aus dem Begriff des Göttlichen im Menschengeiste entsprang bei ihm auch der Glaube an eine Fortdauer der Seele

über die Grenzen des irdischen Daseins hinaus. Die geistige Kraft, der dem Geiste inwohnende Trieb zur Thätigkeit galten ihm als eine Bürgschaft dafür. Er war daher geneigt, nur da eine Fortdauer des Geistes für möglich zu halten, wo diese höhere Kraft desselben vorhanden sei, indem er überhaupt die Unsterblichkeit nur unter der Idee einer unendlichen geistigen Fortentwicklung auffaßte. Sein Hoffen und Wünschen ist in den schönen an Zelter gerichteten Worten ausgedrückt: „Wirken wir fort, bis wir vor oder nach einander, vom Weltgeist berufen, in den Aether zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Thätigkeiten, denen analog, in denen wir uns schon erprobt, nicht versagen! Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir hier schon geleistet, väterlich hinzu, so würden wir gewiß nur desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen."

Nachdem Goethe im Frühjahr 1823 von seiner schweren Krankheit wieder erstanden war, vollendete die Heilkraft des Marienbader Brunnens seine Genesung. Wie durch ein Wunder, hatten seine Kräfte sich erholt. Die ihn in jener Zeit in Marienbad sahen, versichern, er sei ihnen um dreißig Jahre verjüngt vorgekommen. Auch die Seele ward noch einmal durchglüht vom Feuer leidenschaftlicher Liebe, als wendete sie sich in die Wertherzeit zurück; Entzücken und Sehnen, Wiedersehensfreude und Trennungsleid wiederholen sich noch einmal, wie in längstverklungenen Jugendstunden. Mit solch überwältigendem Gefühl ward der Dichter durch die Bekanntschaft mit einem Fräulein von Lewezow entzündet, welche sich während dieses Sommers mit ihrer Mutter und Schwester in Marienbad aufhielt.[47]) In den Marienbader Gedichten liegt das Bekenntniß seines Glücks und seiner Schmerzen:

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide" —

Das ward ihr Motto, und wir entnehmen aus ihnen die Züge zu diesem nur schwach aufgehellten Lebensbilde.

Noch lag ein inneres Bangen, eine unwillkommene Schwere auf Geist und Körper, der Blick war noch umwölkt, das Herz fühlte sich leer. Da erschien sie, die lieblichste der lieblichen Gestalten, und vor ihrem Blick, wie vor dem Walten der Sonne, vor ihrem Athem, wie vor den Lüften des Frühlings, schmolz sein Inneres dahin. An ihrer Seite verflogen ihm entzückende Stunden in lieblichem Wechsel, und der Kuß beim Scheiden am Abend war ein Pfand, daß die nächste Sonne ihn zu demselben Paradiese führen werde. Zu seliger Höhe des Gefühls hob ihn das Anschauen dieses einzigen Schönen empor; in dem Bewußtsein, ihr anzugehören, empfand er den heitersten Frieden des Herzens, in der Begeisterung seiner Liebe keimte die Hoffnungslust zu freudigen Entwürfen und Entschlüssen. So ward von Tag zu Tag ein Traum gedichtet.

Inmitten dieses glücklichen Phantasielebens begrüßte ihn die Kunde von der beabsichtigten Feier seines Geburtstags in Weimar. Er sandte den Freunden in der Heimath im Voraus ein herzliches Gedichtchen zu, um zu dem Feste sein dankbares Gefühl auszusprechen; er verschweigt darin nicht, daß ihm im Waldgebirge Marienbads Armida in Hygiea's Gestalt erschienen sei. Es war dieses Liebesverhältniß so wenig ein Geheimniß geblieben, daß sich das Gerücht verbreitete, Goethe gedenke eine neue eheliche Verbindung einzugehen. Allein wenn auch von Seiten der Geliebten ein solcher Wunsch Gewährung gefunden hätte, was bei der nicht minder leidenschaftlichen Erwiderung seiner Liebe kaum zu bezweifeln sein möchte, so gewann doch die Besonnenheit, verstärkt durch die Vorstellungen der Freunde, den Sieg über die Leidenschaft. Er riß sich los; doch es war ein schwerer Kampf, der sein Innerstes aufs tiefste erschütterte. Wenn sonst seine Dichtungen die Schilderung der stürmischen Bewegung erst nach eingetretener ruhiger Sammlung des Gemüths unternahmen, so ward diesmal seine Elegie das unmittelbare „Product eines höchst leidenschaft-

lichen Zustandes". Er schrieb sie gleich nach seiner Abreise von Marienbad, nachdem er kurz zuvor die Geliebte noch bis Karlsbad begleitet hatte, von Station zu Station, so daß sie Abends fertig auf dem Papiere stand. Und welch eine innere Bewegung klang in den schmerzlichen Worten der Schlußstrophe aus:

„Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
Der ich noch erst den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr.
Sie drängten mich zum gabeseligen Munde;
Sie trennen mich und richten mich zu Grunde".

In Eger, „vor seinem Austritt aus dem böhmischen Zauberkreise", empfand es Goethe als eine besondere Gunst des Geschicks, daß ihm eine Fülle musikalischen Genusses sein liebekrankes Gemüth in sanfte Wehmuth löste. Der Gesang der Madame Milder, das heitere Pianofortespiel der Madame Szymanowska, einer polnischen Virtuosin, „falteten mich", wie er gegen Zelter sich ausdrückt, „aus einander, wie man eine geballte Faust freundlich flach läßt; zu einiger Erklärung sag ich mir: du hast seit zwei Jahren und länger gar keine Musik gehört (außer Hummeln zweimal), und so hat sich dieses Organ, in sofern es in dir ist, zugeschlossen und abgesondert; nun fällt die Himmlische auf einmal über dich her, durch Vermittelung großer Talente, und übt ihre ganze Gewalt über dich aus, tritt in alle ihre Rechte und weckt die Gesammtheit eingeschlummerter Erinnerungen". In dieser besänftigten Empfindung schloß er seine Elegie mit der „Aussöhnung" ab, einem Gedicht, das er der Szymanowska widmete:

„Da schwebt hervor Musik mit Engelsschwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne.
Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götterwerth der Töne und der Thränen" — so die 2. Strophe.

Was anfangs an ihm die heilende und verjüngende Kraft bewährt hatte, ward durch Sehnsucht und Trennungsschmerz im Herbst die Ursache zu neuer Erkrankung. Er fühlte wieder denselben Schmerz an der Seite des Herzens, der seiner schweren Krankheit vom vorigen Winter vorangegangen war. Dieser leidende Zustand ward sehr langwierig, und er fühlte sich lange zu jeder Art von geistiger Thätigkeit unfähig. In dieser Zeit kam, schmerzlich-süße Erinnerungen weckend, Madame Szymanowska nach Weimar aus Liebe zu dem Dichter, in den sie, nach Zelters Ausdruck, „rasend verliebt" war. Goethe entzückte sich noch einmal an dem Genusse ihres seelenvollen Spiels, „der wie alle höheren Genüsse den Menschen aus und über sich selbst, zugleich auch aus der Welt und über sie hinaus hebt". Als sie in einer Abendgesellschaft bei Goethe auf dem Flügel phantasirte, war er, wie Soret bemerkt, im Anhören verloren und schien sehr ergriffen und bewegt. Er widmete ihr später noch manche Zeichen liebevollen Andenkens.

Auch erfreute ihn im Spätherbst ein Besuch Wilhelms von Humboldt, der ihm „stets die wohlthätigste Aufheiterung" gewährte. Zelter verweilte um den Anfang des Decembers drei Wochen in Weimar, und seine „liebe Gegenwart war ihm in seinem peinlichen Zustande höchst erquickend": „ich fühlte es und weiß es, und es freut mich, daß die Andern es anerkennen, die niemals recht begreifen, was ein Mensch dem andern sein kann und ist". Wie sehr die Erinnerungen an Marienbad und die daraus hervorgegangenen Gedichte in ihren Unterhaltungen wiederkehrten, sieht man aus dem Briefe an Zelter vom 4. Jan. 1824, dem er schließlich noch beifügt: „kennst du nachstehende Reimzeilen? Sie sind mir ans Herz gewachsen; du solltest sie wohl durch schmeichelnde Töne wieder ablösen:

> Ja, du bist wohl der Iris zu vergleichen,
> Ein liebenswürdig Wunderzeichen,
> So schmiegsam herrlich, bunt in Harmonie,
> Und immer gleich und immer neu, wie sie."

Aus dieser Anführung geht hervor, daß diese Strophe in enger Beziehung zu dem geliebten Mädchen steht, und da sie dem Gedichte „Aeolsharfen“ von 1822 angehört, so möchte man daraus schließen, daß die erste minder leidenschaftliche Bekanntschaft schon während des vorigjährigen Marienbader Aufenthalts angeknüpft worden sei.

Noch war diese weiche elegische Stimmung nicht verklungen, als er von der Leipziger Verlagshandlung seines Werther die Aufforderung erhielt, seine Jugenddichtung durch eine poetische Zugabe einzuleiten. Es schloß sich daher an die Elegieen seiner letzten Liebe das Gedicht An Werther als ein Rückblick auf den Genossen von Lieb' und Leid seiner Jugend an, und — „es wiederholt die Klage des Lebens labyrinthisch irren Gang“.

Gegen das Frühjahr 1824 fühlte er sich wieder genesen, und es schien ihm, nachdem der Kampf durchgekämpft war, als ob das, was die Ursache der Krankheit gewesen, „sich als das Element seines Wohlbefindens manifestiren“ werde; daher erschien er auch den Freunden (nach Soret's Bemerkung) seitdem geistig kräftiger als seit Jahren. Fürs erste unterzog er sich jedoch keiner größeren allzu sehr anstrengenden Arbeit; er suchte zuvörderst „das Versäumte nachzuholen“, um auf weitere Schritte denken zu können. Mit der Musik hatte er sich so tief eingelassen, daß er sich mit der Händel-Mozartschen Partitur des Messias zu schaffen machte und darüber mit Zelter correspondirte. Für dessen Composition verfaßte er das Gedicht zu Thaer's Jubelfeste auf dringendes Gesuch der Freunde desselben, welche dieses am 14. Mai 1824 zu begehen wünschten.

Goethe's Studien bewegten sich nach verschiedenen Seiten in den sicher umschriebenen Kreisen. Er arbeitete kleinere Aufsätze für seine Hefte „Kunst und Alterthum“ und „zur Naturwissenschaft“, ordnete seine Papiere, schrieb fleißig an den Annalen seines Lebens und redigirte, da er gerade diesen Abschnitt zu

behandeln unternahm, seinen Briefwechsel mit Schiller. „Es wird", schreibt er am 30. October an Zelter, „eine große Gabe sein, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen, den Menschen geboten wird: zwei Freunde der Art, die sich immer wechselseitig steigern, indem sie sich augenblicklich expectoriren. Mir ist es dabei wunderlich zu Muthe; denn ich erfahre, was ich einmal war".

Nicht lange darauf war die Stätte verschwunden, wo das Zusammenwirken der Freunde die glänzendsten Erfolge errungen hatte. Mit Anbruch des 22. März 1825 bald nach Mitternacht stand das Theatergebäude in Flammen, in welchem noch wenige Stunden zuvor das treffliche Spiel des Laroche im „Juden" von Cumberland die Zuschauer entzückt hatte. Das Feuer, wahrscheinlich durch Heizung veranlaßt, hatte bald durch die Masse brennbarer Stoffe Nahrung erhalten und schlug nach allen Seiten zum Dache heraus, so daß alle Löschversuche vergeblich waren. Der Großherzog selbst war zugegen und befahl, das Haus in sich zusammenstürzen zu lassen und die Spritzen zum Schutz der Nachbarhäuser zu verwenden. Goethe war zu Hause geblieben und sah, von seinen Fenstern aus, die Flamme zum Himmel steigen. „Der Schauplatz meiner fast dreißigjährigen liebevollen Mühe liegt in Schutt und Trümmern", sagte er am folgenden Morgen zu Eckermann; „Sie mögen denken, daß mir mancher Gedanke an die alten Zeiten, an meine vieljährigen Wirkungen mit Schiller und an das Herankommen und Wachsen manches lieben Zöglings durch die Seele gegangen ist, und daß ich nicht ohne einige innere Bewegung davongekommen bin". Uebrigens war das alte Theater weder schön noch geräumig genug. Daher war schon an einen Neubau gedacht worden. Goethe hatte im vorigen Winter mit dem Baudirector Coudray den Riß zu einem neuen Theaterbau berathen, ein Beweis, daß er ungeachtet der Niederlegung der Intendanz nicht aufgehört hatte,

sich für die Bühne zu interessiren. „Ich habe", äußerte er gegen Eckermann, „dem Volk und dessen Bildung mein ganzes Leben gewidmet; warum sollte ich ihm nicht auch ein Theater bauen?" Der vorgelegte Bauplan ward vom Großherzoge genehmigt, und die Grundmauern des neuen Gebäudes stiegen schon im April empor, während man vorläufig im Saal des Stadthauses Vorstellungen gab. Allein eine andere Partei, welche schon früher bei Goethe's Theaterleitung von Einfluß gewesen war, wußte es durchzusetzen, daß der ursprüngliche Plan aufgegeben ward, indem man dem Großherzog überzeugend darthat, daß bei einem andern Bauplan, durch den derselbe Zweck erreicht werde, große Ersparungen zu machen seien. Coudray trat von der Leitung des Baues zurück. Goethe zeigte indeß keine Empfindlichkeit. „Ihr werdet immerhin", äußerte er, „ein ganz leidliches Haus bekommen, wenn auch nicht gerade so, wie ich es mir gewünscht und gedacht hatte. Ihr werdet hineingehen, und ich werde auch hineingehen, und es wird am Ende Alles ganz artig ausfallen". Uebrigens machte der verfehlte Bauplan später so viele Veränderungen nöthig, daß das Gebäude, ohnehin keine Zierde Weimar's, auch nicht einmal geringere Kosten verursachte, als wenn der Goethe-Coudray'sche Riß befolgt worden wäre.

Auf einen still zu Hause „in seiner einsamen Schmiede" verlebten Sommer, wo ihn besonders die Ausarbeitung seiner biographischen Annalen beschäftigte, folgten mehrere Jubelfeste, die Feier der funfzigjährigen Regierung Karl August's am dritten September und das goldene Vermählungsfest vom dritten October. Goethe zeigte sich bei Verherrlichung dieser Tage sehr thätig, wie es Liebe und Dankbarkeit von ihm forderten [48].

Um bei der Feier des Regierungsjubiläums seinem fürstlichen Freunde die erste Begrüßung zu bringen, begab er sich schon vor sechs Uhr Morgens zu ihm; er überreichte ihm eine

nach seiner Angabe und nach Meyer's Zeichnung geprägte Denkmünze, deren Vorderseite das mit einem Lorbeerkranze umwundene Bildniß des Großherzogs zeigt; auf der Rückseite ist der Thierkreis gravirt, oben die Wage, in deren Zeichen der Fürst geboren war; mit der Inschrift: der funfzigsten Wiederkehr MDCCCXXV. Zur Logenfeier dieses Festtages verfaßte er eine lyrische Trilogie, welche die Hinweisung auf das Dauernde im flüchtigen Wechsel des Daseins in erhebenden Worten ausführt. Goethe's Haus war mit symbolischen Gemälden und mannigfachen Gewächsen längs der Fronte wie mit einem Garten geschmückt und jedem zu freiem Zutritt geöffnet. „Der beglückteste Diener seines Fürsten", hatte er geäußert, „müsse an diesem Tage auch das Recht haben, ihn aufs ausgelassenste zu feiern, und daran, wer uneingeladen zu ihm komme, werde er seine Freunde erkennen". In den Abendstunden waren alle Zimmer seines Hauses glänzend erleuchtet, und es wogte auf und ab von Besuchenden, die aufs freundlichste bewirthet wurden. Nach dem Schlusse der Theatervorstellung, mit der das neue Gebäude eingeweiht ward, empfing er in diesen Räumen auch seinen geliebten Fürsten und alle Notabilitäten, welche die Feier dieses seltenen Festes in Weimar vereinigt hatte. Auf seinem Gesichte war die herzlichste Freude zu lesen, und bis nach Mitternacht verweilte er unter seinen Gästen. „In jenen Tagen des Festes", schreibt er an Zelter, „hab' ich mich, wie ich nicht läugnen will, männlicher benommen, als die Kräfte nachhielten; was ich aber that, war nothwendig und gut, und so wird sich denn auch wohl das gewohnte liebe Gleichgewicht bald wieder herstellen". Zum 14. October widmete er der Großherzogin eine sinnreich erdachte Denkmünze, welche an die Katastrophe von 1806, die zum unvergänglichen Gedächtniß der Größe ihres Charakters ward, erinnerte.

Goethe konnte nicht ahnen, daß auch er seinem goldenen Jubeltage so nahe sei. Allein der Großherzog beschloß, daß die

funfzigste Wiederkehr des Tages, wo Goethe in Weimar eintraf, der siebente November, zugleich als sein Dienstjubiläum gefeiert werden solle. Die Glieder der großherzoglichen Familie und der zahlreiche Kreis seiner Freunde und Verehrer schienen an diesem Tage zu Einer großen Festgenossenschaft verbunden zu sein; nicht der äußere Glanz, sondern die enthusiastische Liebe, die sich von allen Seiten kund gab, weihte ihm diesen Tag zum schönsten Feste. [49])

Der Großherzog hatte zu der Jubelfeier eine goldene Denkmünze prägen lassen, welche auf der einen Seite die Brustbilder des fürstlichen Paars, auf der andern das lorbeerbekränzte Bildniß des Dichters trug; dem Rande waren einfach die Namen Karl August und Luise eingravirt. „Mehr als Gold" enthielt das sie begleitende Handschreiben des Großherzogs, welches, wenngleich das officielle Sie diesmal nicht zu umgehen war, doch den warmen Blick der Freundschaft nicht verbirgt:

Sehr werthgeschätzter Herr Geheimer Rath
und Staatsminister!

Gewiß betrachte Ich mit vollem Recht den Tag, wo Sie, Meiner Einladung folgend, in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintritts in Meinen Dienst, da Sie von jenem Zeitpunct an nicht aufgehört haben, Mir die erfreulichsten Beweise der treuesten Anhänglichkeit und Freundschaft durch Widmung Ihrer seltenen Talente zu geben. Die funfzigste Wiederkehr des Tages erkenne ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienst-Jubelfest Meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit Mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem Rath, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälligen Dienstleistung Ich

den glücklichsten Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke und den für immer gewonnen zu haben, Ich als eine der höchsten Zierden meiner Regierung achte. Des heutigen Jubelfestes frohe Veranlassung gern benutzend, um Ihnen diese Gesinnungen auszudrücken, bitte Ich der Unveränderlichkeit derselben sich versichert zu halten.

Weimar, 7. November 1825.

Karl August.

Dem edlen Verhältniß, dem Goethe dankbar und anhänglich angehörte, gab der Besuch der gesammten großherzoglichen Familie, welche eine Stunde bei ihm verweilte, den schönsten Ausdruck. Die von der Malerin Luise Seidler, der warmen Verehrerin des Dichters, entworfene Zeichnung hatte in mehr als Einem Sinne das Richtige getroffen, wenn sie Goethe's Ankunft in Weimar im Geleite holder Genien darstellte. Er führte sie mit sich, und er fand sie auch.

Die Landescollegien, die jenaischen Facultäten, die Freimauerloge 2c. brachten ihm durch Deputationen ihre Glückwünsche. Seitens der Landesuniversität ward er durch ein lateinisches Gedicht des Hofraths Eichstädt begrüßt. Die medicinische und die philosophische Facultät überbrachten die Diplome ihrer Doctorwürde; von der theologischen erhielt er eine Votivtafel in Form eines Diploms, begleitet von einem Schreiben, das ein Zeugniß war für die echt-protestantische Denkfreiheit, welche das geistige Wirken des Dichters in seinen Beziehungen zu der Entwickelung deutschen Geistes auch vom theologischen Standpuncte zu würdigen wußte. „Ew. Excellenz", heißt es darin, „haben nicht nur unsere Wissenschaft und ihre Grundlagen oft sinnvoll, tief und erregend gewürdigt, sondern auch als Schöpfer eines neuen Geistes in der Wissenschaft und dem Leben und als Herrscher in dem Reiche freier und kräftiger Gedanken das wahre Interesse der Kirche und der evangelischen Theologie mächtig gefördert".

Der Stadtrath der Residenz ließ durch den Bürgermeister, Hofrath Schwabe, eine Urkunde überreichen, durch welche Goethe's Sohne, dem Kammerrath von Goethe, und seinen beiden Enkeln, Walther und Wolfgang, so wie allen seinen rechten männlichen Nachkommen auf ewige Zeiten das Bürgerrecht der Residenzstadt Weimar verliehen wurde, „auf daß der gefeierte Name Goethe immerdar in ihren Urkunden als höchste Zierde derselben vorhanden sein möge". Die übrigen reichen Gaben, welche Liebe und Verehrung dem Dichter zu diesem Tage darbrachte, müssen wir hier übergehen; zarte Frauenhände waren für ihn sehr geschäftig gewesen.

Eine sinnvoll angeordnete Feier vereinigte in den letzten Vormittagsstunden die Freunde des Dichters in dem großen Saale der großherzoglichen Bibliothek, wo Sängerchöre und Reden von dem Kanzler Müller und Riemer abwechselten. Bei dem Mittagsmahl in dem festlich geschmückten Saale des Stadthauses die Freude der zahlreichen Festgenossen zu theilen, mußte sich Goethe versagen und sich durch seinen Sohn vertreten lassen, der auf den Wunsch seines Vaters den Festestoast dem alten Freunde Knebel darbrachte, welchem Goethe den Eintritt in den weimarischen Kreis verdankte. Am Abend ward die Iphigenie, von der zu Ehren des Tages ein Prachtdruck veranstaltet war, zur Aufführung gebracht. Goethe erschien, er wie der Großherzog von endlosem Jubel des Publicums empfangen, der aufs neue sich erhob, als nach dem Wegziehen des Vorhangs statt des Haines der Diana ein Saal mit Goethe's Büste auf lorbeerumkränztem Postament sich aufthat. So war es von Karl August selbst im Stillen angeordnet. Madame Seidel sprach den vom Kanzler Müller gedichteten Prolog, der die Bedeutung des Festes in klangreichen Strophen schilderte. Der dringenden Mahnung des Arztes folgend, zog sich Goethe nach dem dritten Acte zurück. Eine Illumination der Stadt und eine Abendmusik der großherzoglichen Hofkapelle unter

Hummel's Leitung beschloß die Feier, während noch ein Kreis der nächsten Freunde und Freundinnen den heiteren Greis in den letzten Stunden des festlichen Tages umgaben.

Viele Beweise der Liebe wurden ihm auch aus der Ferne zu Theil; in mehreren benachbarten Städten, zu denen die Kunde gedrungen war, hatten sich seine Verehrer ebenfalls zu einer Festfeier vereinigt. Dankbare Erwiderungen hielten Goethe noch einige Wochen hindurch beschäftigt. Am 24. November wurden die Schreiben an die einzelnen jenaischen Facultäten ausgefertigt, in denen er vornehmlich hervorhob, wie viel seine wissenschaftlichen Studien seinem engen Verhältniß zu der Universität Jena schuldig geworden seien. Am 26. November meldet er seinem Zelter: „So wie der Eindruck des Unglücks durch die Zeit gemildert wird, so bedarf das Glück auch dieses wohlthätigen Einflusses; nach und nach erhole ich mich vom siebenten November. Solchen Tagen sucht man sich im Augenblick möglichst gleich zu stellen, fühlt aber erst hinterher, daß dergleichen Anstrengung nothwendig einen abgespannten Zustand zur Folge hat". In ruhiger Stunde seine literarische Wirksamkeit überblickend, sprach er Hoffnung und Mahnung in dem (im Anhange mitgetheilten) Gedichte **Vermächtniß an die jüngere Nachwelt** in erhebenden Worten aus.

Viertes Capitel.

1826 — 1832.

Aus den Festsälen treten wir wieder in das bescheidene Hinterzimmer, in die „Einsiedelei" des Dichters, welche Zeuge seiner rastlosen Thätigkeit war bis ans Ende, wo er „Tag und Nacht beschäftigt ist, die Kräfte zu nutzen, die ihm noch geblieben sind". Zu einer Reise in die böhmischen Bäder konnte er sich nicht wieder entschließen. Die gute Jahrszeit entführte ihn nur auf kurze Zeit zu nahgelegenen Orten; am liebsten war er dann in seinem ruhiggelegenen Gartenhause, wo er seine Arbeiten ununterbrochen fortsetzen konnte. Hat er Schiller und Winckelmann glücklich gepriesen, daß sie in voller Kraft von hinnen gegangen seien und die Abnahme derselben nicht empfunden haben, so ward auch ihm durch die anhaltende Uebung seines Geistes der seltene Genuß des Schicksals zu Theil, daß er bis zuletzt das Gefühl des vollen Besitzes seiner geistigen Kräfte behielt. Wer noch kurz vor seinem Ende aussprechen kann, er erfahre das Glück, daß ihm in seinem hohen Alter Gedanken aufgehen, welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen eine Wiederholung des Lebens wohl werth wäre, von dem muß man wohl das Zeugniß Soret's gelten lassen: „er hat die Annäherung seines Lebensendes nicht durch die Abnahme seiner Fähigkeiten gefühlt." Was er 1828 in einem Toaste als höchsten Wunsch aussprach: „Nie Mangel des Gefühls und nie Gefühl des Mangels" war ihm nicht minder in geistiger Hinsicht gewährt. Auch die Natur behandelte noch den Greis als ihren Liebling. Er genoß, nachdem er die schwere Krankheitsperiode überstanden, in seinen letzten

Jahren eine sehr gute Gesundheit; „sein Körper", sagt Dr. Müller, „war noch in ausgezeichneter Weise kräftig, seine Stirn war wie Jupiters Stirn gewölbt, ohne alterbezeichnende Furchen, sein Haupt war noch ganz mit Haaren bedeckt, seine Augen hatten noch ganz den strahlenden Glanz, der sie vor vielen andern charakterisirte".

Das im vorigen Abschnitt gezeichnete Bild der Lebensordnung und der Verhältnisse des Dichters in seiner letzten Lebensepoche haben wir uns wieder zu vergegenwärtigen. Ungetrübt bestanden die edlen Beziehungen zu den Gliedern der fürstlichen Familie, zu dem Kreise der erwählten Freunde, und wenn er auch schon ein „Vorwärts über Gräber"! sich ermuthigend zuzurufen hatte, so ward ihm doch das Glück, daß die am innigsten mit ihm verwachsenen Freunde bei ihm ausharrten, zum Theil um gleich nach ihm sich zur Ruhe zu legen. Noch wechselten die Stunden der ernsten Arbeit mit heitrer geselliger Unterhaltung ab. Große Freude machte ihm sein Enkelpaar, Walther und Wolfgang (sein „Wölfchen"), die er gern beim Frühstücken um sich hatte, gleichsam durch ihre munteren Tändeleien in die rechte Stimmung versetzt, um dann zu der Arbeit des Tages überzugehen. Dieser waren die Vormittagsstunden meist ununterbrochen gewidmet; erst nach 12 Uhr nahm er Besuche an, von Freunden auch wohl früher, doch nicht vor 11 Uhr. Sein Secretär wurde regelmäßig mehrere Stunden hinter einander beschäftigt. Unablässig konnte der Greis die Geistesanstrengung fortsetzen. Sitzend oder auf- und abschreitend ließ er die Gedanken in raschem Flusse hervorströmen; auch die Manuscripte seiner größeren Werke erhielten nach alter Gewohnheit auf diese Weise ihre Gestalt. Sonst pflegte er an einem Stehpulte zu schreiben, den Rücken gegen das Licht gewendet. Wenn er dichtete, sprach er die Verse laut vor sich hin, um das Ohr zum Richter über die Melodie und den Rhythmus der Worte zu machen.

Es würde indeß eine ganz falsche Vorstellung sein, dächte man sich Goethe in diesem Studirzimmer als einen einsiedlerischen Greis gegen die Welt und die Gegenwart abgeschlossen. Nie war sein Briefwechsel ausgebreiteter und vielseitiger, nie sein Interesse an literarischen und künstlerischen Productionen, großen industriellen Unternehmungen reger, nie seine Lectüre, selbst politisch-historischer Werke, mannigfaltiger, nie seine Beachtung der Entwickelung naturhistorischer Probleme lebendiger. Und nicht Briefe und Bücher allein unterhielten ihn in diesem Wechselverkehr mit der Außenwelt, sondern die Unterhaltung mit den Freunden und den zahlreichen Besuchenden aus den verschiedensten Ländern äußerte ihre anregende und belehrende Einwirkung in gleichem Maße, wie bisher. Vor Allem bewährt sich darin eine seltene Kraft des Geistes, daß er ungeachtet seines hohen Alters keinen der früher angesponnenen Fäden fallen läßt, sondern bis zuletzt das Gewebe zu immer breiterer Fläche fortführt.

In den amtlichen Geschäften der „Oberaufsicht", deren alleiniger Chef er seit v. Voigt's Tode war, ließ er sich mehr und mehr durch jüngere Kräfte vertreten; besonders nahm er für die jenaischen Anstalten die Assistenz seines Sohnes, dermaligen geheimen Kammerraths und Kammerherrn, in Anspruch, an dessen Stelle zuletzt Hofrath Vogel trat. Mehrere seiner amtlichen Schreiben und ausführlichen Berichte gehören seinen letzten Lebensjahren an, und den ihm untergeordneten Instituten gab er viele Beweise seiner fortdauernden Fürsorge; z. B. gründete er 1826 in dem weimarischen Münzcabinet eine „Sammlung von Münzen solcher Münzstätten, welche in der allgemeinen Weltumbildung ihr Münzrecht verloren, zugleich aber auch anderer, die sich für kurze Zeit dergleichen angemaßt, nicht weniger solcher, welche neu aufgetreten und ihr Recht zu behaupten gewußt haben", worin sich, unter anderen, Münzen von schon wieder untergegangenen südamerikanischen

Staaten befinden. Auf seine Veranlassung ward 1831 eine werthvolle Sammlung griechischer und römischer Münzen aus v. Voigt's Nachlasse angekauft. Dieselbe Ordnungsliebe, die er in allen seinen literarischen und Privat-Angelegenheiten beobachtete, bewährte er auch in Verwaltungssachen. Daher war es für ihn sehr verletzend, als der Landtag von 1831 von ihm die Vorlage der Rechnungsführung der Oberaufsicht verlangte. Die öffentlichen Blätter benutzten seine Weigerung sogleich, um seine Verwaltung zu verdächtigen; es ward, wie Hofrath Vogel sich ausdrückt, „auf das hämischeste darüber abgeurtheilt". Allerdings wendete Goethe — wir berichten mit Vogel's Worten — Alles an, um von der Befolgung des ihm nach 53jähriger, rühmlichster Dienstzeit und im 81sten Lebensjahre zum ersten Male ernstlicher gestellten Ansinnens dispensirt zu werden. Dabei ist indeß zu bemerken, daß alle desfallsigen Verhandlungen nicht förmlich geführt worden, und daß es daher keineswegs über allen Zweifel feststeht, daß Goethe nicht auch in diesem Falle, wie früher immer, einem ausdrücklichen Befehle seines Fürsten Folge geleistet haben würde. Sein Tod machte einen solchen überflüssig, und das Anerkenntniß, welches der Landtag nach Einsicht der Rechnungen der Dienstführung des Verewigten officiell und öffentlich angedeihen lassen, beweist, wie wenig Ursache Goethe hatte, seine Verwaltung, die er jederzeit dem Ministerium bereitwilligst dargelegt, nicht auch der Prüfung durch den Landtag zu unterwerfen.

Indem wir uns zu Goethe's geistiger Thätigkeit zurückwenden, ist vornehmlich darauf Nachdruck zu legen, daß er sich in seinem höchsten Alter angelegentlicher mit den Interessen der Gegenwart beschäftigte, als in manchen früheren Lebensepochen, wo er oft nach Mitteln sucht, ihrem unmittelbaren Einflusse sich zu entziehen. Das Zeitungslesen versagte er sich manchmal eine Zeitlang, wenn eine Arbeit ihn beschäftigte, welche

eine anhaltende geistige Concentration erforderte. Uebrigens war sein Nachdenken der neuesten politischen Entwickelung Europa's gar sehr zugewendet. Ueber die griechischen Angelegenheiten, über Canning's staatsmännische Wirksamkeit konnte man warme Aeußerungen von ihm vernehmen; unter Anderm ward er von Canning's Rede über Portugal, welche der liberalen Politik Englands die Bahn vorzeichnete, zu begeisterter Zustimmung hingerissen. Die Memoiren und Geschichtswerke, welche die Revolutionsepoche und die Zeit der Napoleonischen Kaiserherrschaft darstellen, waren ein stehender Theil seiner Lectüre. Es sind vornehmlich die Charaktere, von denen er sich ein klares Bild zu entwerfen suchte, ein Mirabeau, ein Napoleon ꝛc. Ueber letzteren verglich er die Darstellungen Walter Scott's, der ihm seine Biographie des Kaisers mit einem verbindlichen Schreiben zugesandt hatte, Bignon's, Bourrienne's u. And., und bewahrte ihm auch nach seinem Sturze die Hochachtung, die er einst vor dem mächtigen Herrscher gehabt hatte.

Unter den Ereignissen der neuesten Zeit zogen seinen Geist vor Allem die großen Projecte an, in denen die Riesenkraft des Unternehmungsgeistes der Friedenszeiten hervortrat. Nachdem er das Werk Alexanders von Humboldt über Cuba und Columbien gelesen hatte, sprach er mit großer Theilnahme von dem Unternehmen des Durchstichs der Landenge von Panama. Nicht minder interessirte ihn die Kanalverbindung von Donau und Main, so wie die Anlage eines Kanals durch die Landenge von Suez und meinte, nur um diese drei großen Dinge zu erleben, sei es wohl der Mühe werth, es noch einige funfzig Jahre auszuhalten. Auch mit Plänen und Rissen großartiger Bauunternehmungen, z. B. des Londoner Tunnels, des neuen Hafens an der Wesermündung, war er anhaltend beschäftigt.

Mit der schönen Literatur der Nachbarländer blieb er in vertrautem Verkehr und stand mit mehreren ihrer Vertreter in näherem Verhältniß. Man ersieht dies schon aus den Abhand-

lungen, welche in diese letzten Jahre fallen: über „neuere französische Literatur", über „Manzoni's Adelchi", über „Volkspoesie" und „serbische Lieder", über das „Livre des Cent-et-un", wobei er so genau verfuhr, daß er die Sittenschilderungen desselben in einen tabellarischen Auszug sich zusammenstellte. „Den Vorlesungen von Guizot, Villemain und Cousin" — so schreibt er 1829 — „folg' ich in ruhiger Betrachtung; le Globe, la revue française und .... le temps führen mich in einen Kreis, den man in Deutschland vergebens suchen würde". Auch auf die neuere deutsche Literatur blieb stets sein aufmerksamer Blick gerichtet; mehrere beurtheilende Artikel wurden ihren Erscheinungen gewidmet. Wenn man ihm dabei vorwirft, daß er mit dem Lobe zu freigebig sei, so vergißt man, daß es keine eigentliche Kritiken, sondern nur Selbstbekenntnisse sein sollen, für welche der richtige Gesichtspunct in den Worten an Zelter angedeutet ist: „was ein Buch sei, bekümmert mich immer weniger; was es in mir aufregt, das ist das Höchste". Unter diese anregenden Werke sind auch mehrere philosophische zu zählen; Stiedenroth's Psychologie z. B. hatte er aufs sorgfältigste durchgearbeitet und mit Randbemerkungen versehen.

Von der mehr und mehr steigenden Polemik gegen seine Schriften, durch die sich die jüngere Schriftstellerwelt den Schein geistreicher Originalität zu geben gedachte, nahm er wenig Notiz. Von Menzel's Angriffen erfuhr er zuerst aus dem Globe und erwiderte auf Zelter's Anfrage kurz, er habe viel zu thun, wenn er sich darum bekümmern wolle, wie die Leute ihn und seine Arbeiten betrachten. Im Stillen schüttelte er wohl den gerechten Unmuth in den leichten Blättchen der zahmen Xenien ab. Das Selbstgefühl, das sich hier edel und würdig ausspricht, kleidet ihn besser, als ihn die affectirte Bescheidenheit zieren würde. Allein die Worte echter Bescheidenheit kommen nur so wahrer aus seiner Seele, und manche Xenie spricht in dem Sinne seiner Aeußerung an Krug von

Nidda: „Man ehrt mich zu hoch! Ich habe mit meiner Zeit gelebt und verkehrt, und Einer hat sich an dem Andern erhoben. Den Vordern sind wir auf die Schultern gestiegen, sahen hierdurch vielleicht etwas weiter, als sie, und so gestaltete sich manche neue Erscheinung".

Wenn es äußerer Ehre und Auszeichnung bedurft hätte, um ihn für Angriffe und Herabwürdigungen schadlos zu halten, so genoß er diese auch jetzt noch im vollsten Maße. Sein Geburtstag ward an vielen Orten von seinen Verehrern festlich begangen. An seinem achtundsiebenzigsten Geburtstag trat der König Ludwig von Bayern bei ihm ein, vom Großherzoge begleitet, und überreichte ihm das Großkreuz des Civilverdienstordens der bayerschen Krone. Er blieb seitdem mit dem Dichter in Correspondenz. Im nächsten Jahre sandte er seinen Hofmaler Stieler nach Weimar, um für ihn des Dichters Bildniß zu malen. Und welch herzliche Verehrung kam ihm aus weiter Ferne entgegen! Von keinem Fürsten beauftragt, sondern nur von der Verehrung zu dem großen Dichter getrieben, reiste der französische Bildhauer David 1829 nach Weimar, in der Absicht, Goethe's Büste zu modelliren und dann in Paris in Marmor auszuführen. Er sandte sie 1831 dem Dichter zum Geschenk unter Ausdrücken der liebevollsten Verehrung, welche einem deutschen Künstler kaum verziehen worden wären: „Es war mir" — heißt es in diesem Schreiben — „ein unverdientes Glück aufbewahrt, die Züge des Größten, des Erhabensten nachzubilden. Ich bringe Ihnen diese schwache Nachbildung Ihrer Züge dar, nicht als ein Ihrer würdiges Werk, sondern als der Ausdruck eines Herzens, das besser fühlt, als es ausdrücken kann. Sie sind die große Dichtergestalt (la grande figure poétique) unsrer Epoche, sie ist Ihnen eine Bildsäule schuldig; aber ich habe gewagt, ein Bruchstück derselben zu bilden; ein Genius, der Ihrer würdiger ist, wird sie vollenden." Die colossale Büste wurde Goethe's Bestimmung zufolge auf

dem Saale der großherzoglichen Bibliothek aufgestellt und an dem letzten Geburtstage, den er erlebte, in feierlicher Weise von dem Schleier, womit sie bis dahin verhüllt war, befreit.

Vor seine Nation trat Goethe im März 1826 mit der Ankündigung einer neuen, seit längerer Zeit vorbereiteten Ausgabe seiner Werke, welche als Ausgabe letzter Hand bezeichnet ward. Mancher fand den Dank an den Bundestag, der des Dichters Eigenthum durch bündige Privilegien gegen den Nachdruck und gegen den Verkauf des Nachdruckes schützte, so wie die freundlich einladende Ansprache an das Publicum nicht so stolz und selbstbewußt, wie es dem Dichtergreise geziemen mochte, und glossirte darüber. Eher mochte man es als einen traurigen Beweis von der Rechtlosigkeit, welcher damals noch der deutsche Schriftsteller preisgegeben war, beklagen, daß die Sicherung gegen den literarischen Diebstahl durch Petitionen zu erwirken und mit Ausdrücken des Dankes anzuerkennen war. Auch hatte wohl, der seine literarische Thätigkeit nie durch die Rücksicht auf Erwerb hatte bestimmen lassen, am Ende seiner ruhmvollen Laufbahn ein Recht, darauf aufmerksam zu machen, daß von der Anzahl der Unterzeichnungen nicht allein des Verlegers Vortheil abhange, sondern sie unmittelbar ihm und den Seinigen zu Gute kommen werde; dem deutschen Volke war eine Gelegenheit gegeben, besser als durch ein Standbild, dem Dichter bei seinen Lebzeiten einen Tribut des Dankes zu zollen. Wie bei den früheren Ausgaben ward auch diesmal an den älteren Productionen wenig geändert; es möchte nur der neue Schluß von Jery und Bätely in dieser Hinsicht zu erwähnen sein. Für Uebereinstimmung in Orthographie und Interpunction wie für die Revision der neu hinzukommenden Manuscripte sorgten die jüngeren Gehülfen, Riemer, Göttling und Eckermann. Der letztere, welchen Goethe wie einen Sohn fast täglich um sich hatte, war vorzüglich mit den „alten hoffnungslos zugeschnürten Manuscriptenmassen“ beschäftigt;

Manches aus früherer Zeit ward dadurch erhalten und der neuen Ausgabe einverleibt; keine geringe Aufgabe war es, die Sprüche und zahmen Xenien aus ihrer Hieroglyphenschrift zu enträthseln. Außer diesen ward der Sammlung der kleineren Gedichte noch eine Reihe von „Denk- und Sendeblättern" hinzugefügt, in denen der Dichtergreis in Nähe und Ferne an Freunde und Freundinnen zierliche Begrüßungen zu spenden und die von allen Seiten ihm reichlich dargebotene Huld und Verehrung zu erwidern pflegte, zum Theil erbetene Blätter des Andenkens, Dankesworte für Geschenke oder Glückwünsche zu festlichen Lebensmomenten. Früher hatte er solche flüchtige Reimzeilen wenig beachtet und meist verloren gehen lassen; jetzt war zu fürchten, daß man ihm die Scherzworte, mit denen er die Himburg'sche Sammlung seiner Gedichte abgefertigt hatte, zurückgab. Goethe schätzte sehr das Gelegenheitsgedicht, aber frisch duftende Blätter konnten nur die sein, wo volle Liebe und Begeisterung sich in einen bedeutungsvollen Moment zusammendrängte. Dann vernehmen wir auch jetzt noch den lebenvollen Klang der Jugendlieder, z. B. in dem Tischliede zu Zelters siebenzigstem Geburtstage (11. Dec. 1828). Vor allem ist das Festgedicht zum 30. Januar 1828 Goethe's vollendetsten Gelegenheitsgedichten beizuzählen. Ein poetischer Dialog zwischen dem Gnomen, der Geognosie und der Technik, ausgestattet mit der phantasievollen Tiefe seiner Naturbetrachtung, begleitete die ersten Erzeugnisse der Stotternheimer Saline, welche zum Geburtstage der Großherzogin von dem Salinendirector Glenck überreicht wurden. Diese und andere kleinere lyrische Gedichte, darunter die „chinesisch-deutschen Tags- und Jahreszeiten" (1827) wurden in den deutschen Musenalmanachen veröffentlicht, deren Herausgeber ihn sehr dringend um Beiträge angingen. Goethe fürchtete aber das Schicksal des alten Gleim, dessen Name lange Zeit in Almanachen unter unbedeutenden Reimen zu finden war, und lehnte fernere Ansuchen ab; „was sie brauchen", äußerte er gegen Zelter, „habe ich

nicht, und was ich habe, können sie nicht brauchen." Wie gefällig er übrigens mit seinem Dichtertalente war, erfuhr z. B. der Intendant des Berliner Theaters, Graf Brühl. Brühl bat ihn im Januar 1828 um die Erlaubniß, „Hans Sachs poetische Sendung" als Prolog zu Deinhardstein's „Hans Sachs" recitiren zu lassen. Goethe erbot sich sogleich, dazu eine Einleitung in gleichem Sinne und Stil niederzuschreiben, wodurch der Vortrag des Gedichts anschaulicher gemacht werde. Dieser der Person eines Nürnberger Meistersängers angepaßte Prolog[50]) ist, gleich andern Gedichten jener Jahre, ein Beweis, daß dem Dichter auch im Alter der muntere humoristische Ton der Hans-Sachsischen Poesie nicht abhanden gekommen war.

Goethe hatte der Thätigkeit dieser Jahre, welche er gegen Zelter als „testamentlich" bezeichnete, drei Hauptaufgaben gestellt, worauf auch in dem Programme der Ausgabe seiner Werke hingedeutet war: die Vervollständigung seiner biographischen Berichte, die Umarbeitung der Wanderjahre und die Vollendung des zweiten Theils des Faust. Diese Arbeiten schlingen sich durch einander bis in sein letztes Lebensjahr, gleich als ob sich an ihm sein muthiges Wort bewähren sollte: so lange man schaffe, habe man keine Zeit zum Sterben.

In den Annalen seines Lebens arbeitete er 1826 die Epoche seines Zusammenlebens mit Schiller nebst der kurzen Eingangsskizze aus. Seine Betrachtung und sein Gespräch wandte sich daher mit erneuter Anhänglichkeit dem frühgeschiedenen Freunde zu. In das Jahr 1826 fällt das erhabene Gedicht „bei Betrachtung von Schiller's Schädel". Dieser ward damals noch auf der großherzoglichen Bibliothek abgesondert verwahrt. Im darauf folgenden Jahre erhielten auf Karl Augusts Anordnung die Ueberreste des Dichters, in einem dauerhaften Sarkophage wieder vereinigt, einen Platz in der auf dem neuen Friedhof erbauten großherzoglichen Familien-

gruft. Die Anordnung der Beisetzung war Goethe übertragen, dem der Schlüssel zum Sarkophag überliefert ward.

Goethe entschloß sich, seinen Briefwechsel mit Schiller schon bei seinen Lebzeiten zu veröffentlichen. Riemer unterstützte ihn bei dem schließlichen Redactionsgeschäft, indem manche Auslassungen durch Rücksicht auf lebende Zeitgenossen geboten zu sein schienen. Die Autographen wurden wieder unter Siegel gelegt, die seinem letzten Willen zufolge erst 1850 gelöst werden sollten, damit alsdann dieser Briefwechsel unverkürzt, als das wichtigste Document unserer Literaturgeschichte, der Nation übergeben werden könne, der die Goethe-Schillerschen Erben ihn hoffentlich nicht lange mehr vorenthalten werden. Goethe widmete seine Ausgabe der Briefsammlung, welche in den Jahren 1828 und 1829 in sechs Bänden ans Licht trat, dem Könige Ludwig von Bayern. In dem pretiös gehaltenen Dedicationsschreiben tritt aufs neue die Befangenheit hervor, welche Goethe fürstlichen Personen gegenüber nicht ablegen konnte. Wie warm sind dagegen die einfachen Worte, welche von ihm zwei Jahre später als Vorwort zu der deutschen Uebersetzung von Carlyle's Biographie Schiller's geschrieben wurden!

Während der Bearbeitung der Annalen seines Lebens kam Goethe auch auf den Gedanken, eine ähnliche sorgfältige Redaction den mit Zelter gewechselten Briefen zu widmen, welche sich gewissermaßen als eine Fortsetzung anschlossen, „indem das Verhältniß beider Freunde von 1800 an sich durch alle Lebensereignisse hindurchschlingt, so daß er es zu einem ewigen Zeugniß wünschte erscheinen zu lassen“. Mit Anfang des Jahres 1825 wurden die früheren Zelter'schen Briefe mit den Goethe'schen ins Reine geschrieben und die nachfolgenden Jahrgänge regelmäßig angereiht. Von dem Augenblicke an war es freilich kein unbelauschtes Freundegespräch mehr; doch ändert das in Rücksicht auf Goethe nichts, der längst bei jedem Briefe, den er schrieb oder dictirte, an künftige Veröffentlichung zu denken

hatte. Durch beiderseitige testamentliche Bestimmung wurde die dereinstige Herausgabe der Briefe dem Hofrath Riemer übertragen, der schon bei der Vergleichung und Durchsicht der Abschrift Goethe behülflich war.

Seine letzten Briefe aus Italien, besonders die an Frau von Stein, gaben ihm den Faden zur Darstellung seines zweiten Aufenthalts in Rom, die er schon, um sie den Schilderungen der italienischen Reise unmittelbar anzuschließen, im Jahre 1820 vorgenommen hatte. Jedoch erst im Mai 1828 berichtet er, das „Märchen" seines zweiten Aufenthalts in Rom habe er zu dictiren angefangen. Die eigentliche Ausführung ward nach Beendigung der Wanderjahre im Sommer 1829 vorgenommen; er bezog seine stille Gartenwohnung, um in der Einsamkeit „seines grünen Thals" die fernliegenden Erlebnisse in seiner Phantasie wieder hervorzurufen. „Ich habe", schreibt er am 18. Juli an Zelter, „mir hier in meinem Erdsälchen das alte und neue Rom in weitschichtigen Bildern, nicht weniger das alte Latium vor Augen gehängt und gestellt, viele Bücher dieses Inhaltes und Sinnes um mich versammelt und belebe so möglichst die Erinnerungen an meinen zweiten Aufenthalt in Rom". Goethe war froh, in dieser Zurückgezogenheit gegen den zeitraubenden Zudrang von Besuchenden mehr geschützt zu sein, muß jedoch beim Abschluß seiner Arbeit bekennen, er habe wohl das Doppelte thun können, ohne das unaufhörliche Hin- und Herzerren von guten lieben Fremden, die nichts bringen und nichts holen. Doch würden wir durch größere Ausführlichkeit (es wäre denn, daß er die Schilderung seiner Rückreise hinzugefügt hätte) wenig gewonnen haben, da er sich's von vornherein versagte, das Liebesverhältniß, welches ihn in Rom umschlang und ihm den Abschied so überaus schmerzlich machte, nach seiner eigentlichen Beziehung und Bedeutung hervortreten zu lassen, während der dem wahren Her-

gang substituirten Dichtung das frische Colorit früherer ähnlichen Darstellungen abgeht.

Nahe dem Ziele den weiten Gang seines Lebens überblickend, empfand es Goethe aufs tiefste und bekannte es mit den lebhaftesten Ausdrücken, daß alle seine Liebesverhältnisse, so leidenschaftlich sie im Momente sein mochten, doch nur „leicht und oberflächlich“ gewesen seien im Vergleich zu seinem mit ganzer Hingebung eines vollen warmen Herzens geschlossenen Bunde mit Lili. Dies Gefühl zog ihn wiederholt zu der Darstellung dieses schmerzlich-glücklichen Lebensjahres; allein das Verhältniß erschien ihm noch in der Erinnerung so zart, daß er nur zögernd die Hand an die Zeichnung legte; sie ward von Zeit zu Zeit in kleinen Abschnitten fortgeführt und beschäftigte ihn noch in dem letzten Jahre seines Lebens. 1830 sah er das reizende Fräulein von Türkheim, eine „Verwandte“ [doch wohl Enkelin] Lili's, in Weimar. Als Soret bald nach ihrer Abreise die Anmuth des Mädchens und den Eindruck, den sie in Weimar gemacht, schilderte, erwiderte Goethe, ihm würden alle seine alten Erinnerungen erweckt; er sehe die reizende Lili wieder in aller Lebendigkeit vor sich und ihm sei, als fühle er den Hauch ihrer beglückenden Nähe. Indem das Gespräch sich zu dem noch ungedruckten vierten Theil von „Dichtung und Wahrheit“ wandte, äußerte Goethe: „Ich hätte ihn längst früher geschrieben und herausgegeben, wenn mich nicht gewisse zarte Rücksichten gehindert hätten, und zwar nicht Rücksichten gegen mich selber, sondern gegen die damals noch lebende Geliebte. Ich wäre stolz gewesen es der ganzen Welt zu sagen, wie sehr ich sie geliebt, und ich glaube, sie wäre nicht erröthet, zu gestehen, daß meine Neigung erwidert wurde. Aber hatte ich das Recht es öffentlich zu sagen, ohne ihre Zustimmung? Ich hatte immer die Absicht, sie darum zu bitten; doch zögerte ich damit hin, bis es denn endlich nicht mehr nöthig war.“ Lili von Türkheim hatte am 6. Mai 1817

auf dem Gute Kraut-Ergersheim bei Straßburg ihr schönes irdisches Dasein beschlossen. [51])

Den zweiten Theil des Faust und die Wanderjahre hatte Goethe 1825 zu gleicher Zeit zu bearbeiten angefangen und ließ diese Arbeiten mit einander abwechseln. Helena, als der Mittelpunct der Fortsetzung der Faustdichtung, größtentheils schon in früherer Abfassung vorhanden, ward zuerst vorgenommen und im Sommer 1826 vollendet. Die neue Zugabe scheint an der Stelle zu beginnen, wo Faust und Helena verschwinden und aus ihrem Liebesbunde Euphorion hervorgeht, in welchem der Genius der neuern Poesie, in welchem Classisches und Romantisches sich vereint, in nächster Beziehung zu Lord Byron zur Erscheinung kommt. Goethe war um diese Zeit wieder sehr mit der griechischen Tragödie beschäftigt; er vervollständigte seine Arbeit über Euripides Phaethon und entsagte nur mit Widerstreben dem Genusse, auf längere Zeit in jenen Regionen zu verweilen, in die er besonders durch ein Programm Hermann's über drei antike Philoctete sich verlockt fühlte; aber „ich mußte mich bald los machen von diesen Betrachtungen, sie hätten mich ein Vierteljahr gekostet, das ich nicht mehr nebenher auszugeben habe.“

Er hielt seine Thätigkeit zunächst bei den Wanderjahren fest, da er bei der Ankündigung seiner Gesammtausgabe versprochen hatte, das Werk „wieder neu aufzubauen, so daß nun in einem ganz andern dasselbe wieder erscheinen werde.“ An Eckermann erzählte er eines Tages: „Um den vorhandenen Stoff besser zu benutzen, habe ich den ersten Theil ganz aufgelöst und werde nun so durch Vermischung des Alten und Neuen zwei Theile bilden. Ich lasse nun das Gedruckte ganz abschreiben; die Stellen, wo ich Neues auszuführen habe, sind angemerkt, und wenn der Schreibende an ein solches Zeichen kommt, so dictire ich weiter und bin auf diese Weise genöthigt, die Arbeit nicht in Stocken gerathen zu lassen.“

Auch wurden einige der einzuschaltenden Novellen, „die Geschichte des nußbraunen Mädchens“ und „der Mann von funfzig Jahren“ fortgeführt.

Die im Jahre 1826 ausgearbeitete Novelle vom Kinde und Löwen [52]), deren Sujet Goethe schon vor dreißig Jahren episch zu behandeln gedachte, war anfangs ebenfalls dazu bestimmt, an den Faden der Wanderjahre angereiht zu werden. Da sie jedoch außer Zusammenhang mit der Hauptidee des Romans steht, so ließ er sie mit Recht davon getrennt. Den früheren Entwurf hatte er nicht wieder auffinden können, daher war er genöthigt ein neues Schema zu machen. In der durchsichtigen Form und classischen Darstellung dieser Novelle hat sich die künstlerische Klarheit und Sicherheit des Dichters wieder in so ausgezeichnetem Grade bewährt, daß er wohl berechtigt war, auf dies Juwel unter seinen kleineren Dichtungen mit besonderer Zuneigung zu blicken. In dem Gleichniß, daß er in Beziehung auf diese Erzählung gegen Eckermann gebrauchte, spricht er im Grunde das Geheimniß seines geistigen Schaffens überhaupt aus: „Denken Sie sich aus der Wurzel hervorschießend ein grünes Gewächs, das eine Weile aus einem starken Stengel kräftige grüne Blätter nach den Seiten austreibt und zuletzt mit einer Blume endet; die Blume war unerwartet, überraschend, aber sie mußte kommen; ja das grüne Blätterwerk war nur für sie da und wäre ohne sie nicht der Mühe werth gewesen.“

Nachdem Goethe im Frühling des Jahres 1827 die Wanderjahre so weit geführt hatte, daß er Zelter den zweiten Band als fertig ankündigen konnte, ward er wieder mehr zum Faust hingezogen. Nach alter Gewohnheit arbeitete er nicht einen Act nach dem andern vorwärtsschreitend aus, sondern bald vorn, bald am Schlusse, je nachdem ihn eine oder die andere Partie besonders anzog. Er widmete dieser Dichtung die frühen Morgenstunden; doch rückte sie nur langsam vor, so daß oft

nicht mehr als ein Blatt fertig wurde. 1827 wurde der fünfte Act, mit Ausnahme des Einganges, ins Reine gebracht; dann kehrte er zu den ersten beiden Acten zurück, welche die Bestimmung hatten, die Vorstufen zur Helena zu bilden. „In den ersten beiden Acten", äußerte er gegen Eckermann, „klingt schon das Classische und Romantische an und wird zur Sprache gebracht, damit es zur Helena hinaufgehe, wo beide Dichtungsformen entschieden hervortreten und eine Art von Ausgleichung finden".

Da unterdeß die Herausgabe seiner Werke vorwärts rückte, so drang Eckermann in ihn, Alles bei Seite zu lassen und den Sommer von 1828 dazu anzuwenden, die Wanderjahre reicher auszustatten. Nochmals fühlte Goethe ein Verlangen, sich nach Böhmen zu begeben; dahin luden ihn namentlich die persönlichen Beziehungen zu dem Grafen Caspar von Sternberg,[53]) der als kenntnißreicher Botaniker und Mineralog, besonders in Hinsicht auf Petrefactenkunde ihm zur Erweiterung seiner Kenntnisse bedeutenden Gewinn versprach. Seine Theilnahme für die wissenschaftlichen Bestrebungen Böhmens war, wenn auch die früheren regelmäßigen Besuche unterblieben, unverändert, ja noch gesteigert, seit er von der 1822 gegründeten Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen, deren Vorsitz Graf Sternberg führte, zum Ehrenmitgliede ernannt war; sein ausführlicher Bericht über die Monatsschrift, der sich zu einer tiefeingehenden Schilderung des böhmischen Landes und seiner Cultur erweitert, giebt davon Zeugniß. Da er auf die böhmische Reise glaubte verzichten zu müssen, so beabsichtigte er wenigstens einen Ausflug nach Freiberg zu machen, um dort die unterbrochenen mineralogischen Studien wieder anzuknüpfen und „nachzuholen". Eine unerwartete Trauerbotschaft machte alle Pläne zu nichte. Sein geliebter Fürst endete am 14. Juni 1828 auf der Rückreise von Berlin, zu Graditz bei Torgau vom Schlage gerührt.

Schon kränkelnd, war Karl August nach Berlin gereist und hoffte nach diesem zerstreuenden Ausflug in den Bädern von Teplitz die schwindenden Kräfte wieder herzustellen. Trotz seiner körperlichen Erschöpfung war sein Geist noch jugendlich rege; es schien in den letzten Lebensblicken seine edle Natur noch einmal in ihrer ganzen Fülle und Schönheit hervorzutreten. „Als sei eine solche Lucidität" — heißt es in einem Briefe Alexanders von Humboldt an den Kanzler v. Müller — „wie bei den erhabenen schneebedeckten Alpen, der Vorbote des scheidenden Lichtes, nie habe ich den großen menschlichen Fürsten lebendiger, geistreicher, milder und an aller ferneren Entwickelung des Volkslebens theilnehmender gesehen, als in den letzten Tagen, die wir ihn hier besaßen". Humboldt ließ er fast nicht von seiner Seite und durchsprach mit ihm die verschiedenartigsten Gegenstände der Wissenschaft, vor allen die Probleme der neueren Naturforschung, dabei mit einer so aufgeregten Lebendigkeit von dem Einen zum Andern greifend, daß Humboldt in ahnungsvoller Besorgniß gegen seine Freunde äußerte, ihm sei diese Lebendigkeit, diese geheimnißvolle Klarheit des Geistes bei so viel körperlicher Schwäche ein schreckhaftes Phänomen.

Der Schmerz über diesen unersetzlichen Verlust erschütterte Goethe aufs tiefste; alle Trostworte lehnte er ab und wollte davon nichts wissen. „Ich hatte gedacht", sagte er zu Eckermann, der spät am Abend zu ihm kam und ihn ganz niedergebeugt antraf, „ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut und so lange es gehen will". Die verwittwete Großherzogin befand sich in Wilhelmsthal; an sie richtete er, was Liebe und Fürsorge ihm in diesen Momenten Tröstendes und Erhebendes eingab. Sie benahm sich, wie stets im Unglück, standhaft und gefaßt. Der neuantretende Großherzog befand

sich mit seiner Gemahlin in Rußland und kehrte erst im Juli zurück. Um „bei dem schmerzlichsten Zustande des Innern“ den öffentlichen Trauerfeierlichkeiten zu entgehen, begab sich Goethe am 7. Juli nach dem im reizenden Saalthale gelegenen Schlosse Dornburg. Mögen uns seine eigenen Worte diesen Zufluchtsort und den Frieden, den er wiederum über sein Gemüth verbreitete, schildern.

„Ich weiß nicht“, schreibt er am 10. Juli an Zelter, „ob Dornburg Dir bekannt ist; es ist ein Städtchen auf der Höhe im Saalthale unter Jena, vor welchem eine Reihe von Schlössern und Schlößchen, gerade am Absturz des Kalkflötzgebirges, zu den verschiedensten Zeiten erbaut ist; anmuthige Gärten ziehen sich an Lusthäusern her; ich bewohne das alte neuaufgeputzte Schlößchen am südlichsten Ende. Die Aussicht ist herrlich und fröhlich, die Blumen blühen in den wohlunterhaltenen Gärten, die Traubengeländer sind reichlich behangen, und unter meinem Fenster seh' ich einen wohlgediehenen Weinberg, den der Verblichene auf dem ödesten Abhang noch vor drei Jahren anlegen ließ und an dessen Ergrünung Er sich die letzten Pfingsttage noch zu erfreuen die Lust hatte. Von den andern Seiten sind die Rosenlauben bis zum Feenhaften geschmückt und die Malven, und was nicht alles, blühend und bunt, und mir erscheint das alles in erhöhteren Farben wie der Regenbogen auf schwarzgrauem Grunde. Seit funfzig Jahren hab' ich an dieser Stätte mich mehrmals mit Ihm des Lebens gefreut, und ich könnte diesmal an keinem Orte verweilen, wo seine Thätigkeit auffallender anmuthig vor die Sinne tritt. Das Aeltere erhalten und aufgeschmückt, das Neuerworbene (eben das Schlößchen, das ich bewohne, ehemals ein Privat-Eigenthum) mäßig und schicklich eingerichtet, durch anmuthige Berggänge und Terrassen mit den früheren Schloßgärten verbunden, für eine zahlreiche Hofhaltung, wenn sie keine übertriebene Forderungen macht, geräumig und genügend, und was der Gärtner ohne Pedanterie

und Aengstlichkeit zu leisten verpflichtet ist, alles vollkommen, Anlage wie Flor. Und wie es ist, wird es bestehen, da die jüngere Herrschaft das Gefühl des Guten und Schicklichen dieser Zustände gleichfalls in sich trägt und es mehrere Jahre bei längerem und kürzerem Aufenthalte bewährt hat. Dies ist denn doch auch ein angenehmes Gefühl, daß ein Scheidender den Hinterbliebenen irgend einen Faden in die Hand giebt, woran ferner fortzuschreiten wäre. Und so will ich denn an diesem mir verliehenen Symbol halten und verweilen".

Eine weitere Ausführung dieser symbolischen Betrachtung seines gegenwärtigen Aufenthaltsortes enthält sein Schreiben [54]) an den Kammerherrn von Beulwitz, welchen der Großherzog Karl Friedrich beauftragt hatte, sich nach Goethe's Befinden zu erkundigen und die Versicherung der wohlwollendsten Gesinnungen hinzuzufügen. In Erwiderung dieser Zuschrift sprach Goethe ausführlich aus, was ihm in seinem Schmerze Beruhigung gegeben, die Zuversicht, daß wohlgegründete und geordnete Zustände von Geschlecht zu Geschlecht fortdauern werden. „Ein so geregeltes sinniges Regiment", heißt die mit der Schilderung des trefflich cultivirten Thals verknüpfte Betrachtung, „waltet von Fürsten zu Fürsten. Feststehend sind die Einrichtungen, zeitgemäß die Verbesserungen. So war es vor, so wird es nach uns sein, damit das hohe Wort eines Weisen erfüllt werde, welcher sagt: die vernünftige Welt ist als ein großes, unsterbliches Individuum zu betrachten, welches unaufhaltsam das Nothwendige bewirkt und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn erhebt". In Bezug auf sich selbst fügt er hinzu, daß er seine unwandelbare Anhänglichkeit an den hohen Abgeschiedenen nicht besser zu bethätigen wisse, als wenn er Alles, was noch an ihm sei, seinem Fürsten und seinem Lande von neuem anzueignen sich ausdrücklich verpflichte.

Zehn Wochen verweilte er auf dem Dornburger Schlosse, wiederholt erfreut durch den Besuch der Freunde aus dem nahen

Jena, zu denen auch er manchmal hinübereilte; auch die Weimarer Freunde suchten ihn auf. Jede Spur von Feierlichkeiten zu seinem Geburtstage hatte er „verbeten und verboten"; den 3. September ließ er, wie sonst, durch die Weimarer Kunstausstellung feiern.

Was er in diesen Wochen „aus Unruhe, Neigung und Langerweile" trieb und leistete, war „sehr vielerlei, dergestalt daß es nicht leicht zur Erscheinung kommen" konnte. „Also sitze ich hier" — schreibt er an Knebel — „auf dieser Felsenburg, von der aufgehenden Sonne geweckt, mit der scheidenden gleichfalls Ruhe suchend, den Tag über in grenzenloser, fast lächerlicher Thätigkeit; es sähe prahlerisch aus, herzurechnen, wie viel Alphabete ich gelesen, und wie viel Buch Papier ich verdictirt habe". Sein Geist fand, wie er in trüben Stimmungen pflegte, Erheiterung im Studium der Natur, besonders der Botanik und Meteorologie. Mochte er gleich von der Witterungskunde keine großen Resultate erwarten, so zog sie ihn doch als Naturbeobachtung an. Er giebt darüber seinem Zelter ein charakteristisches Bekenntniß: „Das Studium der Witterungslehre geht, wie so manches Andere, nur auf Verzweiflung hinaus. Die ersten Zeilen des Faust lassen sich auch hier vollkommen anwenden. Doch muß ich zur Steuer der Wahrheit hinzufügen: daß derjenige, der nicht mehr verlangt, als dem Menschen gegönnt ist, auch hier für angewandte Mühe gar schön belohnt werde. Sich zu bescheiden ist aber nicht jedermanns Sache. Hier, wie überall, verdrießt es die Leute, daß sie dasjenige nicht erlangen, was sie wünschen und hoffen, und da glauben sie gar nichts empfangen zu haben. Man müßte z. B. vor allen Dingen auf das Vorauswissen und Prophezeien Verzicht thun, und wem ist das zuzumuthen?" Mehrere Witterungsbeobachtungen und daneben manches feingezeichnete Naturbild nahmen die Briefe an Zelter auf und werden in den Dornburger Liedern zu erhebenden poetischen Klängen. Den Hauch dieser dichterischen

Stimmung fühlt man selbst in den kurzen Tagebuchsaufzeichnungen: „18. August. Vor Sonnenaufgang aufgestanden. Vollkommene Klarheit des Thales. Der Ausdruck des Dichters: heilige Frühe ward empfunden.“ — „Und so fortan in Ehrfurcht der allwaltenden Mächte“ — schließt ein Brief an Zelter.

Als Goethe nach Weimar zurückgekehrt war (11. September), forderte zunächst die Vollendung der Wanderjahre, deren Druck gegen das Ende des Jahres beginnen mußte, seine ganze Thätigkeit. „Hieran ist zwar“ — heißt es in Eckermann's dermaligen Aufzeichnungen — „bereits viel gethan, aber noch sehr viel zu thun. Das Manuscript hat überall weiße Papierlücken, die noch ausgefüllt sein wollen. Hier fehlt etwas in der Exposition, hier ist ein geschickter Uebergang zu finden, damit dem Leser weniger fühlbar werde, daß es ein collectives Werk sei; hier sind Fragmente von großer Bedeutung, denen der Anfang, andere, denen das Ende mangelt, und so ist an allen drei Bänden noch viel nachzuhelfen.“ Das Werk wurde wieder in Fluß gebracht und schloß sich fester zusammen; im Februar des nächsten Jahres konnte der letzte Rest des Manuscripts zum Drucke übersandt werden.

Die Ueberarbeitung leistete dem Romane wesentliche Dienste. Mehrere Abtheilungen von bedeutendem Gehalt wurden hinzugefügt, andere erhielten eine zweckmäßigere Anordnung, und die einzelnen Partieen wurden durch neue Uebergänge und Ergänzungen mit einander verbunden. Die frühere Tendenz dieser Dichtung, daß jeder seine Kräfte zum Wohl des Ganzen anwenden müsse, ist geblieben, aber mehr aus einem allgemeinen socialen Gesichtspuncte behandelt worden. Damit aber die vorwaltenden materiellen Bestrebungen ein Gegengewicht erhalten, hat der Dichter die ideale Erscheinung der dem Ueberirdischen zugewendeten Makarie in die Handlung verflochten, die aus dem Aether der klarsten Herzensreinheit auf die irdischen Verwirrungen niederschaut und die Verwickelungen durch die Hoheit

ihrer Seele versöhnend löst. Zwar ist diesem letzten Romane Goethe's das frische Leben, das die Darstellung der Lehrjahre auszeichnet, durch die Hinneigung zum Didaktischen und die fragmentarische Behandlung, welche auch die letzte Bearbeitung nicht ganz zu verdecken vermochte, entzogen worden, und der Stil fließt nicht mehr in so leichten klaren Wellen dahin, wie in den Jahren der vollen männlichen Kraft; jedoch zeugt auch diese Dichtung von einer so vielseitigen Anschauung, von einer so großartigen Auffassung des modernen Lebens, daß sie an Reichthum der Ideen keinem seiner älteren Werke nachsteht [55]).

Nachdem Goethe im Sommer 1829 die Schilderung seines römischen Aufenthalts durchgearbeitet und mehrere Redactionsgeschäfte, auch seiner naturwissenschaftlichen Aufsätze, beseitigt hatte, ruhte sein Geist wieder ganz auf seinem Faust. Er glaubte damals schon den Abschluß so gut als vollbracht, indem er Alles so deutlich in Herz und Sinn habe, daß es ihm oft unbequem falle, und hoffte schon mit nächstem Frühling den Freunden die Beendigung seines Werkes mittheilen zu können. Allein er wälzte diesen Stein nur langsam von der Stelle; die classische Walpurgisnacht lag noch als eine unüberwindliche Höhe vor ihm.

Durch angestrengte Thätigkeit suchte er auch den Schmerz zu überwinden, der ihn mit dem am 14. Februar 1830 erfolgten Hinscheiden der verwittweten Großherzogin traf. Anfangs schien er seiner Empfindungen Herr werden zu wollen. „Der Schlag, der uns lange bedroht", — sagte er zu Soret, der im Auftrage der Großherzogin Marie zu ihm ging, um ihm in ihrem Namen einen Condolenzbesuch zu machen, — „hat endlich getroffen, und wir haben wenigstens nicht mehr mit der grausamen Ungewißheit zu kämpfen; wir müssen nun sehen, wie wir uns mit dem Leben wieder zurechtsetzen". Als Soret auf Goethe's Papiere hinwies und die Arbeit als die beste Trösterin bezeichnete, erwiderte er: „so lange es Tag ist, wollen

wir den Kopf schon oben halten, und so lange wir noch schaffen können, werden wir nicht nachlassen", und lenkte dann mit Lebhaftigkeit das Gespräch auf andere Gegenstände. Als jedoch Soret sich am folgenden Vormittag im Auftrage der Großherzogin nach seinem Befinden erkundigte, fand er ihn betrübt und gedankenvoll. „Ich muß mit Gewalt arbeiten", sagte er, „um mich oben zu halten und mich in diese plötzliche Trennung zu schicken. Der Tod ist doch etwas so Seltsames, daß man ihn ungeachtet aller Erfahrung bei einem uns so theuren Gegenstande nicht für möglich hält, und er immer als etwas Unglaubliches und Unerwartetes eintritt". In seinen Aeußerungen blickte seit der Zeit häufiger das Vorgefühl seines nahen Todes durch. Soweit die regierende Familie im Stande war, diese schmerzlichen Verluste gewohnter Liebe durch eine freundliche Gegenwart vergessen zu machen, hatte er die herzlichste Theilnahme und Fürsorge dankbar anzuerkennen. „Wenn ich Ihnen nun versichern kann", schreibt er im April an Varnhagen von Ense, „daß Ihre kaiserliche Hoheit die Frau Großherzogin sich fortwährend Alles zu thun geneigt erweist, was mir in meinen Zuständen Freude machen kann, indem sie die mir noch anvertrauten Geschäfte und was mich sonst berührt, auf die zarteste und sinnigste Weise zu fördern und mich dadurch zu überzeugen fortfährt, daß manches von mir gestiftete Gute mich überleben solle: so wird gewiß auch eine neigungsvolle Verehrung in Ihrem theilnehmenden Geiste immer tiefer sich einwurzeln". Ihre regelmäßigen Besuche zählte er stets unter seine schönsten Stunden. Nicht minder gab ihm der Großherzog immer neue Beweise seiner Anhänglichkeit und besuchte ihn manchen Abend ganz allein auf seinem Studirzimmer. Daß er Goethe „wie einen Vater" geehrt und geliebt habe, sprach er noch kurz vor dessen Hingang aus.

Eine erheiternde Nachfeier seines Weimarer Jubelfestes konnte Goethe noch in diesem Jahre mit engverbundenen Freunden

begehen; am Vorabend des Johannisfestes waren funfzig Jahre seit seiner Aufnahme in die Freimaurerloge verflossen. Die Festlichkeit, welche die Brüder zu diesem Tage veranstaltet hatten, erwiderte Goethe am nächsten Tage mit dem Gedichte „Funfzig Jahre sind vorüber etc.", hinweisend auf ferneres freudiges Zusammenwirken, „um die Menschheit fortzuehren".

Goethe brachte den Sommer von 1830 in größter Zurückgezogenheit zu, angestrengt mit der Vollendung des Faust beschäftigt. Alles Zeitungslesen, selbst der von ihm so geschätzten französischen und englischen Zeitschriften, schaffte er ab, um durch nichts zerstreut zu werden. Die Unterhaltungen der Freunde setzten ihn von allem Bedeutenden in Kenntniß. Daher ließ er sich auch nicht um seine Ruhe bringen, als die Juli-Revolution, die er schon seit einiger Zeit hatte herankommen sehen, Frankreich und bald einen großen Theil Europa's erschütterte. Man kann sich Soret's Erstaunen vorstellen, als er in höchster Aufregung über die Nachricht von den Pariser Ereignissen zu Goethe kam und dessen erste Frage, was denken Sie von dieser großen Begebenheit? sich nicht auf die Revolution, sondern auf den gleichzeitig zum Ausbruch gekommenen wissenschaftlichen Streit der beiden großen Naturforscher St. Hilaire und Cuvier bezog. Goethe glaubte nicht, wie Niebuhr, an eine hereinbrechende Barbarei, sondern bewahrte sich sein klares politisches Urtheil und beweist aufs neue, daß er es verstand, die ihn umgebenden Ereignisse auf den historischen Standpunct zu bringen. „Das Pariser Erdbeben", schreibt er am 5. October an Zelter, „hat seine Erschütterungen durch Europa lebhaft verzweigt; Ihr habt davon ja auch einen Fieberanstoß empfunden. Alle Klugheit der noch Bestehenden liegt darin, daß sie die einzelnen Paroxysmen unschädlich machen, und das beschäftigt uns denn auch an allen Orten und Enden. Kommen wir darüber hinaus, so ist's wieder eine Weile ruhig. Mehr sag' ich nicht. Außerhalb Troja's versieht

man's und innerhalb Troja's desgleichen." Goethe ließ sich dadurch nicht in seiner Arbeit unterbrechen und war froh, die classische Walpurgisnacht (die „republikanische" im Gegensatz zu der monarchischen Brockennacht) glücklich zu bezwingen. Da traf ihn im Anfang des Novembers, wie ein Blitzstrahl aus heiterer Luft, die Nachricht von dem Tode seines einzigen Sohnes und gebot Stillstand.

August von Goethe hatte am 22. April in Begleitung Eckermann's seine Reise nach Italien angetreten, um seine nicht ohne eigene Schuld zerrüttete Gesundheit herzustellen. Der Vater hoffte zugleich, daß das Land der Künste sein geistiges Interesse wieder lebhaft anregen werde, „daß er sich selbst gewahr werde". Goethe hatte eine wahrhafte Liebe zu seinem Sohne und „schenkte ihm" (es sind die Worte Vogel's) „fast unbegrenztes Vertrauen; dieser widmete seinem Vater die innigste Verehrung." Allein die vom Vater angeerbten trefflichen Naturanlagen und eine vielseitige Bildung hatten den Hang zu einer ungeregelten Lebensweise nicht zu unterdrücken vermocht.

Seine ersten Briefe aus Oberitalien waren sehr erfreulich; „sein ununterbrochenes Tagebuch zeugte von einem offenen, ungetrübten Blick für die Natur und Kunst; er war behaglich bei Anwendung und Erweiterung seiner früheren mehrfachen Kenntnisse." In Genua trennte er sich von Eckermann, der nach der Heimath zurückging. Der Bruch des Schlüsselbeins, der sich zwischen Genua und Spezia ereignete, hielt ihn hier an vier Wochen fest. Nachdem er darauf einen längeren Aufenthalt in Florenz „musterhaft benutzt" hatte, schiffte er sich in Livorno direct nach Neapel ein. Er schloß sich hier an den kenntnißreichen Architecten Zahn an und verweilte in dessen Gesellschaft mit reger Kunstliebe bei den Ueberresten von Pompeji. In seiner Gegenwart begann am 28. August die Ausgrabung eines der ausgezeichnetsten Privathäuser Pompeji's,

welches zu Ehren des Tages den Namen Casa di Goethe erhielt. Seine Briefe aus Neapel deuteten indeß schon auf eine krankhafte Exaltation und wollten dem Vater nicht recht gefallen. „Eine Schnellfahrt nach Rom" — fährt Goethe in seinem Bericht an Zelter fort — „konnte die schon sehr aufgeregte Natur nicht besänftigen; die ehren- und liebevolle Aufnahme der dortigen deutschen Männer und bedeutender Künstler scheint er nur mit einer fieberhaften Hast genossen zu haben. Nach wenigen Tagen [28. October] schlug er den Weg ein, um an der Pyramide des Cestius auszuruhen, an der Stelle, wohin sein Vater, vor seiner Geburt, sich dichterisch zu sehnen geneigt war". (In schwermüthiger Stunde während seines römischen Aufenthalts hatte Goethe sein Grab bei der Pyramide des Cestius gezeichnet, worauf auch in den Elegieen hingedeutet wird). Um Goethe einen Beweis seiner Verehrung zu geben, erbot sich Thorwaldsen, ein von ihm skizzirtes Denkmal für den Verstorbenen auf eigene Kosten auszuführen.

Als in den ersten Tagen des Novembers die Trauerbotschaft an Goethe gelangte, nahm er alle seine Kraft zusammen, um auch diesen Schmerz mit Würde und Fassung zu tragen. „Es scheint", schreibt er an Zelter, „als wenn das Schicksal die Ueberzeugung habe, man sei nicht aus Nerven ...., sondern aus Drath zusammengeflochten." Eines Tages äußerte er „mit hervorbrechendem Unmuth" gegen Dr. Vogel — es erinnert an seine Elegie „Euphrosyne" — „daß die Eltern vor den Kindern sterben, ist in der Ordnung; unnatürlich aber ist, wenn der Sohn vor dem Vater abgefordert wird." Zu dem Schmerz über den Verlust gesellte sich noch die Sorge, daß er alle Lasten, die er demnächst, ja mit dem neuen Jahre, abzustreifen und einem Jüngern zu übertragen hoffte, nunmehr wieder allein weiterzutragen habe. Namentlich beschwerte ihn jetzt von neuem die Verwaltung seiner eigenen weitläufigen Privatangelegenheiten. „Hier nun" — so fährt er mit der

Entschlossenheit eines großen Charakters fort — „allein kann der große Begriff der Pflicht uns aufrecht erhalten. Ich habe keine Sorge, als mich physisch im Gleichgewicht zu bewegen; alles Andere giebt sich von selbst. Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die nothwendigste Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen". Er zwang sich zwei Wochen hindurch zur Fortsetzung des vierten Theils von „Dichtung und Wahrheit", um seine Gedanken von dem traurigen Ereignisse abzuleiten — „über Gräber vorwärts". Allein der Gemüthserschütterung, verbunden mit dieser Geistesanstrengung, vermochte der Körper auf die Länge nicht zu widerstehen. „Plötzlich" — so berichtet er später an Zelter — „nachdem keine entschiedene Andeutung noch irgend ein drohendes Symptom vorausging, öffnete sich ein Gefäß in der Lunge [in der Nacht vom 24. zum 25. November], und der Blutauswurf war so heftig, daß, wäre nicht gleich und kunstgemäße Hülfe zu erhalten gewesen, hier wohl die ultima linea rerum sich würde hingezogen haben." Das bis zum Ersticken stromweise aus den geborstenen Blutgefäßen durch den Mund fließende Blut hatte ein tiefes und weites Waschbecken halb angefüllt. Dennoch mußten noch durch Aderlässe ihm zwei Pfund Blut entzogen werden, wodurch der Puls, der kaum funfzig Mal in der Minute schlug, weicher ward. Schon verbreitete sich die Todeskunde; doch noch einmal half ihm seine gesunde Natur durch. Am 29. Novbr. konnte er eigenhändig seinem Zelter melden, das Individuum sei noch beisammen und bei Sinnen. Seine Genesung schritt rasch vor, und er genoß bis zu seinem letzten kurzen Krankenlager, außer einigen katarrhalischen Beschwerden, an denen er von je her häufig litt, eine gute Gesundheit. „Stellten sich auch" — berichtet sein Arzt, Hofrath Vogel[56]) — „Schwächen des Alters, besonders Steifheit der Gliedmaßen, Mangel an Gedächtniß für die nächste Vergangenheit, zeitweise Unfähigkeit, das Gegebene in jedem Augenblicke mit Klarheit schnell zu übersehen, und Schwer-

hörigkeit bei ihm immer merklicher ein, so genoß er doch, und zumal im Vergleich mit andern Greisen seines Alters, noch einer solchen Fülle von Geistes- und Körperkraft, daß man sich der frohen Hoffnung, er werde uns noch lange durch seine Gegenwart erfreuen, mit Zuversicht hingeben durfte". Doch verhehlte sich Goethe sein nahes Ende nicht und sprach mit Ruhe davon; „ich traue dem Landfrieden nicht", schreibt er nach seiner Wiederherstellung an Zelter, „und befleißige mich das Haus zu bestellen." Mehrmals nahm er Veranlassung, seinem Amtsgenossen Vogel die von ihm gepflegten Anstalten und vorzüglich auch einzelne bei denselben Angestellte zu empfehlen, und mehrere testamentliche Anordnungen wurden getroffen. Indeß hatte das Wort Tod etwas Düsteres für ihn, dem er daher gern mit euphemistischer Wendung auswich, und wie mit kalter Hand ergriff ihn mitunter der Gedanke „an die dunkle Nacht, wo alles Wirken aufhört". Ueberhaupt fühlte er sich verstimmt, wenn man zwecklos finstere Bilder durch die Unterhaltung hervorrief. So war es ihm unleidlich, von der Cholera, die im Jahr 1831 zum erstenmal Deutschland erschreckte, reden zu hören; „es verdirbt mir die Phantasie auf lange Zeit", pflegte er bei Ablehnung solcher Gegenstände entschuldigend zu äußern. Etwas Anderes war es für ihn, sich ausführlich mit Aerzten über die Natur und den Verlauf dieser Krankheit zu unterhalten und sie in ihrer physiologischen Erscheinung kennen zu lernen.

Ottilie von Goethe suchte dem Greise die letzten Lebenstage durch die treueste Pflege und Fürsorge zu erheitern und zu erleichtern. Sie entsagte den gesellschaftlichen Verbindungen, um ihm möglichst viel sein zu können, begleitete ihn auf seinen Spaziergängen und widmete ihm die Abendstunden. Er ließ sich von ihr vorlesen oder las auch selbst vor. In den Abenden des letzten Winters wurden vorzüglich die Biographieen Plutarch's gelesen, nicht in der von dem Autor be-

liebten vergleichenden Zusammenstellung, sondern in chronologischer Folge, erst die Griechen, dann die Römer; durch Niebuhr's Werk über die römische Geschichte, in das er sich im Jahre 1830 mit großem Interesse hineingelesen hatte, war er wieder zu der Geschichte des Alterthums hingezogen worden. Den zweiten Theil seines Faust las er niemandem, außer seiner Schwiegertochter, vor. Sie leitete in den Jahren 1830 und 1831 die Herausgabe einer originellen weimarischen Zeitschrift, welche dem Tiefurter Journal zu vergleichen war, unter dem Titel Chaos. Soret, Eckermann und Parry, ein in Weimar lebender Engländer, unterstützten sie bei der Redaction. Jeden Sonntag erschien ein Blatt. Nur wer 24 Stunden in Weimar zugebracht hatte, durfte Mitarbeiter und Mitleser des Journals sein; Andern durfte es nicht einmal gezeigt werden, und die Namen der Verfasser und Verfasserinnen erfuhr nur Frau von Goethe. Vorzüglich nahmen auch die in Weimar sich aufhaltenden Fremden, Franzosen und Engländer, daran Theil, so daß die Beiträge die verschiedensten Sprachen redeten, was der damals eingerissenen Mode entsprach, in Gesellschaften fremde Sprachen zn reden. Obgleich Goethe das Unternehmen nur als einen „dilettantischen Spaß" ansah, bei dem nichts Großes und Dauerhaftes herauskomme, so freute es ihn doch, daß die Herren und Damen, die oft gar nicht wüßten, was sie mit sich anfangen sollten, einen geistigen Mittelpunct hätten, wodurch sie gegen „den ganz hohlen und nichtigen Klatsch" geschützt würden, und er selbst lieferte einige Beiträge dazu [57]).

Im Jahre 1830 wurde die Gesammtausgabe seiner Werke mit dem vierzigsten Bande geschlossen, vollständig so wenig, daß sie nach des Dichters Tode noch um zwanzig Bände erweitert ward. Den zweiten Theil des Faust zu vollenden, bot er die letzte productive Kraft auf, die ihm nach der letzten Erschütterung noch geblieben war. „Es ist keine Kleinigkeit", äußerte er in einem Briefe an Zelter, „das, was man

im zwanzigsten Jahre concipirt hat, im zweiundachtzigsten außer sich darzustellen, und ein solches inneres lebendiges Knochengeripp mit Sehnen, Fleisch und Oberhaut zu bekleiden". Unterm 4. Januar 1831 konnte er Zelter berichten, daß die beiden ersten Acte fertig seien. Die Ausführung des vierten Acts und des noch fehlenden Eingangs zum fünften nahm ihn bis in den Sommer in Anspruch. Er war entschlossen, vor seinem Geburtstag fertig zu werden; denn seit dreißig Jahren, so versicherte er oft, habe er sich zur Geistesthätigkeit, zumal in productiver Hinsicht, nicht so aufgelegt gefunden, wie in diesem Sommer. Unterm 20. Juli meldete er Meyer die Vollendung. Nachdem er seinen nächsten Freunden einige Abschnitte der neuhinzugekommenen Dichtung mitgetheilt hatte, siegelte er das Manuscript ein, damit er sich nicht etwa verleitet fühle, nochmals sein Werk vorzunehmen und an einzelnen Partieen zu rütteln.

Als Goethe wenige Tage vor seinem Ende eine Mappe seiner Zeichnungen mit Coudray durchging, verweilte dieser mit anhaltender Theilnahme bei einer Landschaft, die den Untergang der Sonne darstellte. „Ja!" sagte Goethe, ebenfalls ergriffen, „sie ist groß und erhaben, auch wenn sie untersinkt". An diese Worte werden wir vorzüglich bei der Betrachtung des zweiten Theils des Faust erinnert. Es ist nicht mehr die klare Sonne des mit voller Kraft des dichterischen Genius geschaffenen ersten Theils; aber sie zeigt sich noch herrlich und erhaben in dem ermattenden milden Abendstrahl der letzten Scenen [58]. Die hohe Idee, aus der diese Dichtung hervorging — Goethe versichert wiederholt, der ursprünglichen Conception treu geblieben zu sein, was nur ganz allgemein verstanden werden kann — trägt noch alle, auch die späteren Theile; er bezeichnet sie aufs treffendste, wenn er gegen Eckermann sich äußert: „In den Versen: wer immer strebend sich bemüht u. s. w. ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten: im Faust selber eine

immer höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende und von oben die ihm zu Hülfe kommende ewige Liebe". Allein diese Idee hüllt sich, anstatt ihrer lebenvollen Erscheinung in den früheren Abtheilungen, mehr und mehr in den Schleier der Allegorie, welche, wie Danzel richtig bemerkt, das nothwendige Endschicksal seiner auf das Wahre gerichteten Dichtungsweise war, indem sie die tiefsten Ideen enthält, welche vollständig künstlerisch zu verarbeiten die Kraft oder Zeit nicht mehr ausreichte, die aber als Resultate der concretesten Lebensentwickelung um so mehr nur aus dieser verstanden werden können. Indem er nur diese vor Augen hatte und das Bewußtsein in sich trug, aus den Täuschungen der Jugend zu immer größerer Einsicht und Geistesklarheit gelangt zu sein, so betrachtete er das Verhältniß der beiden Theile nur aus dem Gesichtspuncte seiner individuellen Entwickelung, deren Phasen er in dieser die ganze Weite des menschlichen Daseins umspannenden Dichtung in den großartigsten Umrissen gezeichnet hatte, und äußerte daher gegen Eckermann: „Der erste Theil ist fast ganz subjectiv; es ist Alles aus einem befangeneren, leidenschaftlicheren Individuum hervorgegangen, welches Halbdunkel den Menschen auch so wohl thun mag. Im zweiten Theile aber ist fast gar nichts Subjectives; es erscheint hier eine höhere, breitere, hellere, leidenschaftslosere Welt, und wer sich nicht etwas umgethan und Einiges erlebt hat, wird nichts damit anzufangen wissen". Uebrigens brechen auch durch die allegorische Nebelhülle viele hellleuchtende Strahlen der Poesie, und der tiefgedachte Gehalt vermag auch da die Betrachtung zu fesseln, wo er nicht in reiner Schönheit der Form sich darstellt.

Es war des Dichters letztes Vermächtniß. Das volle Bewußtsein seines eigenen über alle Grenzen des Erdenlebens hinausgreifenden und ins Unendliche wirkenden, reichen Daseins schließt sich in Fausts letzten Worten zusammen:

Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn.
Im Vorgefühl von solchem höchsten Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Mit der Beendigung des Faust sah er sein eigentliches Tagewerk für abgeschlossen an. Die Lebenstage, die ihm noch verliehen würden, wollte er als eine Zugabe zum Leben dankbar willkommen heißen. Zwar ward er von Zelter ermahnt, gleichfalls „die natürliche Tochter" zu Ende zu führen, aber an diese, erwiderte er, „darf ich gar nicht denken; wie wollt' ich mir das Ungeheure, das da grade bevorsteht, wieder ins Gedächtniß rufen?" Sein zunächst auszuführender Vorsatz war, in seiner biographischen Schilderung fortzufahren; denn sein Sinn ruhte mehr und mehr auf dem Vergangenen, und er mußte bekennen (in einem Briefe an W. von Humboldt vom 1. Dec. 1831), daß ihm Alles mehr und mehr historisch werde, ja er sich selbst mehr und mehr geschichtlich erscheine. Der Schilderung Lili's gedachte er noch eine größere Verherrlichung seiner Mutter anzuschließen, was er als die Aristeia bezeichnete, anspielend auf die Ueberschrift der homerischen Schilderung einzelner Heldenkämpfe. Er nahm dies Werk in den Herbsttagen wieder vor, legte es aber bald wieder beiseit, um das Weitere für eine günstigere Stimmung sich vorzubehalten.

Für seinen Geburtstag (es war der letzte seines Lebens) war an mehreren Orten eine festliche Feier vorbereitet. Er glaubte indeß den Weimarer Festlichkeiten ausweichen zu müssen, weil er solche in seinem Alter nicht persönlich mehr abwarten könne, und begab sich einige Tage vorher nach Ilmenau, um an dem Orte, an den sich viele Erinnerungen bedeutender Lebensmomente knüpften, „nach einer langen Pause des Wiedersehens" einige Tage im Frieden der Natur zu verleben. Mit großer Freude betrachtete er den Bergbau und die Gewerbthätigkeit des Städtchens, für das er in früheren Jahren viel

gethan hatte — „das Gelungene trat vor und erheiterte, das Mißlungene war vergessen und verschmerzt" —, verkehrte viel mit den dortigen Beamten, unter denen der Rentamtmann Mahr ihm durch Theilnahme an mineralogischen Sammlungen besonders werth geworden war [59]).

Am 27. August lud er diesen zu sich in den Wagen, um mit ihm die Straße nach dem Gickelhahn hinanzufahren, auf dessen Höhe das einsame Bretterhäuschen steht, für ihn die Stätte der Erinnerung an bewegte Jugendjahre. Als sie am Ende der Fahrstraße ausgestiegen waren, betrachtete Goethe mit Entzücken das reizend ausgebreitete Thal, und zugleich mit Wehmuth: „Ach", rief er aus, „wenn das doch unser guter Großherzog noch einmal hätte mitgenießen können!" Wie mit jugendlicher Rüstigkeit eilte dann der zweiundachtzigjährige Greis durch Gebüsch und Gestrüpp nach dem Bretterhause, stieg rasch die Treppe in demselben hinauf, jede Unterstützung seines zuthätigen Begleiters freundlich ablehnend. Als er vor der Inschrift stand, jenem „Nachtliede des Wanderers", womit er einst mitten im Drange des thätigen Lebens seine Sehnsucht nach Beruhigung ausgedrückt hatte, hielt er die ihn übermannende Rührung nicht zurück. Er las diese friedenhauchenden Worte laut vor sich hin und trocknete sich die reichlich hervordringenden Thränen, die Schlußworte mit Nachdruck ahnungsvoll wiederholend: „Ja! warte nur, balde ruhest du auch!" Die waldigen Höhen, über die er oft sein Auge hatte schweifen lassen, überblickte er noch einmal tiefbewegt, in den wärmsten Ausdrücken der Liebe seines vor ihm dahingeschiedenen Fürsten und Freundes gedenkend, und schritt dann rasch wieder zurück.

Durch die Anhänglichkeit der Ilmenauer ward seinem Geburtstage eine sinnig ausgestattete Feier zu Theil. In der Frühe des nächsten Morgens — schon um fünf Uhr war er an der Arbeit — begrüßte ihn vor dem Gasthof zum Löwen

der Choralgesang „Nun danket Alle Gott", worauf er, sichtlich ergriffen, Allen aufs herzlichste dankte. Heiter und lebendig war seine Unterhaltung bei dem Mittagsmahl, das der Oberforstmeister von Fritsch zu Ehren des Tages veranstaltet hatte. Der Tag schloß mit ergötzlicher Unterhaltung. Musikstücke wurden vorgetragen, und die Bergleute führten ein unter ihnen althergebrachtes kleines humoristisches Bergmannsdrama auf. Sechs Tage, „die schönsten des ganzen Sommers" verweilte Goethe in Ilmenau. „Wenn ich mich von da zu dir versetze", äußert er in heiterer Rückerinnerung in dem nächsten seinem Zelter zugedachten Briefe, in welchem die Munterkeit früherer Jahre wieder sprudelt, „wünscht' ich nichts mehr als dich den großen Contrast zwischen deinen äußern Zuständen und diesem empfinden zu sehen". Der Freund konnte dagegen die Feier in der Berliner Gesellschaft der Dichterfreunde berichten. Von neunzehn Freunden in England, unter denen man die Namen Carlyle, Walter Scott, Wordsworth, Southey und der Redactoren der namhaftesten kritischen Zeitschriften findet, erhielt Goethe ein kostbares Geschenk eingesandt, ein Petschaft, ein Kunstwerk von drei berühmten englischen Goldarbeitern. Das Siegel, ein grüner Jaspis, trägt die Inschrift: „Ohne Rast, doch ohne Hast", welche einen Stein umgiebt und wieder von einer Schlange im Kreise umschlossen ist; der Stein ist in einem ungefähr zwei Zoll hohen Griff von reinem Golde gefaßt, der mit einer Menge, zum Theil in Email ausgeführten Verzierungen bedeckt ist; eingegraben sind die Worte: From Friends in England to the German Master. Ein in Ausdrücken dankbarster Verehrung abgefaßtes Schreiben begleitete das Geschenk [60]). Der Dichter sprach in einem an die Inschrift des Siegels anknüpfenden Gedichte seinen Dank aus.

Den Herbst und Winter verlebte Goethe gesund und in vielseitiger, wenn auch nicht gerade productiver, geistigen Thätigkeit. Im Studium der Botanik, das er seit seinem Dornburger

Aufenthalte wieder emsiger betrieben hatte, so daß er 1831 eine neue Ausgabe seiner Erklärung der Metamorphose der Pflanzen mit Soret's französischer Uebersetzung und erweiternden Zusätzen herausgab, verfolgte er aufmerksam die durch von Martius zuerst im Einzelnen nachgewiesene Spiraltendenz der Pflanzen, deren Gesetz unmittelbar mit dem der Metamorphose im Zusammenhang steht, und legte seine Beobachtungen und Ansichten über das Spiralsystem des Pflanzenlebens in einer ausführlichen Abhandlung vor. Die Anerkennung, welche seine Schrift über die Metamorphose in seinen letzten Lebensjahren gefunden hatte, machte ihm große Freude; sowohl diese als der große Sinn, aus welchem seine Naturforschung hervorging, spricht sich in dem letzten „freundlichen Zuruf" in begeisterten Worten aus: „Eine mir in diesen Tagen wiederholt sich zudringende Freude kann ich am Schlusse nicht verbergen. Ich fühle mich mit nahen und fernen, ernsten, thätigen Forschern glücklich im Einklang. Sie gestehen und behaupten, man solle ein Unerforschliches voraussetzen und zugeben, alsdann aber dem Forscher selbst keine Grenze ziehen. Muß ich mich denn nicht selbst zugeben und voraussetzen, ohne jemals zu wissen, wie es eigentlich mit mir beschaffen sei; studire ich mich nicht immerfort, ohne mich jemals zu begreifen, mich und Andere, und doch kommt man fröhlich immer weiter und weiter. So auch mit der Welt! Liegt sie anfang= und endelos vor uns, unbegrenzt sei die Ferne und undurchdringlich die Nähe; es sei so! aber wie weit und wie tief der Menschengeist in seine und ihre Geheimnisse zu dringen vermöchte, werde nie bestimmt noch abgeschlossen".

Die Freude, sich mit ausgezeichneten Naturforschern auf gleichem Wege zu befinden, regte auch bei dem Streite Cuvier's und St. Hilaire's seine Theilnahme lebhaft an, indem er in der von dem Letzteren vertretenen Ansicht seine morphologischen

Principien wiederfand. In zwei ausführlichen Abhandlungen, deren letzte erst kurz vor seinem Tode abgeschlossen ward, verbreitete er sich, an St. Hilaire's Principes de philosophie zoologique anknüpfend, über die neueren osteologischen Forschungen und zeichnete den Gang derselben in der Charakteristik der namhaftesten Naturhistoriker, durch welche seine Studien gefördert waren. Für die Fortschritte der plastischen Anatomie interessirte er sich sowohl als Anatomiker wie als Kenner der Plastik und richtete deshalb unterm 4. Februar ein Schreiben an den Geheimrath Beuth in Berlin, indem er überzeugt war, daß dort die Mittel und der Wille verhanden seien, um diese „nationale, ja kosmopolitische" Angelegenheit zu fördern. Mineralogische Sammlungen machten ihm ebenfalls zu schaffen. Er sandte an den Besitzer der Joseph-Müllerschen Sammlung, David Knoll in Karlsbad, am 6. Januar 1832 eine Vorrede zu der neuen Ausgabe seiner Schrift über diese Sammlung, so wie eine Vorrede zu der David-Knoll'schen Sammlung von Sprudelsteinen[61]). Auch die Farbenerscheinungen ließ er nicht außer Acht. Im Januar und Februar 1832 legte er seinem Freunde Boisserée in einzelnen Aufsätzen seine Theorie des Regenbogens dar. Uebrigens hatte er sich mit meteorologischen Aufzeichnungen in der letzteren Zeit nicht mehr beschäftigt. 1832 wurden auch die meteorologischen Anstalten im Großherzogthum eingezogen. Goethe äußert sich in der darauf bezüglichen Verordnung an den Vorsteher der Sternwarte: „Wenn man sich bei genauer Untersuchung der seit so vielen Jahren sorgfältig durchgeführten meteorologischen Beobachtungen nicht ohne Zufriedenheit versichern kann, daß für die Wissenschaft dadurch manche Resultate gewonnen sind, deren Anerkennung in der Folge sich von bedeutendem Einflusse erweisen wird, so hat man sich doch auch bei genauester Einsicht überzeugen können, daß fernerhin auf diesem Wege vorerst nichts weiter zu erreichen sei."

Die Betrachtung seiner Sammlungen[62]) und der zahlreich an ihn eingehenden artistischen Zusendungen war ihm eine der genußreichsten Beschäftigungen in seinen einsamen Stunden. Noch in den letzten Lebenstagen bereitete ihm der Architect Zahn, der beständig über seine italienischen Sammlungen und seine archäologischen Arbeiten mit ihm correspondirte, eine Ueberraschung durch die Uebersendung einer Beschreibung der pompejanischen Casa di Goethe und einer Abzeichnung eines darin aufgefundenen ausgezeichneten Mosaikgemäldes, indem er zugleich in einem dankbaren Schreiben anerkannte, durch Goethe's Theilnahme und freundliche Zuschriften Muth zu allen seinen Unternehmungen erhalten zu haben. Goethe äußerte am 11. März gegen Zelter, „man möchte wohl sagen, dergleichen von malerischer Composition und Ausbildung sei uns bisher aus dem Alterthum nichts überkommen, und die wenigen, aber gründlichen Freunde hätten daran schon einige Zeit genugsamen Stoff zur Unterhaltung und Erbauung". Am 13. März schrieb er noch einen langen Brief an den jungen Künstler[63]). Die pompejanischen Gemälde waren der Hauptgegenstand seiner Unterhaltung mit der Großherzogin, als diese am 15. März, wie sie an jedem Donnerstag der Woche pflegte, in den Mittagsstunden zum Besuch bei ihm verweilte. Goethe war diesmal ungemein lebendig; es kamen auch die Tagesereignisse zur Sprache so wie mehrere der neuesten Schriften, unter denen sie ihn auf Salvandy's Seize mois ou la révolution et les révolutionnaires als auf ein geistreiches Buch aufmerksam machte. Mittags bei Tafel zeigte er sich sehr munter, unterhielt sich besonders mit Meyer über Pompeji und Zahn's Sendungen und nahm noch nachher mehrere Fremde an. Keiner seiner Freunde ahnte, daß dies der letzte heitere Tag seines Lebens sei[64]).

Er hatte sich an diesem Tage, vielleicht beim Hin- und Hergehen von seinem starkgeheizten Studirzimmer (er liebte die

Wärme sehr) über die zu den Gesellschaftszimmern des Vorderhauses führende Treppe, eine Erkältung zugezogen. Nach einer unruhigen Nacht fühlte er beim Erwachen am Morgen Beschwerden in der Brust. Als sein „Wölfchen" zur gewohnten Stunde kam, um mit dem Großvater zu frühstücken, war dieser noch im Bette. Der Hausarzt, Hofrath Vogel, der sogleich gerufen ward, fand den Kranken fieberhaft, dabei auffallend matt und resignirt. Doch trat schon gegen Abend Besserung ein; der Kopf war freier, das Gemüth heiterer. Riemer war in den Abendstunden bei ihm, mit dem er sich über Sprachstudien unterhielt. In den nächsten Tagen schritt die Genesung vor; er war sehr gesprächig und zum Scherz aufgelegt. Wenn das Datum genau ist, so dictirte oder schloß er doch am 17. einen gehaltvollen Brief an Wilhelm v. Humboldt, unstreitig die letzte Zuschrift, die von ihm ausgegangen ist. Am Montag konnte er den ganzen Tag außer Bett sein und äußerte seine Freude, daß er am nächsten Tage sein gewohntes Tagewerk wieder vornehmen könne.

Im Gespräche mit Vogel kam er auf die öffentlichen Anstalten zurück, deren Leitung sie gemeinschaftlich führten, und theilte ihm nochmals seine darauf bezüglichen Pläne im Zusammenhange mit. „Wer ihn da" — fügt Vogel hinzu — „so wie bei früheren ähnlichen Gelegenheiten gehört hätte...., wer endlich, wie ich, so mancher Wohlthaten, die Goethe aus eigenem Antriebe und Vermögen Hülfsbedürftigen, besonders Kranken, im Stillen angedeihen ließ, Vermittler gewesen wäre, der würde nicht zweifeln, daß der so häufige als lieblose Vorwurf: der Verblichene habe sich um das Wohl und Wehe Anderer, namentlich auch seiner Dienstuntergebenen, höchstens aus grobem Egoismus bekümmert, nur von vorlauter, boshafter Verleumdung oder von der habgierigsten Unverschämtheit ersonnen sein könne." Beide ahneten in diesen Augenblicken nicht, daß dieses Gespräch seine letzten amtlichen Verfügungen

enthielten; sie schieden, wie Vogel sich ausdrückt, „froh, daß ein Leiden überstanden sei".

In der Nacht vom 19. zum 20. März nahm die Krankheit plötzlich eine andere Gestalt an. Nach einigen Stunden sanften Schlafes wachte Goethe gegen Mitternacht auf und empfand eine von den Händen aus sich nach und nach über den ganzen Körper verbreitende Kälte, zu der sich bald heftiger Schmerz und Beklemmung der Brust gesellte. Dennoch erlaubte er dem Bedienten nicht, seine Familie und den Arzt zu benachrichtigen, „weil ja nur Leiden, aber keine Gefahr vorhanden sei". Als Dr. Vogel am Morgen kam, fand er den Zustand sehr bedenklich und befürchtete, der Kranke werde kaum noch eine Stunde leben. Schmerz und Unruhe trieben ihn bald ins Bett, wo er durch jeden Augenblick veränderte Lage Linderung zu finden hoffte, bald auf den neben dem Bette stehenden Lehnstuhl. Todesangst sprach aus Blick und Mienen; er fürchtete wieder einen Lungenblutsturz. Es gelang dem Arzte die schmerzhaften Zufälle zu erleichtern und erträglich zu machen, wenn auch bald die Hoffnung aufgegeben werden mußte, ihn zu retten. Er blieb auf dem bequemen Lehnstuhl, in welchem sich die große Angst zuerst gelegt hatte, und sprach jetzt mit Ruhe und Besonnenheit. Es machte ihm sichtbare Freude, als Vogel ihm erzählte, daß eine Remuneration, für welche er sich angelegentlich verwendet hatte, durch ein im Laufe des Tages eingegangenes Rescript der Regierung bewilligt sei. Mit zitternder Hand unterzeichnete er noch eine Anweisung zur Auszahlung einer Unterstützung an eine junge weimarische Künstlerin, für die er stets väterlich gesorgt hatte. Bei dieser seiner letzten Amtshandlung schrieb er seinen Namen zum letzten Mal. Das Blatt wird auf der großherzoglichen Bibliothek aufbewahrt.

Am nächsten Tage fühlte Goethe wenig mehr von den Beschwerden der Krankheit; aber die Symptome der Auflösung

nahmen besonders nach Mittage immer mehr zu. Ruhig im Lehnstuhl sitzend, antwortete er noch freundlich auf einzelne Fragen, die man an ihn richtete, und seine Geistesthätigkeit erlosch erst mit dem letzten Lebenshauche. Er ließ sich von dem Bedienten Salvandy's Buch bringen und einen Tisch hinstellen, fühlte sich aber, nachdem er im Buche hin und her geblättert, zu schwach zum Lesen und legte es wieder hin. Es ward zufällig an diesem Tage das für ihn schon lange bestimmte Portrait der Gräfin von Vaudreuil, Gemahlin des französischen Gesandten am großherzoglichen Hofe, von Eisenach her eingesandt. Der Arzt erlaubte, es dem Kranken zu zeigen, weil es ihn erheitern würde. Nachdem Goethe das Bildniß mit Vergnügen eine Zeitlang betrachtet hatte, sagte er: „Nun, den Künstler muß man loben, der nicht verdarb, was die Natur so schön geschaffen hat". Er wollte zur Gegengabe einen Abdruck seines nach Stieler lithographirten Portraits zurücksenden und äußerte, er habe schon vier Zeilen gedichtet, die er darunter schreiben wolle, sobald er wieder hergestellt sei. Oft äußerte er sein Bedauern, seine Freunde nicht empfangen zu können. Spät Abends ließ er sich das Verzeichniß der Namen derer geben, die sich im Laufe des Tages nach seinem Gesundheitszustande erkundigt hatten, und nachdem er beim Durchlesen lange verweilt, bemerkte er, man müsse die bewiesene Theilnahme ja nicht vergessen, wenn er wieder gesund wäre. Er verlangte, daß die Seinigen sich zur Ruhe begäben. Zu seinem Copiisten John, der die Nacht bei ihm wachte, während Goethe seinen von der Anstrengung erschöpften Bedienten in dem neben ihm stehenden Bette sich niederlegen hieß — er selbst blieb in seinem Lehnstuhl — sagte er in der Nacht einigemal: „Halten Sie nur treulich bei mir aus, es kann doch nur noch ein Paar Tage dauern". Diese letzten Aeußerungen sind verschieden gedeutet worden. Nach der Ansicht des Arztes hatte Goethe kein Vorgefühl seiner nahen Scheidens, sondern gab vielmehr die deutlichsten Beweise von

Hoffnung auf Genesung. Gegen seine Schwiegertochter äußerte er noch an seinem Todestage, der April bringe auch manche schöne Tage; dann wolle er sich durch Bewegung in der freien Natur wieder stärken.

Am Morgen des 22. März ließ er sich in seinem Lehnstuhl aufrichten und that einige Schritte nach seinem Studirzimmer; dann ging er wieder, sich sehr matt fühlend, zu seinem Sitz zurück. Im Krankenzimmer waren außer den hülfeleistenden Bedienten nur die Schwiegertochter, die Enkel und der Arzt. Der Name Ottilie war oft auf seinen Lippen. Er bat sie sich neben ihn zu setzen und hielt ihre Hand lange in der seinigen. Die Freunde ließ man nicht zu ihm; selbst den Besuch des Großherzogs glaubte der Arzt nicht mehr gestatten zu dürfen. Einige Male ließ sich der Kranke noch aufrichten, um zu seinem Arbeitszimmer zu gehen, sank aber bald wieder zurück.

Bisweilen phantasirte er; so fragte er unter Anderm, als er ein Stück Papier auf dem Boden liegen sah, warum man denn Schiller's Briefwechsel hier liegen lasse; man möge den doch aufheben. Im leichten Schlummer spielte seine Phantasie mit angenehmen Bildern. „Seht", sprach er einmal träumend vor sich hin, „seht den schönen, weiblichen Kopf — mit schwarzen Locken — in prächtigem Colorit — auf dunklem Hintergrunde". Als er erwachte, verlangte er nach einer Mappe mit Zeichnungen, die er in seiner Vision glaubte vor sich gesehen zu haben. Die Sprache wurde immer mühsamer und undeutlicher, die Kraft der Sinne nahm ab. Zum Bedienten sagte er: macht doch den zweiten Fensterladen auch auf, damit mehr Licht hereinkomme. Dies sollen die letzten verständlichen Worte gewesen sein. Er malte noch mit dem Zeigefinger der rechten Hand öfters Zeichen in die Luft, erst höher, dann, so wie die Kräfte sanken, immer tiefer, zuletzt auf die über seine Kniee gebreitete Decke. Mit Bestimmtheit

unterschied Dr. Vogel einige Male den Buchstaben W und Interpunctionszeichen. Um halb zwölf Uhr Mittags drückte er sich ohne das geringste Zeichen des Schmerzes in die linke Ecke des Lehnstuhls und entschlummerte so sanft, daß es lange währte, ehe die Umstehenden die Gewißheit hatten, daß Goethe ihnen entrissen sei.

Der Genius des Lebens schien noch lange über der geliebten Hülle zu wachen; auf dem Gesichte war „Hoheit und heitere Würde". Der Sarg, der sie aufzunehmen bestimmt war, wurde nach derselben Zeichnung angefertigt, welche Goethe entworfen hatte, als die Ueberreste Schiller's in der Fürstengruft eine Stelle erhielten. Neben seinem Geistesgenossen, neben dem edlen Fürstenpaar Karl August und Luise, unvergänglichen Andenkens, ward er in eben dieser Gruft am 26. März feierlichst beigesetzt. Ein Chor sang die Zelter'sche Composition des Goethe'schen Logengedichts: „Laßt fahren hin das Allzuflüchtige"; Generalsuperintendent Röhr hielt die Grabrede [65]). Erst am folgenden Tage ward das Theater wieder mit Goethe's Tasso eröffnet — gleichsam ein Symbol, daß der Genius, über dem Grabe sich verklärend, wieder mit neuem unvergänglichem Leben den kommenden Jahrhunderten angehört.

Was bei der Trauerkunde die edelsten Geister unserer Nation empfanden, ist in manchem erhebenden Dichterworte niedergelegt. Es war nicht sowohl die Trauer um die Vollendung des Einzeldaseins, das den Kreis seiner irdischen Bestimmung vollständig durchmessen hatte, sondern mehr noch das Bewußtsein, daß hiermit die glanzvollste Periode unserer Literatur ihren letzten Abschluß erhalten habe. Diesem Gefühl hat Schelling in den wenigen Worten, die er am Tage nach erhaltener Nachricht von Goethe's Tode in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu München sprach, den treffendsten Ausdruck gegeben:

„Es giebt Zeiten, in welchen Männer von großartiger Erfahrung, unerschütterlich gesunder Vernunft und einer über allen Zweifel erhabenen Reinheit der Gesinnung schon durch ihr bloßes Dasein erhaltend und bekräftigend wirken. In einer solchen Zeit erleidet — nicht die deutsche Literatur bloß — Deutschland selbst den schmerzlichsten Verlust, den es erleiden konnte. Der Mann entzieht sich ihm, der in allen innern und äußern Verirrungen wie eine mächtige Säule stand, an der Viele sich aufrichteten, wie ein Pharus, der alle Wege des Geistes beleuchtete; der, aller Anarchie und Gesetzlosigkeit durch seine Natur feind, die Herrschaft, welche er über die Geister ausübte, stets nur der Wahrheit und dem in sich selbst gefundenen Maß verdanken wollte; in dessen Geist und, wie ich hinzusetzen darf, in dessen Herzen Deutschland für Alles, woran es in Kunst oder Wissenschaft, in der Poesie oder im Leben bewegt wurde, das Urtheil väterlicher Weisheit, eine letzte versöhnende Entscheidung zu finden sicher war. Deutschland war nicht verwaist, nicht verarmt; es war in aller Schwäche und inneren Zerrüttung groß, reich und mächtig von Geist, so lange — Goethe — lebte“.

Und wenn sich meine grauen Wimpern schließen,
So wird sich noch ein mildes Licht ergießen,
Bei dessen Wiederschein von jenen Sternen
Die spätern Enkel werden sehen lernen,
Um in prophetisch höheren Gesichten
Von Gott und Menschheit Höh'res zu berichten.

„Es giebt Zeiten, in welchen Männer von großartiger Erfahrung, unerschütterlich gesunder Vernunft und einer über allen Zweifel erhabenen Reinheit der Gesinnung schon durch ihr bloßes Dasein erhaltend und befestigend wirken. In einer solchen Zeit erleidet — nicht die deutsche Literatur bloß — Deutschland selbst den schmerzlichsten Verlust, den es erleiden konnte. Der Mann entzieht sich ihm, der in allen innern und äußern Verirrungen wie eine mächtige Säule stand, an der Viele sich aufrichteten; wie ein Pharus, der alle Wege des Geistes beleuchtete; der, aller Anarchie und Gesetzlosigkeit durch seine Natur feind, die Herrschaft, welche er über die Geister ausübte, stets nur der Wahrheit und dem in sich selbst gefundenen Maß verdanken wollte; in dessen Geist und, wie ich hinzufügen darf, in dessen Herzen Deutschland für Alles, woran es in Kunst oder Wissenschaft, in der Poesie oder im Leben bewegt wurde, das Urtheil väterlicher Weisheit, eine letzte versöhnende Entscheidung zu finden sicher war. Deutschland war nicht verwaist, nicht verarmt; es war in aller Schwäche und innerer Zerrüttung groß, reich und mächtig von Geist, so lange — Goethe — lebte".

Und wenn sich meine grauen Wimpern schließen,
So wird sich noch ein mildes Licht ergießen,
Bei dessen Wiederschein von jenen Sternen
Die spätern Enkel werden sehen lernen,
Um in prophetisch höheren Gesichten
Von Gott und Menschheit Höh'res zu berichten.

Beilagen.

I.

Goethe's Verhältniß zu Charlotte von Stein seit 1784.

Aus dem Verfolg der Briefe Goethe's an Frau von Stein während der Jahre 1784 bis 1786 geht hervor, daß das Verhältniß zu ihr bis zur Reise nach Italien mit all der Lebhaftigkeit der feurigsten und innigsten Hingebung fortbestand, wie wir es aus den früheren Jahrgängen der Briefe kennen. Es wiederholen sich in vielfachen Variationen die Ausdrücke der zärtlichsten Liebe, die Versicherungen ewiger, unwandelbarer Anhänglichkeit und die Aeußerungen einer bis zu schmerzlicher Erregtheit gesteigerten leidenschaftlichen Sehnsucht, sobald er nur auf einige Tage ihre Nähe entbehren muß. „Meine Nähe zu Dir", heißt es in einem der Briefe, „fühle ich immer, Deine Gegenwart verläßt mich nie. Durch Dich habe ich einen Maßstab für alle Frauen, ja für alle Menschen, durch Deine Liebe einen Maßstab für alles Schicksal" — und in einem andern: „Ja, liebe Lotte, jetzt wird es mir erst deutlich, wie Du meine eigene Hälfte bist und bleibst. Ich bin kein einzelnes selbstständiges Wesen, alle meine Schwächen habe ich an Dich angelehnt, meine weichen Seiten durch Dich beschützt, meine Lücken durch Dich ausgefüllt. Wenn ich nun entfernt von Dir bin, so wird mein Zustand höchst seltsam....

Wie freu' ich mich Dir ganz anzugehören und Dich nächstens wiederzusehen". Alles, was die Menschen suchen, hat er in ihr, der er „sich auf ewig übergeben" hat; ohne sie ist ihm das Leben „abgeschmackt und unerträglich", und er fühlt, „daß er ohne sie nicht bestehen kann". Er bittet sie feierlich, durch ihr süßes Betragen nicht noch seine Liebe zu vermehren. Ihr Ring ist sein Kleinod, ihre Haarlocke, die er in seiner Brieftasche mit sich trägt, vergleicht er dem Gewande der Dejanira. Als sie ihm 1785 nach Karlsbad vorausgereist ist, dichtet er von Sehnsucht „geängstigt" das aus W. Meister bekannte Lied „Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide" und sendet es an sie. Ein im folgenden Jahre nach Karlsbad gerichteter Brief schließt mit den Worten: „Nun lebewohl, du Geliebteste, Einzige, der sich meine ganze Seele enthüllen und hingeben mag; ich freue mich Deiner Liebe und rechne darauf für alle künftigen Zeiten".

Sie bleibt noch wie bisher der Genius seiner Dichtungen. Die Geheimnisse haben „Verwandtschaft mit ihrem Gemüth", und er erstattet ihr mehrmals Bericht über den Fortgang des Gedichts. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß die nachmals seine kleineren Gedichte einleitende Zueignung anfänglich zum Eingang jener epischen Dichtung bestimmt war „statt der hergebrachten Anrufung und was dazu gehört". Er schrieb dies Gedicht („Der Morgen kam, es scheuchten seine Tritte" rc.) am 8. August 1784, als er auf der Reise in den Harz durch einen Bruch am Wagen aufgehalten ward. Die Conception gehört einem vorangegangenen Aufenthalte in Jena an. Einige der Strophen, die er ihr gelegentlich überschickt, sind unter die kleineren Gedichte vertheilt: „Denn was der Mensch in diesen Erdeschranken" rc. und „Wohin er auch die Blicke kehrt und wendet" rc., wozu er in der Ausgabe letzter Hand die geheimnißvolle Anmerkung macht: „ein Bruchstück, das aber der Denkende anzuschließen wissen wird". Ebenso schreibt er ihr von den Fortschritten der Operette „Scherz, List und Rache" und seines

Romans; unterm Andern berichtet er, daß er den Entwurf des Wilhelm Meister auf zwölf Bücher berechnet und am 8. December 1785 den Plan für die sechs folgenden noch unvollendeten Bücher aufgeschrieben habe. Von seinen osteologischen und botanischen Studien mit Loder, Büttner und Batsch macht er ihr wiederholt Mittheilungen; „das Pflanzenreich", schreibt er am 20. Juli 1786, „rast in meinem Gemüthe; ich kann es nicht einen Augenblick los werden, mache aber auch schöne Fortschritte".

Der Kreis seines Umgangs schließt sich um sie herum. Herder ist seinem Herzen jetzt der Nächste: „ohne Dich und ihn wäre ich allein". Von Goethe's Urtheilen über einzelne Personen möge noch Einiges hier nachgetragen werden, wodurch die Darstellung unsers ersten Bandes berichtigt oder erweitert wird.

Nach dem Besuche der Stolberge in Weimar (29. Mai 1784) schreibt er: „Die Stolbergs haben uns einen fröhlichen, vergnügten Tag gemacht; es ist gar hübsch, daß ich vor der Abreise [nach Gotha und Eisenach] noch einmal in jenen Seen der Jugend durch die Erinnerung gebadet worden" — eine Bestätigung meiner Bd. I. S. 200 gemachten Bemerkung. Stolberg's Gedicht „der Traum" nennt er ein recht himmlisch Familienstück und fügt hinzu: „Man muß sie kennen, sie zusammen gesehen haben, um es recht zu genießen". Dadurch erhalten erst die Schlußworte von Goethe's Briefe an die Gräfin Bernstorff (s. oben S. 256) ihre rechte Bedeutung.

Lavater traf auf seiner Rückreise von Bremen im Juli 1786 Goethe noch in Weimar und wohnte bei ihm (weßhalb die Angabe Bd. I. S. 367 zu berichtigen ist). Erst jetzt erfolgte der völlige Bruch des freundschaftlichen Verhältnisses, welchen die folgende Aeußerung Goethe's an Frau von Stein in einem unter dem 21. Juli nach Karlsbad an sie gerichteten Briefe mit bezeichnenden Worten ausspricht: „Kein herzlich vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf

ewig los. Er hat sich in den wenigen Stunden mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt, und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser. Ich habe auch unter seine Existenz einen großen Strich gemacht und weiß nun, was mir per Saldo von ihm übrig bleibt. NB. Der Prophet hatte sehr auf Dich gerechnet, und es hat ihn geschmerzt, daß Du seinen Netzen entgangen bist; es ist mir lieb und leid, daß Du ihn nicht gesehen hast".

Bald darauf reiste auch Goethe nach Karlsbad und von dort im Spätsommer nach Italien. Aus den zahlreichen Briefen an die Freundin ist größtentheils seine Schilderung der Reise zusammengestellt. Mußten gleich in der Redaction derselben die Ausdrücke zärtlicher Sehnsucht wegfallen, so sieht man doch aus der Innigkeit einzelner Stellen, besonders aus dem später bekanntgewordenen Schreiben aus Palermo, wie herzliche Briefe er ihr aus Italien zuzusenden fortfuhr. Indeß merkt man den Briefen während des zweiten Aufenthalts in Rom eine Aenderung des Tons, eine größere Magerkeit der Mittheilungen an. Goethe war von einem neuen Liebesnetz jugendlicherer Reize umsponnen, aus dem er sich mit schmerzlicher Bewegung loswand, als er sich den Alpen wieder zuwendete. Das Wiedersehen stellte die Liebe nicht her; der Liebreiz, durch den er früher zu ihr hingezogen ward, hatte seinen Zauber verloren, und — sie war sieben Jahre älter als Goethe. Doch wenn auch gelockert, bestand ein freundschaftlicher Umgang fort, und noch am 20. Februar 1789 schreibt Goethe: „Laß uns freundlich Leid und Freude verbinden, damit die wenigen Lebenstage genossen werden. Lebe recht wohl und liebe mich!" Aber es war keine Liebe mehr herzustellen. Als Frau von Stein Goethe's Umgang mit Christiane Vulpius erfuhr, schrieb sie ihm einen Brief, der den letzten Faden, der sie noch zusammengehalten hatte, zerriß. Goethe's Antwortschreiben (Belvedere, am 1. Juni 1789), das wir ohne weitere Bemerkung folgen lassen, erklärt Alles und wirft ein deutliches

Licht auf die der italienischen Reise folgende Lebensepoche des Dichters:

„Ich danke Dir für den Brief, den Du mir zurückließest, wenn er mich gleich auf mehr als eine Weise betrübt hat. Ich zauderte darauf zu antworten, weil es in einem solchen Falle schwer ist aufrichtig zu sein und nicht zu verletzen.

Wie sehr ich Dich liebe, wie sehr ich meine Pflicht gegen Dich und Fritzen kenne, hab' ich durch meine Rückkunft aus Italien bewiesen. Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort. Herder ging hin, und da ich nicht voraussah, dem Erbprinzen etwas sein zu können, hatte ich kaum etwas Anderes im Sinn, als Dich und Fritzen. Was ich in Italien verlassen habe, mag ich nicht wiederholen; Du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen.

Leider warst Du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung, und ich gestehe aufrichtig, daß die Art, wie Du mich empfingst, wie mich Andere nahmen, für mich äußerst empfindlich war. Ich sah Herdern, die Herzogin verreisen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer; ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihrentwillen gekommen war, und mußte mir in demselben Augenblick hartnäckig wiederholen lassen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nehme doch keinen Theil an den Menschen u. s. w. Und das alles, ehe von einem Verhältniß die Rede sein konnte, was Dich so sehr zu kränken scheint.

Und welch ein Verhältniß ist es? Wer wird dadurch verkürzt? wer macht Anspruch auf die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpfe gönne? wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?

Frage Fritzen, die Herdern, jeden, der mir näher ist, ob ich untheilnehmender, weniger mittheilender, unthätiger für meine Freunde bin, als vorher? Ob ich nicht vielmehr ihnen und der Gesellschaft erst recht angehöre?

Und es müßte doch ein Wunder geschehen, wenn ich allein zu Dir das beste, innigste Verhältniß verloren haben sollte! Wie lebhaft habe ich es empfunden, daß es noch da ist, wenn ich Dich einmal gestimmt fand, mit mir über interessante Gegenstände zu sprechen.

Aber das gestehe ich gern, die Art, wie Du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast Du mir die Lippen verschlossen; wenn ich mittheilend war, hast Du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde thätig war, der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt. Jede meiner Mienen hast Du controllirt, meine Bewegungen, meine Art zu sein getadelt, mich immer mal à mon aise gesetzt. Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorsätzlicher Laune von Dir stießest.

Ich möchte gern noch Manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchtete, daß es Dich bei Deiner Gemüthsverfassung eher beleidigen als versöhnen könnte".

Was er dann am Schluß des Briefes noch hinzusetzt, die Warnung vor dem zu häufigen Genuß des Kaffee's als einer Ursache zu hypochondrischer Stimmung und den Wunsch, daß die nächste Kur gut anschlagen möge, war in dem kalt abfertigenden Tone mehr beleidigend, als versöhnend.

Als auf diesen Brief keine Erwiderung erfolgte, fühlte er, wie schwer es sei, ein jahrelang gewohntes Band der Liebe plötzlich zu zerreißen, und schrieb acht Tage darauf einen Brief in mehr begütigenden Ausdrücken. Wie theuer ihm ihre Liebe gewesen sei, wie werth noch jetzt, sagen die Zeilen: „Ich habe kein größeres Glück gekannt, als das Vertrauen gegen Dich, das von jeher unbegrenzt war. Sobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein anderer Mensch und muß in der Folge mich noch mehr verändern." Er bekennt, daß ihm jener Brief sauer geworden sei, daß es ihn schmerze, sie zu betrüben, und räumt

seine Schuld in Betreff des Verhältnisses zu der Vulpius ein: „Zu meiner Entschuldigung will ich nichts sagen. Nur mag ich Dich gern bitten, hilf mir selbst, daß das Verhältniß, das Dir zuwider ist, nicht ausarte, sondern stehe, wie es steht. Schenke mir Dein Vertrauen wieder, sieh die Sache aus einem natürlichen Gesichtspuncte an, erlaube mir, Dir ein gelassenes wahres Wort darüber zu sagen, und ich kann hoffen, es soll sich Alles zwischen uns rein und gut herstellen". — Wenige Wochen später schloß er in Belvedere seinen Torquato Tasso, der die Bestimmung gehabt zu haben scheint, die schmerzlichsten Stunden seines Lebens aufzubewahren:

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide!"

In den nächsten Jahren waren sie außer aller Berührung mit einander. Das erste Zeichen einer Annäherung giebt ein Briefchen Goethe's aus Jena vom 7. Sept. 1796: „Erlauben Sie auch ferner", heißt es darin, „meinem armen Jungen, daß er sich Ihrer Gegenwart erfreuen und sich an Ihrem Anblick bilden dürfe. Ich kann nicht ohne Rührung daran denken, daß Sie ihm so wohl wollen". Nach Goethe's Krankheit im Jahre 1801 stellte sich ein freundlicheres Verhältniß wieder her. „Ich wußte nicht", schreibt Frau v. Stein an ihren Sohn am 12. Jan., „daß unser ehemaliger Freund Goethe mir noch so theuer wäre, daß eine schwere Krankheit, an der er seit neun Tagen liegt, mich so innig ergreifen würde..... Die Schillern und ich haben schon viele Thränen die Tage her über ihn vergossen." Sie schickte ihm Manches zur Erquickung und nahm den August während des Vaters Krankheit zu sich. Seit 1804 sahen sie sich öfter, auch sie besuchte ihn, — immer in Gesellschaft einer Freundin. Ein Briefwechsel stellte sich wieder her, doch mit so förmlichen Wendungen und auf der Oberfläche gewöhnlicher Umgangsverhältnisse, daß man eben sieht, daß diese Freundschaft keinen rechten Lebensinhalt wieder gewinnen konnte. Goethe theilte ihr

Manches über seine Werke mit und überschickte ihr unter Anderm die einzelnen Bände von Dichtung und Wahrheit. Ein freundliches Blättchen vom 25. December 1815 findet man unter den „Denk- und Sendeblättern".

Als sie im Jahre 1826 sich von ihm die Sammlung ihrer Briefe zurückerbat, begleitete er die Sendung mit dem Gedichtchen:

Vor die Augen meiner Lieben,
Zu den Fingern, die's geschrieben —
Einst, mit heißestem Verlangen
So erwartet wie empfangen —
Zu der Brust, der sie entquollen,
Diese Blätter wandern sollen;
Immer liebevoll bereit
Zeugen allerschönster Zeit.

Diesem fügte er auf einem höchst zierlichen Blättchen die vom 29. August 1826 datirten Worte hinzu: „Beiliegendes Gedicht, meine Theuerste, sollte eigentlich schließen: Neigung aber und Liebe unmittelbar nachbarlich angeschlossen Lebender durch so viele Zeilen sich erhalten zu sehen, ist das Allerhöchste, was dem Menschen gewährt sein kann. — Und so für und für!"

II.

Rede

bei der

Feierlichkeit der Stiftung des weißen Falkenordens.

(Am 30. Januar 1816.)

Durchlauchtigster Großherzog!
Gnädigster Fürst und Herr!

Ew. Königl. Hoheit haben in diesen neusten Zeiten Ihre sämmtlichen Angehörigen mit so viel Huld und Gnaden überrascht, daß es besser schien, stillschweigend das mannigfaltige Gute zu verehren, als die reinen heiligen Empfindungen des Dankes durch Wiederholung zu erschöpfen oder abzustumpfen. Wie verlegen muß ich mich daher fühlen, wenn ich mich berufen sehe, in Ew. Königl. Hoheit Gegenwart die Empfindungen gleichfalls gegenwärtiger, aufs neue höchst begünstigter Männer anständig auszudrücken.

Glücklicherweise kommt mir zu Statten, daß ich nur dasjenige wiederholen darf, was seit mehr als vierzig Jahren ein jeder, dem beschieden war, in Ew. Kön. Hoheit Kreise zu wirken, sodann jeder Deutsche, jeder Weltbürger mit Ueberzeugung und Vergnügen ausspricht, daß Höchstdieselben mehr für Andere als für sich selbst gelebt, für Andere gewirkt, gestritten und keinen Genuß gekannt, als zu dessen Theilnahme zahlreiche Gäste geladen

wurden, so daß, wenn die Geschichte für Höchstdieselben einen Beinamen zu wählen hat, der Ehrenname des Mittheilenden gleich zur Hand ist.

Und auch gegenwärtig befinden wir uns in demselben Falle; denn kaum haben Ihro K. H. nach langem Dulden und Kämpfen sich neubelebten Ruhmes, erhöhter Würde, vermehrten Besitzes zu erfreuen, so ist Ihro erste Handlung, einem jeden der Ihrigen daran freigebig seinen Theil zu gönnen. Aelteren und neueren Kriegsgefährten erlauben Sie, sich mit der hohen Purpurfarbe zu bezeichnen, und aus denen sorgsam und weislich erworbenen Schätzen sieht ein jeder sein häusliches Glück begünstigt. Nun aber machen Sie eine Anzahl der Ihrigen und Verbundenen Ihrer höchsten Würde theilhaftig, indem ein Zeichen verliehen wird, durch welches alle sich an Höchstdieselben herangehoben fühlen. Diese dreifach ausgespendeten Gaben sind mehr als hinreichend, um unvergeßlich scheinende Uebel auf einmal auszulöschen, allen in dem Winkel des Herzens noch allenfalls verborgenen Mißmuth aufzulösen und die ganze Kraft der Menschen, die sich bisher in Unglauben verzehrte, an neue lebendige Thätigkeit sogleich heranzuwenden. Jede Pause, die das Geschäft, jede Stockung, die das Leben noch aufhalten möchte, wird auf einmal zu Schritt und Gang, und alles bewegt sich in einer neuen fröhlichen Schöpfung.

Betrachten wir nun wieder den gegenwärtigen Augenblick, so erfreut uns das hohe Zeichen der Gnade, welches, vom Ahnherrn geerbt, Ew. Hoheit in der Jugend schmückte. Gesinnungen, Ereignisse, Unbilden der Zeit hatten es dem Auge entrückt, damit es aufs neue zur rechten Stunde glänzend hervorträte. Nun bei seiner Wiedererscheinung dürfen wir das darin enthaltene Symbol nicht unbeachtet lassen.

Man nennt den Adler den König der Vögel, ein Naturforscher jedoch glaubt ihn zu ehren, wenn er ihm den Titel eines

Falken ertheilt. Die Glieder dieser großen Familie mögen sich mit noch so vielerlei Namen unterscheiden: der weiß gefiederte, der uns gegenwärtig als Muster aufgestellt ist, wird allein der Edle genannt. Und doch wohl deswegen, weil er nicht auf gränzenlosen Raub ausgeht, um sich und die Seinigen begierig zu nähren, sondern weil er zu bändigen ist, gelehrig dem kunstreichen Menschen gehorcht, der nach dem Ebenbilde Gottes alles zu Zweck und Nutzen hinleitet. Und so steigt das schöne, edle Geschöpf von der Hand seines Meisters himmelauf, bekämpft und bezwingt die ihm angewiesene Beute und setzt durch wiederholt glücklichen Fang Herrn und Herrin in den Stand, das Haupt mit der schönsten Federzierde zu schmücken.

Und so dürfen wir denn schließlich den hohen Sinn unseres Fürsten nicht verkennen, daß er zu dieser Feier den friedlichsten Tag gewählt, als einen, der uns schon so lange heilig ist und welchem seit so vielen Jahren die Künste ihren mannigfaltigsten Schmuck, soviel sie nur vermochten, anzueignen und zu widmen suchten. Heute wendet sich diese Zierde gegen uns, wir begehen diesen Tag mit ernsten Betrachtungen, die doch nur immer dorthin führen können, daß wir mehr als jemals auf Blick und Wink des Herrn zu achten haben, dessen Absichten ganz und gar auf unser Wohl gerichtet sind. Möge das Glück einem gemeinsamen Bestreben günstig bleiben und wir zunächst die Früchte eifriger Bemühungen dem höchsten Paare und dessen erlauchtem Hause als bescheidenen aufrichtigen Dank getrost entgegenbringen und so den Wahlspruch kühn bethätigen:

Vigilando ascendimus!

Goethe begleitete die Mittheilung der Abschrift der obigen Rede an den Staatsminister von Voigt mit folgendem Schreiben:

Ew. Excellenz

auch für meinen Theil für die gestrigen schönen und ehrenvollen Stunden höchlich dankbar, übersende die wenigen von mir gesprochenen Worte. Leider konnt' ich sie, da mir die Veranlassung so spät gegeben wurde, vor der Feierlichkeit nicht vorlegen. Gegenwärtig geschieht es auf Veranlassung des Kanzlers Müller und Bertuch's, eine Relation der Feierlichkeit sowie des Gesprochenen soll, wie sie sagen, gedruckt werden. Ob sich meine Worte dazu qualificiren, überlasse Ihrer Beurtheilung. Darf ich mir dagegen das von Ew. Excellenz Gesprochene und das Gedicht, von welchem wir nur den Schluß gehört, gehorsamst ausbitten.

Weimar, den 31. Januar 1816. G.

III.

Vermächtniß an die jüngere Nachwelt.

(Gedichtet zur Zeit der Jubelfeier, 1825.)

Ihr sollt nicht mit dem Edeln Kurzweil treiben,
Erst sollt ihr leben und nach diesem schreiben,
Erst sollt ihr dichten und nach diesem malen;
Sonst spielt ihr nur mit Farben, Kunst und Zahlen,
Und seid, obwohl von jedermann gelesen,
Doch selbst nur Schrift und Pergament gewesen.

Ein jeder sehe, wie und was er schreibe,
Das Haupt sei angemessen seinem Leibe;
Zehntausend Schultern Einem anzupassen,
Das nennen sie erfinden und verfassen.
Wir aber nennen dies Manier, ob Viele
Sie auch verwechseln mit dem ernsten Style.

Der ernste Styl, die hohe Kunst der Alten,
Das Urgeheimniß ewiger Gestalten,
Es ist vertraut mit Menschen und mit Göttern,
Es wird in Felsen wie in Büchern blättern;
Denn was Homer erschuf und Scipionen,
Kann nimmer im gelehrten Treibhaus wohnen.

Sie wollten in dies Treibhaus uns verpflanzen:
Allein die deutsche Eich' erwuchs zum Ganzen,
Ein Sturm des Wachsthums ist ihr angekommen,
Sie hat das Glas vom Treibhaus mitgenommen.
Nun wachs', o Eich', erwachs' zum Weltvergnügen:
Schon seh' ich neue Sonnenaare fliegen.

Und wenn sich meine grauen Wimpern schließen,
So wird sich noch ein mildes Licht ergießen,
Bei dessen Wiederschein von jenen Sternen
Die spätern Enkel werden sehen lernen,
Um in prophetisch höheren Gesichten
Von Gott und Menschheit Höh'res zu berichten.

Anmerkungen.

[1]) Zur Erläuterung von Goethe's Aeußerungen über Angelica Kaufmann dient eine Stelle in Herder's Briefen aus Rom: „Je mehr ich sie kennen lerne, desto mehr gewinne ich dieses seltene jungfräuliche Kunstwesen lieber; eine wahre himmlische Muse voll Grazie, Feinheit, Bescheidenheit und einer ganz unnennbaren Güte des Herzens .... Ihr Eindruck wird mir wohlthun auf mein ganzes Leben; denn er ist von allen Buhlereien, aller Eitelkeit und Falschheit entfernt; sie weiß nichts davon und ist bei aller der demüthigen Engelsklarheit und Unschuld, von der alle ihre Arbeiten zeugen, vielleicht die cultivirteste Frau in Europa".

[2]) Ueber K. Ph. Moritz s. Wilib. Alexis in Prutz' literarhistorischem Taschenbuch, 5. Jahrg. 1847. S. 3 — 71.

[3]) Zu Goethe's Schilderung des zweiten Aufenthalts in Rom vgl. W. v. Humboldt's Beurtheilung in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, 1830. S. 353 ff. Die in Beilage I. angezogenen Briefe an Frau von Stein geben über die Motive seiner Abreise aus Rom einige nähere Aufschlüsse, wie sie auch darthun, daß der Herzog ihn nicht zurückrief.

[4]) Daß ich schon vor dem Erscheinen des dritten Theils der Briefe Goethe's an Frau von Stein das Nähere über die Auflösung dieses Verhältnisses so wie einige Nachträge zu dem ersten Bande dieser Biographie habe mittheilen können, verdanke ich der Güte des Herrn Hofrath Schöll in Weimar, welcher mir die noch unedirten Briefe Goethe's theils in den Aushängebogen theils in der Originalhandschrift mittheilte und mir gestattete, davon für meine biographische Darstellung beliebigen Gebrauch zu machen. Der Druck dieses Bandes war damals schon zu weit vorgerückt, als daß meine Auszüge dem ersten Buche hätten zu Gute kommen können. Die erste Beilage enthält, was zur Ergänzung nöthig war.

[5]) Ueber diese Verbindung s. die möglichst schonende, doch im Factischen wahrheitstreue Darstellung in Riemer's Mittheilungen I. S. 354 ff. „häuslicher Zustand". Minder rücksichtsvoll äußert sich J. W. K. Ludecus in dem anonym erschienenen Schriftchen „Aus Goethe's Leben. Wahrheit und keine Dichtung, von einem Zeitgenossen", der jedoch einräumt, daß die Vulpius das Hauswesen Goethe's ordentlich besorgt, keine Ansprüche gemacht und alles Unangenehme von ihm fern zu halten gesucht habe.

[6]) Das römische Carneval erschien zuerst einzeln, Weimar und Gotha 1789, 4. mit 20 illuminirten Kupfertafeln. Diese Ausgabe ist sehr selten geworden. Goethe besaß kein Exemplar davon; er ließ einmal in einer Auction sechs Thaler dafür bieten, ohne es zu erhalten. — Ueber das Schicksal der Schrift über die Metamorphose der Pflanzen s. Goethe's ausführlichen Bericht in der „Geschichte meines botanischen Studiums".

[7]) Meine Ansicht über die venetianischen Epigramme habe ich näher begründet in einem Aufsatze, der in dem deutschen Museum, hgg. von Prutz und Wolfsohn, erscheinen wird. An der metrischen Correctheit der Epigramme und Elegieen hat A. W. v. Schlegel großen Antheil, s. Briefe Schiller's u. Goethe's an A. W. Schlegel, 1846.

[8]) Ueber den Gang dieser wissenschaftlichen Studien s. Goethe's Aufsatz „Einwirkung der neuern Philosophie" und die „Confession des Verfassers" am Schlusse der Geschichte der Farbenlehre. — Aus Goethe's Aufenthalt in Schlesien möge hier noch ein charakteristischer Vorfall erzählt werden, der mir von zuverlässiger Hand mitgetheilt ist. Während einer Feuersbrunst in Breslau trat mitten unter die mit dem Löschen Beschäftigten ein Mann in langem Ueberrock, der durch seine imponirende Gestalt und kräftig gebietende Stimme sich bald der Leitung des Löschdienstes bemächtigte. Niemand kannte ihn. Nachher erfuhr man, daß es Goethe gewesen sei.

[9]) Ueber Goethe's politische Ansichten und seine Stellung zu den Bewegungen der Zeit s. Düntzer in den Studien ꝛc. S. I — LXXVII, zum Theil eine Apologie, wie sie Goethe unter den Illusionen von 1848 zu bedürfen schien.

[10]) Ueber den Entwurf dieses Romans vgl. Düntzer a. a. O. S. 1 — 12.

[11]) Die zuverlässigsten Angaben, so kurz sie auch sind, findet man in Schiller's Briefen an Körner (1847. 4 Thle.). Goethe's spätgeschriebener Aufsatz erste Bekanntschaft mit Schiller enthält einige Gedächtnißfehler, namentlich den, daß die vorangehenden Berührungen in Weimar und Jena ganz geläugnet werden, da doch z. B. Goethe auf der Rückreise von Dresden bei Schiller einkehrte und mit ihm philosophische Unterhaltungen hatte, die ihm gerade beweisen mochten, daß der Zeitpunct für ein innigeres Aneinanderschließen noch nicht gekommen sei. Auch ist dort die Abneigung gegen Schiller's Jugendwerke zu sehr in den Vordergrund geschoben.

[12]) Die Hauptquelle ist für das Folgende: Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe rc. 6 Bde. 1828. 29; ferner Goethe's „Annalen" oder „Tags- und Jahreshefte", welche von diesem Zeitpunct an mit größerer Ausführlichkeit verfaßt sind. — Möchte zur Freude aller Verehrer unserer beiden größten Dichter der Plan zur Ausführung kommen, ihre Doppelstatue (mit verschlungenen Händen) in Weimar aufzustellen! Das ist etwas, woran das deutsche Nationalbewußtsein sich wieder aufrichten kann. Oder werden wir, wie bei dem Herder-Denkmal, England und Amerika die Ehre überlassen, den größten Theil der Kosten zu decken?

[13]) Ueber die Unterhaltungen der Ausgewanderten, wie über das damit verbundene „Märchen" s. Düntzer a. a. O. S. 13 ff.

[14]) Ueber Goethe's Antheil an den Xenien und überhaupt an den Epigrammen des Musenalmanachs s. meinen Aufsatz in Prutz' literarhistorischem Taschenbuch auf 1846, S. 447 ff. Die vollständigste Erläuterung der Xenien und die beinahe erschöpfende Nachweisung über Alles, was in Beziehung zu den Goethe-Schiller'schen Epigrammen steht, giebt das gründliche, fast allzu gründliche Werk von Eduard Boas: Schiller und Goethe im Xenienkampf, 1851. 2 Theile.

[15]) Ueber Hermann und Dorothea s. W. v. Humboldt's ästhetische Versuche, I. [und einziger] Theil, 1799; A. W. v. Schlegel's Abhandlung in den Charakteristiken und Kritiken rc. 1801. Bd. II. S. 197 ff. 260 ff. Ueber die Quelle von Hermann und Dorothea vgl. Yxem in v. d. Hagen's Neuem Jahrb. für deutsche Sprache und Alterthumskunde, 1836, II. 2. S. 98 ff. 137 ff. Burmeister in Viehoff's Archiv für das Studium der neuern Sprachen, I. 1. S. 257 ff.

[16]) Ueber den Entwurf des epischen Gedichts „die Jagd“ s. Düntzer a. a. O. S. 47 ff.

[17]) Vgl. über Goethe's Verhältniß zu Lavater die Aeußerung in dem Briefe an Frau von Stein, Beilage I. S. 317 f., wodurch sich auch die harten Urtheile der Xenien und des Walpurgisnachtstraums im Faust, wo er als Kranich auftritt, erklären. Als Schiller am 14. Oct. 1796 Lavater's Ankunft in Jena meldete, erwiderte Goethe: „Für die sonderbare Nachricht, daß der Prophet in Jena sei, danke ich aufs beste. Ich werde mich seiner zu enthalten suchen und bin sehr neugierig auf das, was Sie von ihm sagen werden“. — Um so wohlthuender ist die anerkennende Schilderung Lavater's in „Dichtung und Wahrheit“.

[18]) Zu ihrem Andenken erschien 1836 die kleine Schrift: Euphrosyne, Leben und Denkmal (von Musculus). Sie hatte die Rolle der Euphrosyne in dem tragikomischen Märchen „das Petermännchen“ gespielt. Ueber ihren Tod war eine allgemeine Trauer in Weimar. Am 29. September ward auf dem Theater eine Todtenfeier veranstaltet, und zu ihrem Andenken ein kleines, trefflich ausgeführtes Denkmal im Weimarer Park errichtet, das später in den Garten der Gesellschaft „Erholung“ versetzt worden ist.

[19]) Das Verhältniß der Schiller'schen Dichtung zu den Schriften des Abraham a Sancta Clara erläutern die Auszüge aus den letzteren in Wachsmuth's historischen Darstellungen, 1831. II. S. 83 ff. und in dessen Schrift: Weimars Musenhof S. 132 ff. Einen der „Pinselstriche“ Goethe's erfahren wir aus seinen Gesprächen mit Eckermann; er schob, um nichts unmotivirt zu lassen, die Verse ein:

Ein Hauptmann, den ein Andrer erstach,
Ließ mir ein Paar glückliche Würfel nach.

[20]) Die ergötzlichen Einzelheiten bei der Abfassung und Aufführung von Paläophron und Neoterpe s. im Weimar-Album: „die Freundschaftstage der Fräulein von Göchhausen“, S. 125 ff. — Im folgenden Jahr wurden „die Brüder“ des Terenz nach v. Einsiedel's Bearbeitung aufgeführt; Niemeyer übersetzte 1803 die Andria. 1801 ward ein Preis auf das beste Intriguenstück ausgesetzt; es lief etwa ein Dutzend ein, wovon indeß keins einer Auszeichnung werth schien.

[21]) Ueber die Kotzebue'sche Demonstration s. außer Goethe's Bericht in den Annalen: Falk, Goethe aus näherm persönlichen Umgange ꝛc. S. 176—198, welcher nach Riemer's Urtheil in diesem Falle gute Quellen gehabt hat, und Ludecus in der angef. Schrift S. 72 ff., wo sich auch Kotzebue's Brief an Kirms über die in den Kleinstädtern gestrichenen Stellen findet (S. 76 — 78). (Die von Goethe als anzüglich gestrichenen Stellen hat Kotzebue später beim Abdruck des Stückes größtentheils weggelassen). Goethe's Verhältniß zu Kotzebue und Böttiger bespricht des Weiteren Riemer in den Mittheilungen ꝛc. I. S. 325 — 339.

[22]) Das „Taschenbuch auf das Jahr 1804, hgg. von Wieland und Goethe" (Stuttgart b. Cotta) enthielt zuerst neben anderm Lyrischen Goethe's gesellige Lieder.

[23]) Ueber den Bau des Lauchstädter Theaters und die damit verbundenen Unterhandlungen s. Ludecus a. a. O., besonders die Schilderung der Eröffnung S. 38 ff.; Bad Lauchstädt, sonst und jetzt, von Krieg, 1848, S. 74 ff.

[24]) Ueber die Schicksale der Handschrift und der Ausgaben des französischen Textes ist ein Aufsatz Goethe's nachzulesen: Bd. XLVI, S. 67 — 88 (Ausg. in 60 Bden.) oder Bd. XXIX. S. 367 — 382 (Ausg. in 40 Bden).

[25]) S. „Mittheilungen über Goethe und Schiller" in den Briefen von Heinrich Voß, hgg. von Abr. Voß, 1834.

[26]) Ueber die Einnahme Weimar's vgl. vornehmlich die anziehenden „Denkwürdigkeiten aus den Kriegsjahren 1806 — 1813, von Kanzler v. Müller, hgg. von A. Schöll. 1851"; einige Notizen bei Falk und Böttiger (lit. Zustände ꝛc. II. 264), der Fernow's Bericht über sein Gespräch mit Goethe mittheilt, und in den Aufzeichnungen der Joh. Schopenhauer (Jugendleben und Wanderbilder. 2 Bde. hgg. von ihrer Tochter, 1839). Riemer nennt den Marschall Ney. Nach v. Müller ward am 17. Oct. Denon bei Goethe einquartiert, auf dessen besonderen Wunsch. Auch Lannes wohnte 1806 bei Goethe.

[27]) S. einen Aufsatz von Stephan Schütze: Die Abendgesellschaften der Hofräthin Schopenhauer in Weimar, im Weimar-Album S. 185 ff.

[28]) Die Abdrücke dieses biographischen Aufsatzes wurden dem Oberconsistorium zu Weimar mit folgendem (bisher ungedruckten) Schreiben zugefertigt:

V. G. G. Karl August, Herzog &c.

Veste, Würdige und Hochgelehrte, Räthe!

Liebe Andächtige und Getreue!

Wir haben über die Personalien und Lebensumstände Unserer verablebten Frau Mutter Gnaden beiliegenden Aufsatz zum Gebrauch der Gedächtnißfeier verfassen lassen und begehren bei Zusendung der erforderlichen Exemplare hiermit gnädigst, Ihr wollet nach der zu haltenden Gedächtnißpredigt nächsten Sonntags solchen von den Kanzeln im Lande also verlesen lassen, daß die dabei an Rand gesetzten Tage und Jahrzahlen nicht mit abgelesen und die Vorlesung dadurch nicht unterbrochen werde. An dem geschieht Unsere Meinung, und Wir sind Euch mit Gnaden gewogen. Gegeben Weimar, den 13. April 1807.

In der Ausgabe der Werke ist daher dieser Aufsatz unpassend als eine Rede Goethe's betitelt. — Die Herzogin Amalie starb am 10. April, Nachmittags 3½ Uhr. In der Ausgabe in 60 Bden. (XXII. S. 231) ist ein Druckfehler, den die neuesten Ausgaben verbessert haben.

[29]) Ueber Goethe's Aufenthalt in den böhmischen Bädern, s. Guhrauer, „Goethe in Karlsbad" in dem deutschen Museum, hgg. von Prutz und Wolffsohn, 1851. S. 105 ff. 201 ff.

[30]) Ueber sein Leben s. Guhrauer in Raumer's histor. Taschenbuch. Neue Folge. VII. Jahrg. 1846. S. 189 — 275.

[31]) Briefwechsel zwischen v. Goethe und v. Reinhard, 1850. Kanzler v. Müller wollte schon früher diese Briefe nebst einem Leben und einer Charakteristik des Grafen Reinhard herausgeben. Die Dreitheiligkeit des Honorars ward aber nur von dem Sohne Reinhard's, nicht von den Goethe'schen Erben zugestanden, daher mußte das Buch ohne seinen Namen und ohne seine Einleitung erscheinen. S. Schöll in der Vorrede zu v. Müller's Denkwürdigkeiten &c.

Ueber die S. 184 erwähnte Bearbeitung von Shakspeare's Romeo und Julie, welche in Boas' Nachträgen, Thl. 2. vollständig abgedruckt ist, verdient ein Aufsatz in Viehoff's Archiv für das Studium der neueren Sprachen I. S. 264 ff. nachgelesen zu werden. — Goethe

schreibt am 13. Febr. 1812: „Ein Theil des Winters ist damit zugebracht worden, das Shakspearische Stück R. u. J. zu concentriren und diesen in seinen Hauptheilen so herrlich behandelten Stoff von allem Fremdartigen zu reinigen, welches, obgleich an sich sehr schätzbar, doch eigentlich einer frühern Zeit und einer fremden Nation angehörte, die es gegenwärtig selbst nicht einmal mehr brauchen kann. Zum 30. Januar, als dem Geburtstag der Herzogin, haben wir es zum ersten Mal, nachher noch einmal mit vieler Theilnahme des Publicums gegeben, welche sich um so mehr erwarten ließ, als die Rollen durchaus, besonders aber die Hauptrollen, den Schauspielern recht auf den Leib paßten. Diese Arbeit war ein großes Studium für mich, und ich habe wohl niemals dem Shakspeare tiefer in sein Talent hineingeblickt; aber er, wie alles Letzte, bleibt denn doch unergründlich".

[32]) Es kann gar nicht bezweifelt werden, daß die Goethe'sche Charade mit dem wirklichen Namen der Geliebten liebetändelt; um so unbegreiflicher ist es, daß Bettine diese Charade auf sich hat beziehen können. Um diesen Knoten zu lösen, versucht Guhrauer, der auch an andern Stellen dem Briefwechsel mit einem Kinde zu viel biographische Glaubwürdigkeit beimißt, eine allegorische Deutung; „wenn ich recht gerathen habe", sagt er a. a. O. S. 202, „Herz und Geist in ihrer Vereinigung", was am wenigsten zu Bettinens Lesart „an schön beschloss'nen Tagen" passen würde. Mir schien früher die Deutung auf den Namen Witzleben, dem man an mehreren Stellen in Goethe's Werken begegnet, möglich. Nun löst mir Herr Hofrath Eckermann die Sache ganz einfach durch die gefällige Mittheilung, daß die Sonette sich auf ein Fräulein Herzlieb in Jena beziehen.

[33]) Ueber Goethe's Pandora s. Düntzers Schrift: Goethe's Prometheus und Pandora, 1850. S. 60 ff. — An Frau von Stein schreibt Goethe bei der Sendung von „Pandorens Wiederkunft": „Eigentlich sollte dieser Theil Pandorens Abschied heißen, und wenn es mir so viele Mühe macht, sie wieder herbeizuholen, als es mir Mühe machte, sie fortzuschaffen, so weiß ich nicht, wann wir sie sehen werden".

[34]) Der lebensfrohe, energische Charakter der Frau Rath Goethe spricht sich am treffendsten in ihren Briefen aus; s. Briefe &c. an Fr. von Stein, hgg. von Ebers und Kahlert, 1846. (S. 75 ff.), an

die Herzogin Amalie im Weimar-Album S. 115 — 122, und andere in Dorow's Reminiscenzen rc. 1842. S. 132 ff. Vgl. den Aufsatz von K. G. Jacob in Raumer's histor. Taschenbuch. N. Folge, 5. Jahrg. 1843. Goethe schreibt an Zelter bei Mittheilung eines ihrer Briefe: „Darin wie in jeder ihrer Zeilen spricht sich der Charakter einer Frau aus, die in alttestamentlicher Gottesfurcht ein tüchtiges Leben voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zubrachte, und als sie ihren Tod selbst ankündigte, ihr Leichenbegängniß so pünctlich anordnete, daß die Weinsorte und die Größe der Bretzeln, womit die Begleiter erquickt werden sollten, genau bestimmt war".

35) Die ausführlichste und getreuste Schilderung dieser Audienzen in Erfurt und Weimar geben von Müller's Denkwürdigkeiten rc., welche ich in Folge gütiger Mittheilung des Herrn Herausgebers vor ihrem öffentlichen Erscheinen benutzen konnte. Eine Notiz über die letztere Unterredung giebt Thiers in seinem bekannten Werke, vielleicht nach Talleyrand's Aufzeichnungen; denn in einem später anzuführenden Aufsatze Soret's findet sich die Bemerkung: „Le prince de Talleyrand en a conservé dans ses mémoires encore inédits plusieurs détails". Vgl. über jene Vorgänge in und um Weimar die kürzlich erschienenen Memoiren von Müffling, hgg. von seinem Sohne. 1851.

36) Ueber Goethe's Verhältniß zu diesem Fürsten s. Falk a. a. O. S. 163 ff., dessen Bericht nach Riemer's Versicherung mit Goethe's mündlichen Aeußerungen übereinstimmt.

37) S. das Leben des Freih. von Stein, von Pertz, III. S. 374.

38) S. Rückblicke in mein Leben. Aus dem Nachlasse von Heinrich Luden, 1847. S. 119 ff. — Ungeachtet Goethe's kühler Beurtheilung der politischen Vorgänge nach der Befreiungszeit konnten ihm doch die jungen patriotischen Schwärmer in ihrem Enthusiasmus höchst liebenswürdig erscheinen. „So erzählte er" — berichtet Frommann — „eines Abends meiner Mutter, wie ihn am Morgen ein Student besucht habe, schilderte, wie nur er und auch nur mündlich schildern konnte, wie diesem unter den schwarzen Locken die feurigen Augen hervorgeglänzt hätten, während er ihm allerlei redlich gemeintes, aber überspanntes Zeug vorgeredet, und endigte mit den Worten: „Ich hätte ihm um den Hals fallen und sagen mögen: lieber Junge, sei nur nicht so dumm!"

[39]) Von jetzt an wird eine Hauptquelle für die Biographie Goethe's: Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832, hgg. von Riemer, 1833 ff. 6 Theile. Wer als Biograph Goethe's in dieser Wasserfluth die Taucherkünste unendliche Male hat wiederholen müssen, um das Goethe'sche Gold heraufzuholen, wird das Bild Rückert's sehr treffend finden, wenn er Goethe dem Könige von Thule vergleicht.

[40]) Soret erzählt in der Notice sur Goethe, dem Besten, was in französischer Sprache über den Dichter geschrieben ist (Bibliothèque universelle des sciences, belles-lettres et arts. 1832. Tom. II. Littérature. Pag. 113—147; 262—288), daß im Jahre 1811 ein Officier Goethen einige Blätter eines arabischen Manuscripts des Korans, das er aus Spanien mitgebracht hatte, überließ. Die Schönheit der Handschrift und der Zeichnung zog Goethe sehr an und gab ihm schon damals die erste Anregung zu den orientalischen Studien.

[41]) In der zweiten Beilage sind die von Goethe bei dieser Feierlichkeit gesprochenen Worte abgedruckt, deren abschriftliche Mittheilung ich meinem Freunde, dem Herrn Hofrath Sauppe in Weimar, verdanke.

[42]) Hinsichtlich der amtlichen Wirksamkeit Goethe's, besonders in seinen letzten Lebensjahren, findet man detaillirte Berichte nebst einer Menge von Actenstücken und Briefen in: Goethe in amtlichen Verhältnissen ꝛc. von seinem letzten Amtsgehülfen Dr. C. Vogel, 1834.

[43]) Dies Gutachten ist abgedruckt in Düntzer's Studien ꝛc. S. 375 — 385.

[44]) Ich bin in dieser Erzählung einer Aufzeichnung Sauppe's gefolgt. Nach Laube (in seinen Reisenovellen) wäre dies Geschenk zum Jubiläum angelangt.

[45]) Eckermann's Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 3 Theile, 1836. 48. (neuerdings von Oxenford ins Englische übersetzt) gehören bekanntlich zu den werthvollsten Beiträgen zur Charakteristik des Dichters, besonders seiner letzten Lebensepoche. Der 3. Theil enthält auch Auszüge aus Soret's Aufzeichnungen in deutscher Uebersetzung, von denen sich schon ein Theil in dessen Notice

sur Goethe findet. Wo ich im Ausdrucke von Eckermann abweiche, habe ich den französischen Text vor Augen gehabt.

[46]) In einem Briefe Walter Scott's an Goethe vom Jahre 1827 heißt es: „Es giebt allen Bewunderern des Genius ein wohlthätiges Gefühl zu wissen, daß eins der größten europäischen Vorbilder einer glücklichen und ehrenvollen Zurückgezogenheit in einem Alter genießt, in welchem er auf eine so ausgezeichnete Weise sich geehrt sieht. Dem armen Lord Byron ward leider vom Schicksal kein so günstiges Loos zu Theil, indem es ihn in der Blüthe seiner Jahre hinwegnahm und so Vieles, was noch von ihm gehofft und erwartet wurde, für immer zerschnitt. Er schätzte sich glücklich in der Ehre, die Sie ihm erzeigten, und fühlte, was er einem Dichter schuldig war, dem alle Schriftsteller der lebenden Generation so viel verdanken, daß sie sich verpflichtet fühlen, mit kindlicher Verehrung zu ihm hinaufzublicken". (Eckermann, III. S. 176). Ueber Goethe's Verhältniß zu Lord Byron berichtet Medwin in den Conversations of Lord Byron (London, 1824) und Goethe in dem bekannten Aufsatze.

[47]) Zu Eckermann's Notizen (I. 70. 91; III. 21 — 30) sind einige Nachträge gegeben von Guhrauer, Goethe in Karlsbad a. a. O. S. 210. 11.

[48]) S. „Weimars Jubelfest". Weimar, 1825.

[49]) S. „Goethe's goldener Jubeltag". Weimar 1826, worin auch die einzelnen an Goethe gerichteten Beglückwünschungsschreiben, Reden und Gedichte nebst seinen Antwortschreiben an die jenaischen Facultäten abgedruckt sind.

[50]) Goethe's Briefe an Graf Brühl s. in den Briefen von und an Goethe, hgg. von Riemer, S. 155 ff., wo auch der Prolog Goethe's S. 160 — 162 abgedruckt ist.

[51]) Riemer's Bemerkung verdient hier noch Erwähnung, Goethe's Erzählung im vierten Bande von Dichtung und Wahrheit reiche bei weitem nicht an die Wärme und Lebendigkeit, womit er ihm die Scenen seiner Liebe zu Lili in mündlicher Unterhaltung geschildert habe. — Der ungenannte Recensent meines Buches in den Blättern f. lit. Unterh., macht mich in seiner wohlwollenden und gründlich auf

die Sache eingehenden Beurtheilung darauf aufmerksam, gegen meine Darstellung der Trennung Goethe's von Lili sei ihm ein Bedenken erregt durch die in einer Logenrede des Kanzlers v. Müller vorkommenden Worte: „Diese Trennung von Lili wird noch tiefere Blicke in die Geheimnisse eines Herzens thun lassen, das mitten unter den Stürmen der Leidenschaft stark genug war, dem Zauber süßester und edelster Neigung zu entsagen, wenn es der Befriedigung sittlich zarter Anforderungen galt". Müller hat unstreitig hier bloß die Erzählung Goethe's in dem damals noch nicht erschienenen, ihm aber schon mitgetheilten vierten Band von D. u. W. vor Augen, nicht ihm speciell zugängliche Quellen. Ich folgte den Briefen an Auguste Stolberg, welche Müller, als er jene Worte schrieb, noch unbekannt waren.

52) Ueber die Novelle handelt ausführlich Düntzer in den Studien S. 59 — 89. Schwerlich möchte in der Localschilderung Rudolstadt zu suchen sein.

53) Um die Freundschaftsverbindung mit dem Grafen Caspar von Sternberg nach der Bedeutung, die sie für Goethe hatte, richtig zu würdigen, mögen wir mit den Aeußerungen in Goethe's Abhandlung über die Zeitschrift des Museums noch einige von Riemer (II. 684) mitgetheilte Stellen, datirt vom 1. August 1822, Goethe's Tagebuche oder einem Briefe entnommen, vergleichen:

„Ich darf wohl sagen, daß mir, seit ich dem Grafen von Reinhard in Karlsbad begegnete, kein solches Glück [wie jetzt durch die Bekanntschaft mit dem Grafen Sternberg] wieder geworden. Wie wichtig ist es, einen Mann von diesen Jahren von solcher menschlichen Welt- und wissenschaftlichen Bildung anzutreffen, eine vollkommene Mittheilung möglich zu finden und durch wechselseitiges Empfangen und Geben des größten Vortheils zu gewinnen! Er ist aus einer Zeit, wo sich Aussichten hervorthaten, Gesinnungen entwickelten, Studien besondere Reize ausübten, zu denen allen ich mich selbst bekenne. Eine solche Annäherung ist mir doch unendlich werth, und so waren wir denn zwei Wochen beisammen, wo Tausendfältiges zur Sprache kam. In gar manchem Capitel habe ich durch ihn sehr schöne Nachweisungen und Aufklärungen erhalten. Ein fortgesetztes thätiges Verhältniß wird beiden Theilen zum Nutzen und Frommen gereichen".

[54]) Dieses köstliche Schreiben findet man vollständig abgedruckt in Vogel's Schrift: Goethe in amtlichen Verhältnissen, S. 248—254 und danach auch in G.'s Werken unter den biographischen Einzelheiten (Bd. LX. der Ausg. in 60 Bden; Bd. XXVII. der Ausg. in 40 Bden).

[55]) Ueber die Wanderjahre, namentlich das Verhältniß der beiden Bearbeitungen zu einander s. Düntzer in den Studien S. 318 ff.

[56]) S. Vogel, die letzte Krankheit Goethe's ꝛc. 1833. S. 5.

[57]) Ueber das Chaos s. Eckermann III. S. 335, und einen Aufsatz von Amalie Winter im Weimar-Album S. 207 ff. Nachweisungen über Goethes Antheil in Hirzel's Verzeichniß einer Goethebibliothek S. 69 — 71. Ein vollständiges Exemplar des Chaos, jetzt schon eine Rarität, ist im Besitz dieses einsichtigen Kenners und Sammlers der Goethiana, dem ich für die freundliche Bereitwilligkeit verpflichtet bin, mit der er mich von dem Seltensten und Wichtigsten seiner Sammlung Kenntniß nehmen ließ.

[58]) Eine Uebersicht über die Faustliteratur s. in Vischer's kritischen Gängen. II. S. 49 ff. Die gründlichsten Schriften über den zweiten Theil sind: Weiße's Kritik und Erläuterung des Goethe'schen Faust, 1837, und Düntzer's ausführliches Werk: Goethe's Faust, zum ersten Male vollständig erläutert, 2 Theile. 1850.

[59]) Der Bericht von der Fahrt nach dem Gickelhahn und der letzten Geburtstagsfeier stützt sich auf eine ausführliche Erzählung von der Hand des Rentamtmanns Mahr in Ilmenau. Herr Hofrath Preller in Weimar, der sich demnächst durch die Herausgabe dieses interessanten Actenstücks den Dank der Verehrer Goethe's erwerben wird, setzte mich durch freundschaftliche Mittheilungen desselben in den Stand, die Hauptzüge in meine Schilderung aufzunehmen. Ein Bruchstück des erwähnten Bergmannsdrama's s. in B. R. Abeken, ein Stück aus Goethe's Leben, S. 51 — 56. Ein Irrthum im ersten Bande (S. 346) ist zu berichtigen, zu welchem ich (wie auch Viehoff, II. 519) durch das Buch von Falk, der als Weimaraner in diesem Falle mir glaubwürdig zu sein schien, verleitet worden bin. Die Inschrift von Goethe's Hand lautet nach genauer Copie folgendermaßen:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch.
Die Vögel schweigen im Walde,
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Darunter stehen die Data: 7. Sept. 1783.
Renov. 29. Aug. 1813.

Das Häuschen auf dem Schwalbenstein, wo Goethe einen Theil seiner (ersten) Iphigenie dichtete, steht nicht mehr.

60) Abgedruckt nebst der deutschen Uebersetzung in der unten angeführten Schrift von Dr. K. W. Müller, S. 43 — 45.

61) Goethe's Briefe an David Knoll s. am Schluß des angeführten Aufsatzes von Guhrauer, Goethe in Karlsbad, S. 214 — 219.

62) Ein genaues Verzeichniß der Goethe'schen Sammlungen s. in der Schrift: Goethe's Sammlungen, Jena, 1848. 3 Theile.

63) Jahn's Brief und Goethe's ausführliches Antwortschreiben, einer seiner letzten Briefe, s. in Dorow: Krieg, Literatur und Theater ꝛc. 1845.

64) Der Bericht von Goethe's letzten Lebenstagen beruht auf Soret's Notice sur Goethe, der Schrift von Dr. Karl Wilhelm Müller, der die Mittheilungen der Familie und Freunde getreu aufgezeichnet hat: Goethe's letzte literarische Thätigkeit, Verhältniß zum Ausland und Scheiden, 1832, und Dr. Vogel: die letzte Krankheit Goethe's, 1833.

65) Die ausführliche Beschreibung der Trauerfeierlichkeiten so wie auch den schönen vom Kanzler v. Müller gedichteten Epilog zum Tasso findet man bei K. W. Müller S. 79 — 107. — Die beiden am engsten mit Goethe verbundenen Freunde, Meyer und Zelter, folgten ihm noch in demselben Jahre nach. Meyer schrieb einer Freundin ins Stammbuch:

Mein Stab sank hin, er liegt im Grabe;
Ich wanke nur, bis ich ihn wieder habe.

Zelter, welcher noch am Todestage Goethe's ohne eine Vorahnung einen Brief des heitersten Inhalts an ihn geschrieben hatte, der am Begräbnißtage einlief, spricht dasselbe Gefühl in einem Briefe an Kanzler v. Müller aus: „Wie er dahinging vor mir, so rück' ich ihm nun täglich näher und werd' ihn einholen, den holden Frieden zu verewigen, der so viel Jahre nach einander den Raum von sechsunddreißig Meilen zwischen uns erheitert und belebt hat".

Schlußwort.

Schließlich bemerke ich noch, daß es mein stetes Bestreben war, Goethe's Charakter und Geistesentwickelung überall im Fortgange seines Lebens durch Thatsachen und seine eigenen Aeußerungen zu zeichnen, in engem Anschließen an die zuverlässigsten Berichte, einzelne Erörterungen darein, zu verweben und dadurch vor dem Geiste des Lesers das Gesammtbild entstehen zu lassen, nicht aber in einer Schlußcharakteristik mich in der Allgemeinheit der Phrasen zu bewegen; „denn" — sagt Goethe selbst — „was ist die beste Charakteristik im Vergleich mit dem Detail eines bedeutenden Lebens?" Ohne apologetisch oder polemisch zu verfahren, hoffe ich durch die Wahrhaftigkeit in den Einzelnheiten und eine rein objective und chronologische Zusammenstellung des Thatsächlichen den einsichtsvollen, von Vorurtheilen unbestochenen Leser am besten in Stand gesetzt zu haben, Goethe's Charakter und Bildungsgang in klarem Bilde aufzufassen oder sein Urtheil zu berichtigen. Noch giebt es Viele, für welche die aus trüber Quelle geflossenen, halbwahren oder erlogenen Anekdoten über Goethe's Lebensverhältnisse und Charaktereigenthümlichkeiten mehr Reiz haben, als die edelsten Züge liebevoller Fürsorge, pflichttreuer Aufopferung und reinen Strebens für das Höchste der Menschheit; welche in ihrer Unfähigkeit, den sittlichen Kampf, durch den eine reichbegabte Natur sich hindurcharbeiten hat, zu begreifen, an alle Größen nur mit dem pharisäischen Bewußtsein ihrer passiven Sittlichkeit herantreten. Indeß ist die Zeit wohl vorüber, wo es für geistreich galt, Goethe

herabzuwürdigen und das einzige Gut, daß unserer Natio[n] Hochachtung der Nachbarvölker erworben hat, lächelnd schm[älern] zu sehen.

Indem ich hiermit die erste vollständige Biographie Goe[the's] der Oeffentlichkeit übergebe, bin ich mir sehr wohl bewußt, [daß] sie nur als ein Versuch zu betrachten ist, als der in einem e[ngen] Rahmen ausgeführte Entwurf zu einem vollendeteren Gem[älde]. David's Worte an Goethe bei Uebersendung seiner Büste dü[rften] auf meine biographische Arbeit ihre volle Anwendung fin[den]: Vous êtes la grande figure poétique de notre époq[ue]; elle vous doit une statue, mais j'ai osé en faire [un] fragment; un génie plus digne de vous la termine[ra].

Bremen, am 1. Aug. 1851.